This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Fünfzehnter Band.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
11 NOV 1970
OF OXFORD
LIBRARY

Kleine Romane,

Erzählungen, Anekdoten

und

Miszellen

August's von Kotzebue.

Zweiter Theil.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Die

Frucht fällt weit vom Stamme.

Ein Roman in drei Büchern

von

August von Kotzebue.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Die
Frucht fällt weit vom Stamme.

Erstes Buch.

Die
Frucht fällt weit vom Stamme.

Erstes Buch.

1. Das Erntefest.

Einen Städter auf dem Lande kann man nicht besser unterhalten, als durch städtische Vergnügungen, denn Landleben ist das letzte was er dort sucht. Eigentlich will er nur die gewohnten Zerstreuungen an einem andern Orte genießen, weil da veränderte Umgebungen den Reiz erneuern; so wie es einem Menschen, der zu Hause keinen Appetit mehr hat, an fremden Tafeln recht wohl schmeckt, wenn sie auch schlechter besetzt wären als seine eigene. Das wußte Amtmann Knipperdolling, der Schlaukopf, sehr wohl.

Man konnte den Mann nicht eigentlich einen Bauernschinder nennen, denn zum Schinden gehört eine Haut, und schon sein Vorfahr hatte den Bauern keine Haut mehr gelassen; er sah sich daher genöthigt, in das Fleisch selbst zu schneiden, welches freilich nicht immer ohne Geschrei des Patienten ablief. Da nun die fürstlichen Domainen, welche Amtmann Knipperdolling verwaltete, sehr nahe bei der Hauptstadt einer Provinz lagen, so war dann und wann das Hinüberschallen einiger Schmerzenstöne nicht zu vermeiden. Auf daß aber Niemand dadurch geweckt würde, ersann Herr Knipperdolling verschiedene Mittel, als da sind: Rehböcke in die Küchen, Weine in die Keller, auch wohl Dukaten in die Beutel. Als Eines der wirksamsten hatte er seit vielen Jahren ein Erntefest befunden, wozu er im Monat August alle seine Gönner nebst Familien aus der Stadt einzuladen pflegte, wo aber freilich von einer Ernte nichts weiter zu merken war, als daß seine eigen-

sehr ergiebig sein mußte, weil man in Champagner schwamm und die ausgesuchtesten Leckerbissen aus Silber verzehrte. Vormals hatten wenigstens die Bauern einen Erntekranz mit bunten Bändern geschmückt, unter Vortretung eines Dudelsacks, den Gästen überreichen müssen; seitdem sie aber nur noch in geflickten Röcken erscheinen konnten, und ihr Sackpfeifer die Schwindsucht hatte, war auch diese Ceremonie unterblieben.

Das Erntefest bestand eigentlich aus einem Schmaus und Ball, bei dem die Bauern — jedoch nur durch einige Deputirte — zusehen durften. An Tänzerinnen war selten Mangel, da die Ehebetten der Gönner aus der Stadt reichlich Töchter lieferten; aber an Tänzern gebrach es bisweilen, weshalb Herr Knipperdolling gewöhnlich die Offiziere aus der Garnison einlud. Doch gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts begab es sich, daß die tanzenden Krieger sämmtlich ausmarschirt waren, um einen Todtentanz mit der sogenannten großen Nation zu beginnen, und in dieser Noth sah sich der Herr Amtmann gezwungen — was er fürwahr nicht gern that — mehrere Einladungskarten an junge Herren zu schicken, die nicht auf Bäumen saßen (ich meine auf Stammbäumen), sondern die sich blos auf eine gemeine Weise durch Artigkeit der Sitten auszeichneten. Zu diesem gehörte diesmal auch Theodor, ein junger Arzt, der, nachdem er lange den Armen umsonst, oder, was gleich viel gilt, um Segen gedient, vor Kurzem durch eine glückliche Kur an der alten Katze der Frau Gouverneurin sich einen gewissen Ruf erworben hatte.

Der feierliche Tag war angebrochen. Im Amthause zu Schönsee standen schon in Reih und Glied die Torten, auf deren weißen Zuckerflächen duftende Blumen sich wiegten. Kleine Schiefertafeln in Silber gefaßt, waren an die Flaschenbatterie befestigt, und der Finger eines lüsternen Lesers konnte auf ihnen, vom Rhein über Frankreich und Spanien bis zu den canarischen Inseln, ja bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung reisen. Die gesammte Dienerschaft prangte wohlgepudert mit silbernen Achselbändern auf hellblauen Röcken, und die Musikanten probirten seit frühem Morgen Walzer für den Tanz, Symphonien für die Tafel. Als die Sonne am höchsten stand, und der Bauer, mit der Sense auf dem Rücken, schwitzend heimkehrte zu seinem schwarzen Mehlbrei; da rollten nach und nach die schwankenden lackirten Wagen vor das Amthaus; hübsche Mädchen hüpften heraus jungen Herren in die Arme; alte Damen klammerten sich an stämmige Bediente; feiste Männer kullerten hinterher. Die Galanterie des Herrn Amtmanns hatte im Vorhaus einen großen Spiegel aufgestellt, vor dem die Damen sich in Eil ein wenig zurechtmachten, und sodann dem weißbehandschuhten Führer folgten, noch auf der Treppe mit ihrem Putz beschäftigt. Die Flügelthüren des Speisesaales rauschten auf, Schüsseln dampften, Stühle schurrten, Teller klapperten, Musikanten bliesen, Stöpsel flogen, Bediente rannten gegeneinander, Kleider wurden begossen, kurz, alles ging seinen gehörigen Gang.

Theodor war unglücklicherweise unten an der Tafel

neben den Pfarrer gerathen, der auch nur einmal im Jahre der Ehre theilhaftig wurde, bei dem Herrn Amtmann zu speisen, und der übrigens Jahr aus Jahr ein mit der Gicht behaftet war. Der gute Mann wollte die seltene Gelegenheit, einem Arzt seine Leiden zu klagen, nicht vorbeigehen lassen, darum machte er es, wie viele seines Gleichen, uneingedenk, daß, wenn der Arzt zu Gaste geht, er gern mit der Schilderung des Elends verschont sein mag, die ohnehin sein tägliches Zugemüse ist. Theodor indessen gehörte zu den wenigen Aerzten, bei welchen das gewohnte Schauspiel fremder Leiden das Gefühl noch nicht abgestumpft hat; oder vielmehr, er war noch zu jung dazu; darum hörte er gefällig den Gichtbrüchigen an, hielt ihm, während der ganzen Tafel, Vorlesungen über Diätetik (bei welchen der Pfarrer sehr andächtig drei Bouteillen Portwein ausleerte) und versäumte darüber, auch nur einer Einzigen von allen den hübschen Mädchen unter den Strohhut zu schielen. Doch war er keineswegs ein Mädchenverächter, und darum herzlich froh, als man endlich nach vier langen Stunden die Stühle rückte, denn beim Tanz hoffte er das Versäumte einzuholen.

---

2. Der Schlagfluß.

Ein Unstern verfolgte ihn. — Alle die hübschen Mädchen waren ihm unbekannt. Als sie nun nach dem Tanzsaal strömten, und dort längs der Wand auf Stühlen harrten, bis die Musikanten ihre Instrumente gestimmt, und die jungen Herren die Touren verabredet hatten, da ließ er

seine Blicke über die Blumenflor schweifen, um sich eine Tänzerin zu wählen, deren Physiognomie ihm etwa anzöge. Sein Auge ruhte bald auf einem schönen Gesicht, das, wenn es lächelte, Friede und Freude gab, und, wenn es ernst war, zu gebieten schien. Das Grazienhafte zog ihn näher, das Junonische stieß ihn zurück. Er überblickte noch einmal den bunten Kreis, um ein Gesicht zu finden, das ungemischte Wirkung auf ihn hervor brächte; es gab auch manche allerliebste Stumpfnäschen darunter, die gar nichts weiter zu sagen schienen, als: Komm, wir wollen fröhlich sein; doch wider seinen Willen kehrte sein Auge stets zu der Gebietenden zurück, deren Freundlichkeit ein wenig der fürstlichen Herablassung glich. Schon hub er den Fuß sich ihr zu nähern, als ihn Herr Knipperdolling auf die Schulter klopfte, und ihn ersuchte, mit der Tochter des Präsidenten zu tanzen. Theodor, der von dem Amtmann mit vornehmer Nachlässigkeit empfangen worden, begriff nicht leicht, wie er zu dieser Ehre kam; doch bald wurde ihm der Grund des Vorzugs klar, als er das kleine bucklichte Fräulein erblickte, dessen schwarze Augen nach einem Tänzer brannten, das aber von jedem höflich vermieden wurde. Der aufmerksame Wirth hielt für seine Schuldigkeit, die Tochter seines hohen Gönners nach Wunsch zu versorgen; die adelichen jungen Herren durfte er mit solchen Zumuthungen nicht behelligen; er wandte sich daher an einen Bürgerlichen, der, für die Ehre, die ihm heute wiederfuhr, sich, wie er meinte, wohl aufopfern könne, und äußerte in einem Tone, der keinen Widerspruch vor-

aussetzt: er hoffe, Theodor werde für den ganzen Abend das Fräulein zu seiner Hälfte wählen. Der gefällige, schüchterne Jüngling verbeugte sich und gehorchte.

Die kleine Stieftochter der Natur reichte mit vieler Güte das dürre Pfötchen. Schon stellte man sich zum ersten Tanze. Der Zufall führte Theodor neben einen jungen Incroyabel, der des schönen Mädchens Tänzer war; das schöne Mädchen stand folglich dem Arzte gegenüber. Er machte diese Bemerkung in demselben Augenblicke, in dem ihr großes blaues Auge sich auf ihn heftete, und nie war er mit seinen eigenen großen blauen Augen so verlegen gewesen. Er wußte in der Geschwindigkeit nicht wohin damit, und warf sie fast zärtlich auf seine Tänzerin, die ihm Aufmunterung zublitzte. Das schöne Mädchen ließ einen Blick über die Nachbarin gleiten; Theodor wurde noch verwirrter, denn der Gedanke stieg plötzlich in ihm auf: man glaubt wohl gar, ich sei in den kleinen Unhold verliebt? — Warum der Irrthum ihm nicht gleichgiltig war, das wußte er selbst noch nicht.

Der Tanz hub an. Das kleine Knochenwesen hing wie Blei an seinem Arme; die Nachbarin schwebte wie ein Zephyr über Blumen. Theodor tanzte sonst recht gut, aber heute machte er seinem Meister keine Ehre, und mehr als einmal brachte er Verwirrung in die Touren, besonders wenn er die Hand der schönen Nachbarin berühren mußte. Sie hatten nun eben bis an die Spitze der Colonne figurirt, und der Incroyabel stand im Begriff, mit seiner Juno durch die Reihen zu walzen; da ging einer der Gäste an ihnen vorüber, und rief einem Andern zu: »den alten Klumm

hat der Schlag gerührt.“ — In demselben Augenblicke fiel das schöne Mädchen dem bucklichten Fräulein ohnmächtig in die Arme. Diese, nicht stark genug die Bürde zu tragen, rief ängstlich ihren Tänzer zu Hilfe, und alsobald fing Theodor knieend die Ohnmächtige auf. Todtenblässe hatte ihre Wange überzogen, das Auge war geschlossen, der Busen schien ein lebloser Marmor; dennoch war sie unaussprechlich reizend. Theodor rief, man müsse sie an die frische Luft tragen; warum rührte er sich denn aber nicht von der Stelle? — Erst als die kreischende Stimme seiner Tänzerin ihn erinnerte: »wohlan, so tragen Sie sie doch.“ Da raffte er sich auf, und wollte mit der schönen Last an das geöffnete Fenster eilen. Herr Knipperdolling trat ihm in den Weg. »Kommen Sie geschwind,“ sagte er hastig, »den Bankdirektor Klumm hat der Schlag gerührt, er liegt sprachlos. Sie sind hier der einzige Arzt, helfen Sie.“

Theodor antwortete durch einen verlegenen Blick auf die Ohnmächtige. »Mamsell Klumm wird sich schon erholen,“ fuhr Knipperdolling fort, »bei dem Vater ist Ihre Hilfe nothwendiger.“

Unterdessen waren auch ein paar alte Tanten hinzugeeilt, die das Mädchen ihm aus dem Arme hoben, und der Amtmann zog ihn aus dem Saale. Herr Klumm, der sogenannte reiche Bankdirektor, ein wohlgemästeter, korpulenter Mann, hatte sich bei der Tafel die hitzigen Weine zu wohl schmecken lassen, gleich nachher sich an den Kartentisch gepflanzt, und war, als er eben mit der Spadille stach, vom Tode erinnert worden, daß unser Leben nur ein Spiel

sei. Theodor ließ ihm sogleich zur Ader. Nach und nach erholte er sich, konnte zwar noch nicht sprechen, schien aber, gemächlich auf dem Sofa ausgestreckt, die ängstlichen Bemühungen des fremden jungen Arztes wohlgefällig zu erkennen. Daß diese Aengstlichkeit eigentlich seiner schönen Tochter galt, kam ihm gar nicht in den Sinn, sondern er schob sie blos, auf die natürliche Besorgniß für das Leben eines so angesehenen Mannes, dessen Rettung Theodors Ruf noch fester begründen konnte. Gern wäre der junge Aeskulap entschlüpft, um der schönen Ohnmächtigen Hilfe zu leisten, aber die Umstehenden ließen ihn nicht fort, und vergebens erwartete er, so oft die Thür sich öffnete, zu ihr gerufen zu werden. Nach ihr zu fragen, schämte er sich — so weit war es schon mit ihm gekommen — er belog sich aber selbst durch den Vorwand, er unterlasse die Frage nur, um den kranken Vater nicht zu erschrecken.

Wie er nun so da saß, mit dem Puls des Bankdirektors zwischen den Fingern, und aus Ungeduld mehr Schläge zählte, als wirklich zu zählen waren, da flogen endlich die Thüren auf, und das schöne blasse Mädchen stürzte herein, mit flatterndem Haar und gelüftetem Busen. Der letztere Umstand war von schrecklichen Folgen. Ihres Vaters Hand nämlich lag auf dessen Brust. Theodor hatte, wie gesagt, des Kranken Puls gefaßt. Da nun die betäubte Schöne sich gerade auf ihren Vater warf, so geschah es, daß ihr Busen Theodors Finger berührte, wodurch er in den Wahn gerieth, dem Alten sei plötzlich ein sehr heftiges Fieber zugestoßen. Es waren aber nur seine eigenen Pulse, die so

entsetzlich stark klopften. Indessen wollte er schon einen zweiten Aderlaß anordnen, als der Alte noch zu rechter Zeit die Sprache wiederfand, um sein geängstetes Kind zu trösten und zu versichern, daß er, bis auf eine unbedeutende Mattigkeit, sich wieder recht wohl befinde. Erst nach dieser Zusicherung erholte sich Ottilie. Die jungfräuliche Scham, von der kindlichen Liebe auf einen Augenblick verdrängt, trat mit dem Blute auf ihre Wangen zurück, und ein flüchtiger Blick auf den enthüllten Busen schmückte sie mit Aurorens glühendsten Farben. Sie entsprang in das nächste Kabinet.

---

3. Die Mondsteine.

Theodor rieth jetzt dem alten Klumm, nach Hause zu fahren, da dessen Kräfte es zu verstatten schienen, und wunderte sich, als ihm der Patient erklärte, vor Morgen früh sei daran nicht zu denken. Eine alte Muhme mit spitziger Nase zischelte dem Arzt in's Ohr:

»Ehe er dem lieben Töchterlein eine Gelegenheit zu glänzen raubt, stirbt er lieber.«

Diesen Wink benutzte Theodor, weniger aus Besorgniß für den Kranken, als aus Neubegier, das schöne Mädchen zu erforschen. Er nahte sich Ottilien schüchtern (die jetzt auch ihr großes blaues Auge nicht mehr so unbefangen auf ihn heftete, als zuvor), er theilte sein medizinisches Gutachten ihr mit, sammt der Weigerung des Vaters und dem vermuthlichen Grund derselben, daß er nämlich seiner Tochter Freude nicht stören wolle. Ohne zu antwor-

ten, flog Ottilie hinaus, und er hörte mit geheimen Vergnügen, wie sie draußen dem Bedienten befahl, so schnell als möglich anspannen zu lassen. Der Alte gab nach.

Es war ein schöner Abend, die Sterne funkelten; aber Luna, die Vertraute der Liebenden, hatte noch auf der andern Hälfte der Weltkugel Geschäfte, und folglich war die Nacht dennoch ziemlich dunkel. Ottilie äußerte Furcht, mit dem kranken Vater allein zu fahren, da ihm unterwegs leicht etwas zustoßen könnte. Alsobald erbot sich Theodor zum Begleiter. Man wechselte höfliche Worte; man wollte sein Vergnügen nicht unterbrechen; er aber versicherte hastig, daß, wenn er ihr auch nur einen ängstlichen Augenblick ersparen könne, er nie in seinem Leben ein schöneres Vergnügen genossen habe. Ottilie erröthete, wandte sich schnell zu ihrem Vater und machte ihn mit dem gefälligen Erbieten des Herrn Doktors bekannt. Der Titel Herr Doktor aus diesem schönen Munde hätte ihn fast verdrießlich gemacht, denn es war ja nicht der Arzt, der ihr den Vorschlag that. »Am Ende,« dachte er, »bezahlt sie mich noch obendrein dafür,« und bei dem Gedanken, Geld aus Ottiliens Händen zu empfangen, überlief es ihn eiskalt. Sie konnte wohl gar die schimpfliche Vermuthung hegen, er wolle den Zufall benutzen, um eine Kundschaft in ihrem Hause zu erschleichen. Fast wäre er zurückgetreten, allein der Vater hatte sein Erbieten schon dankbar angenommen, und er mußte sich durch den Entschluß beruhigen, so bald als möglich, dem Vater wie der Tochter, durch Uneigennützigkeit andere Begriffe von

seiner Denkungsart beizubringen. Ob Herr Klumm wirklich solche Gedanken hegte, ist unbekannt, Ottilien aber that er Unrecht, denn die war Mädchens genug, um sich auf den ersten Blick ein Betragen zu erklären, das mehr herzlich als höflich war.

Der Wagen fuhr vor. Der Herr Amtmann bedauerte — man führte den Patienten durch den Tanzsaal — die ganze Gesellschaft bedauerte, ließ sich aber keinen Augenblick in ihrer Freude stören. Nur zwei Personen meinten es ernstlich mit dem Bedauern, der Incroyabel nämlich, von dem wir bald mehr vernehmen werden, und Fräulein Buckelingen, die gern noch getanzt hätte.

Zum Unglück war der Wagen nur zweisitzig, hatte aber vorne noch ein Bänkchen, das man aufschlagen, und auf dem man im Nothfall sitzen konnte. Eigentlich war es eine Marterbank für die Knie, die nirgends Platz fanden, als etwa am Kinn dessen, dem sie zugehörten. Der Alte wurde natürlich, so breit und bequem als möglich gesetzt, und wegen der kühlen Nacht noch mit allerhand warmen Zubehör umgeben, wodurch der Wagen so beengt wurde, daß es unmöglich schien, noch zwei Menschen hinein zu zwängen. Ottilie wollte sich auf das Bänkchen setzen, allein Theodor erklärte so ernstlich, daß er lieber zu Fuß nebenher traben werde, daß sie endlich nachgab, und sich neben den Vater drückte. Nun stieg Theodor ein. Kopf und Leib fanden noch so ziemlich Raum, seine Füße aber waren ihm jetzt lästiger, als einer chinesischen Dame die ihrigen.

Wagenrecht! ſagte der Alte, welches die Erlaubniß andeutete, herkömmlicher Maßen die Füße mit denen des Nachbars gegenüber zu verſchränken. Um keinen Preis würde er dieſe Erlaubniß benutzt haben, wäre nur irgend eine Möglichkeit vorhanden geweſen, ſeine Füße, die doch nun einmal nicht zurück bleiben konnten, auf andere Weiſe unterzubringen. Ein Glück, daß er bei der Dunkelheit Ottiliens Schamröthe nicht gewahr wurde, ſie würde ihm ſonſt vollends den letzten Reſt von Faſſung geraubt haben.

Zwei gute Stunden hatte man nöthig, um die Stadt zu erreichen; denn auf dem ſandigen Wege fuhr man meiſtens Schritt vor Schritt. Der Raum zwiſchen den Köpfen der jungen Leute war nicht größer, als ein Hauch bedarf, um fühlbar zu werden, und die Knie berührten ſich bei dem leiſeſten Schwanken des Wagens. Gefährlicher iſt wohl auf Erden keine Lage zu erdenken, für einen jungen Arzt, der eben von einer Krankheit befallen worden, für die auf keiner Apotheke ſich Mittel finden. Feierliche Stille herrſchte in der erſten Viertelſtunde, nur dann und wann durch einzelne Worte des Alten unterbrochen, die doch auch immer ſparſamer wurden, weil das Schaukeln ihn ſchläfrig machte, bis er endlich wirklich in einen ſanften Schlummer fiel. Die ſtillen Gefährten hörten ſeine ſtärkern Athemzüge und wurden noch ſtiller. Doch keiner von beiden empfand den geringſten Trieb, dem Schläfer Geſellſchaft zu leiſten.

Der Jüngling dachte: »das weibliche Geſchöpf mir gegenüber iſt dasſelbe ſchöne Mädchen, das mich heute vor

Allen anzog; dasselbe, das bei der Nachricht von des Vaters Lebensgefahr in Ohnmacht fiel; dasselbe, das mit dem rührendsten Ausdrucke kindlicher Angst sich auf ihn warf, dann, beruhigt, von holder Scham erglühte, dann so hastig den fröhlichen Ball der kindlichen Liebe opferte. Es ist ein schönes Mädchen, und muß fürwahr auch ein gutes Mädchen sein.“ Ottilie dachte: »der Jüngling mir gegenüber ist derselbe, dessen sanfte geistreiche Physiognomie mir schon bei der Tafel auffiel; der hernach, im Tanz mein Nachbar, mit so interessanter Schüchternheit mich betrachtete, der meinem kranken Vater zu Hilfe eilte, ihm half, ihm vielleicht das Leben rettete, und endlich so bereitwillig den frohen Zirkel verließ, um mich — um meinen Vater auf einer Marterbank zu begleiten.“

Diese Gedanken erzeugten gegenseitiges Wohlwollen, und man fand sich nach und nach gelassen in die Unbequemlichkeit, sich alle Augenblicke mit den Füßen berühren zu müssen. »Wie sie doch jetzt aussehen mag?“ dachte er. »Was doch jetzt in ihm vorgehen mag?“ dachte sie. Um diese Neubegier drehte sich natürlich der Wunsch, daß der Mond aufgehen möchte, der aber nicht aufgehen konnte, weil er im letzten Viertel stand. Indessen ist der Mond nun einmal den Liebenden so hold, daß er ihre Wünsche hört, und auch dann zu erfüllen strebt, wenn er gerade selbst nicht in Person erscheinen kann. Er sandte nämlich plötzlich einen seiner berühmten Steine auf die Welt herab; eine Feuerkugel flog den Horizont entlang, und beleuch-

tete während einer Minute die Gegend so hell, daß Theodor das schöne Gesicht, und Ottilie die zärtlichen Augen klarer sahen, als bei dem Schimmer der Wachskerzen im Tanzsaale.

Ottilie fuhr zusammen, und hätte fast laut aufgeschrien, denn sie hatte noch blutwenig von solchen Lufterscheinungen vernommen. Theodor faßte sich schneller, und fing an, ihr flüsternd zu erklären, was es damit für eine Bewandtniß habe. Die Materie war bald erschöpft, allein das Flüstern hat einen eigenen Reiz. Wenn Jünglinge und Mädchen in der Dämmerung erst einmal zu flüstern beginnen, so nimmt das Flüstern so bald kein Ende. Von den Mondsteinen verirrten sie sich in die Sternkunde. Theodor kannte die vornehmsten Sternbilder, und zeigte sie der schönen Nachbarin, hier den Orion, dort die Cassiopeja, und dort das flimmernde Siebengestirn. Das konnte nun nicht wohl geschehen, ohne die Köpfe an das offene Fenster zu schieben, bei welcher Gelegenheit ihre Locken an seiner Wange auf und nieder wallten. Da sie auch nicht immer sogleich das angezeigte Sternbild fand, so mußte er natürlich mit dem Finger darauf deuten, und dann erhob sie gleichfalls ihren Finger und folgte der Richtung des seinigen. Die Folge von diesem astronomischen Unterrichte war, daß ihre Finger sich einige Male berührten, und weil nach dem gemeinen Sprichwort Jeder, dem man einen Finger erlaubt, nach der ganzen Hand greift, so faßte auch Theodor plötzlich, vom Drange seiner Gefühle überwältigt, des schönen Mädchens weiche Hand, drückte sie mit Ungestüm an seine

Lippen, und hielt sie so fest, als ob sie schon ganz sein Eigenthum wäre.

Vergessen waren in diesem Augenblicke die zahllosen Welten über ihnen, und der Mond hätte seine Steine auf ihren Wagen herabregnen können, sie würden es kaum gehört haben. Das Geflüster verstummte, tiefe Stille herrschte. Ottilie machte einige schwache Versuche, die Hand zurück zu ziehen, als sie aber sah, daß Alles vergebens war, fand sie sich in ihr Schicksal, und war nur froh, daß nicht wieder eine Feuerkugel ihre schamrothe Wange beleuchtete.

So langten sie endlich zu ihrer großen Verwunderung vor des Bankdirektors Wohnung an, denn sie hatten noch gar nicht bemerkt, daß der Wagen zum Thore hinein fuhr. Bis jetzt hatte sich Ottilie nun wohl gehütet, die unzähligen Händedrücke auch nur ein einziges Mal zu erwiedern; als aber der Bediente den Kutschschlag öffnete, der Vater erwachte, und man sich trennen mußte, da zog sie, fast ohne es zu wissen, mit einem leisen Druck ihre Hand aus der seinigen. Vom Alten empfing Theodor die verbindlichsten Danksagungen, und eine freundliche Einladung, ihn am andern Morgen zu besuchen. Ottilie sagte kein Wort. Die Undankbare! —

---

4. Der Egoist.

Herr Klumm war der einzige Sohn wohlhabender Eltern. Die Natur hat bei den meisten Menschen, vorzüglich bei den Müttern, die wohlthätige Einrichtung getroffen,

daß eine jede ihr Kind für das erste und einzige auf Erden zu halten pflegt. Allerdings eine große Wohlthat, denn im Grunde sind Kinder in mancher Hinsicht ein so lästiges Geschenk, daß Liebe allein sie schwerlich ertragen würde, wenn nicht die Eitelkeit zu Hilfe käme, die fast bei jeder Liebe eine Hauptrolle spielt. Was oft an fremden Kindern unerträglich dünkt, wird am eigenen Sprößling allerliebst gefunden. Dieses älteste Privilegium in der Welt (denn Gott ertheilte es der Eva, als sie den Kain gebar), wurde von der Mutter des Bankdirektors ein wenig mißbraucht, und sein Vater that, was die Väter gewöhnlich thun; er sah zu. Für jede Untugend des kleinen Christian hatte die blinde Mutter einen Tugendtitel in Bereitschaft. Eigensinn war Anlage zur Festigkeit des Charakters; Neid ein edler Trieb der Nacheiferung; Lügenhaftigkeit der Keim zum Dichter, und der empörendste Egoismus Gefühl des Menschenwerthes. Ach! Egoismus gleicht der Schmarotzerpflanze, die, den lebendigen Baum umschlingend, in dessen Rinde sich einsaugt, nach und nach das Mark verzehrt, dann steht der Baum da, mit fremdem Grün überzogen, von innen abgestorben! — Gegen Kinder hatte der kleine Christian nie Unrecht; gegen Erwachsene war es freilich dann und wann nicht zu läugnen, aber dann hieß es, er sei krank, oder noch zu jung, man müsse ihm etwas zu Gute halten. Alles, was im Hause vorging, jedes Wort, das er aufschnappte, trug er der Mutter zu. Sie nannte das kindliches Vertrauen, und meinte, er würde nie ein solcher

Range werden, als der römische Papirius, der seiner Mutter etwas weißmachte. Die Bedienten nannten ihn nur ihren Hauskobold, denn es war seine größte Freude, irgend ein Unheil anzustiften, wovon er sie als die Urheber angab, und wurde er auch einmal der Lüge überwiesen, so fand die Mutter ihn doch erstaunend witzig. Nie durfte sich der Vater unterstehen, ihm zu widersprechen; die Mutter hingegen that sich viel darauf zu Gute, daß er ihr nur selten über den Mund fuhr, denn sie hielt ihn für außerordentlich folgsam, weil sie allen seinen Wünschen zuvorkam.

So reifte nach und nach eine Frucht, die von außen der Melone glich, welche Hüon einst so fröhlich der verschmachtenden Amande brachte, die aber auch, wie jene, unter der glatten Schale, ekelhafte Fäulniß barg. Noch ein böser Umstand trat hinzu: seine Geburtsstadt war eine Universität. Erfahrung lehrt, daß wo Fremdlingen Geistesnahrung blüht, die Eingebornen größtentheils verpfuscht werden, weil sie zu frühe die Rolle unabhängiger Musenstürmer spielen, und, wenn es gut geht, allerlei Kenntnisse aufraffen, die sie nicht zu verdauen wissen.

Nicht minder verderblich für Herz und Sitten wurde ihm die Geringschätzung für das zartere Geschlecht, die er, als einen Modeartikel unsers Jahrhunderts, sich zu eigen machte, und die freilich auf Universitäten bisweilen zu rechtfertigen sein mag, denn die etwaigen Ausnahmen entziehen sich meistens dem Umgang der Studenten. Christian ermangelte nicht, seiner eigenen Mutter zu beweisen, daß die Weiber, gleich andern gezähmten Hausthieren, nur

geschaffen wären, um durch unbegrenzte Hingebung dem edlern Geschöpfe, Mann genannt, etwas mehr Bequemlichkeit zu verschaffen. Das betrübte zwar die Mutter, aber sie mußte es doch am Ende glauben, denn ihr Sohn, ihr Christian hatte es ja gesagt. Bald begnügte er sich aber nicht mehr mit dem bloßen Sagen, sondern er ging zu der hübschen ehrlichen Tochter eines ehrlichen Bürgers, und überredete diese, einen lebendigen Beweis von seinen Grundsätzen zu liefern. Das überraschte freilich die neue Großmutter ein wenig, aber sie beruhigte sich augenblicklich, als er sie versicherte, er sei bereits in Gefahr gewesen, durch die Folgen einer allzustrengen Keuschheit verrückt zu werden, wie vor Zeiten die Anachoreten in den thebaischen Wüsten. Das Kind starb glücklicher Weise bald, und dessen Mutter fand Ersatz für die verlorene Ehre in einem Freudentaumel, der sie gerades Weges zum Lazareth hintaumeln ließ.

Nach dieser alltäglichen Begebenheit wünschte Madame Klumm doch für die Zukunft solchen kleinen Unregelmäßigkeiten vorzubeugen, und zugleich die Gesundheit ihres Lieblings zu sichern. Sie schlug ihm daher eine Heirath vor. Er hatte nichts dagegen, denn er fühlte Kraft in sich, des Ehestands Blumenfesseln, so oft es ihm beliebte, abzuschütteln. Madame Klumm ließ alsobald die scharfen Mutteraugen unter den Töchtern des Landes umherspaziren, und endlich mit Wohlgefallen verweilen auf einem hübschen sanften Mädchen von fünfzehn Jahren, das einen Oheim beerben sollte, der den goldbewachenden Greifen ihre Schätze

entwandt zu haben schien. Christian ließ sich das abermals recht gern gefallen, weil er früh begriffen hatte, daß er, während seiner irdischen Laufbahn, vieles Geldes bedürfen werde. Das Mädchen selbst war bald gewonnen, denn Christian war schön gewachsen, kleidete sich nach der neuesten Mode und tanzte gut; mehr Eigenschaften fordert ein Mädchen von fünfzehn Jahren selten. Der Oheim hingegen hing noch an einigen alten, verjährten Begriffen von Bescheidenheit, Sittsamkeit, Solidität, und wie die alten Tugenden alle heißen, die man heut zu Tage unter dem Ekelnamen der ökonomischen begreift. Nun war vom jungen Klumm ihm allerlei zu Ohren gekommen, was, trotz der Ehre, die es dem Jüngling unter seinen Zeitgenossen brachte, doch dem graugewordenen Jüngling aus dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts nicht recht in den Kopf wollte, und sicher würde er den luftigen Freiwerber sogleich förmlich abgewiesen haben, hätte nicht die angestammte Liebe zum Golde ihn schwankend erhalten. Der junge Klumm war eine reiche Partie, und es ist bekannt, daß reiche Eltern immer am hitzigsten darauf ausgehen, ihre Töchter an reiche Männer zu vermählen, sie mögen übrigens sein wie und was sie wollen. Der Oheim versagte folglich seine Einwilligung nicht unbedingt, sondern meinte nur: seine Nichte sowohl als ihr Liebhaber wären noch zu jung, der Letztere müsse erst die Hörner ein wenig ablaufen, und zu diesem Behuf brachte er eine Reise in Vorschlag. Wenn nach Jahr und Tag der junge Mann gebildeter

und ſolider zurückkehre, ſo laſſe ſich weiter von der Sache ſprechen.

Chriſtian und ſeine Mutter lächelten zwar über die Blindheit des Alten, denn ſie wußten Beide, daß man unmöglich gebildeter ſein könne; indeſſen war die Idee, zu reiſen, dem jungen Herrn ſehr willkommen; er fand es nicht blos angenehm, ſondern auch verdienſtlich, fremde Länder aufzuklären, fremde Völker über manchen Irrthum zu belehren; er ſprach von dem Erſtaunen, das er überall durch ſeine Kenntniſſe erregen werde, und brachte der ſchon längſt erſtaunten Mutter einen ſo hohen Begriff von der Apoſtelwürde bei, die ihm unfehlbar zu Theil werden müſſe, daß ſie mit Freuden einwilligte, und nur bedauerte, ihn nicht begleiten zu können, um Zeugin ſeiner Triumphe zu ſein. Man kaufte ihm einen eleganten Reiſewagen, man miethete einen Spitzbuben von Bedienten, der franzöſiſch und italieniſch ſprach, man borgte zehntauſend Thaler auf ein unverſchuldetes Gut, und ſo ausgerüſtet, folgte er dem Poſthorn. Mutter und Braut gaben ihm heiße Thränen, Vater und Oheim chriſtlichen Segen mit auf die Reiſe. Er aber lachte der Thränen und ſpottete des Segens.

---

5. Bildung auf Reiſen.

Anfangs konnte Chriſtian gar nicht begreifen, daß man in großen Städten ſo wenig auf ihn achtete. Vergebens kramte er an Wirthstafeln die neueſten Philoſopheme aus, die nicht allein in ſeinem Geburtsort, ſondern auch in gelehrten Zeitungen (und folglich, nach ſeiner Meinung,

in der ganzen Welt) so viel Lärm erregten; hier schien ein Jeder sich mehr um die nächste Bratenschüssel zu bekümmern, ja es gab Leute unter ihnen, die nicht einmal die allgemeine deutsche Bibliothek gelesen hatten, welche eben damals in erster Jugendkraft um sich schlug. Vergebens besuchte er die Schauspielhäuser, um Stücke auszupfeifen, die er gar nicht kannte, von welchen er aber aus seiner Aesthetik wußte, daß sie unmöglich etwas taugen konnten, weil die Personen der Verfasser zu keiner ästhetischen Clique gehörten. Gleichsam ihm zum Trotz applaudirte das halsstarrige Publikum. Mit Erstaunen hörte er oft Männer loben, deren Namen der Herr Professor auf seinem Katheder nur mit einem spöttischen Lächeln genannt hatte, und andere tadeln oder gar verachten, die er als die größten Genies zu verehren gewohnt war.

Das Resultat, welches er aus allen diesen Beobachtungen zog, war nicht: „man könnte bei mir zu Hause doch wohl Unrecht haben," sondern: »das Publikum ist noch zu dumm, zu unempfänglich für eine höhere Bildung." Ein süßer Trost, der schaale Köpfe, die gern auch etwas gelten möchten, nie verläßt. Zu seiner völligen Beruhigung fand er auch bald ein anderes Mittel, die Leute reden zu lassen, wie und was er wollte. Er machte nämlich großen Aufwand, hielt eine leckere Tafel, bat die Widerspenstigen zu Gaste, und hatte das Vergnügen, zu finden, daß sie alle seiner Meinung waren. Nur mit einer Klasse von Menschen wollte es ihm nicht gelingen, nämlich mit den Höflingen, die in ihrem Kreise blos

die gewandte Lebens-Philosophie zu erlangen strebten, und den bürgerlichen Klumm ein wenig über die Achsel ansahen, vielleicht, weil sie den reichen Bürgerssohn beneideten. Nun gehörten zwar schon längst Hof und Adel zu den Lieblings-Materien, über welche Christian gar zu gern bittern Spott ausgoß, aber als er in der Fremde gewahr wurde, daß die Höflinge sich wenig darum bekümmerten, und daß oft Leute sich vor dem Adel bückten, die kurz vorher des Spötters witzige Einfälle belacht hatten; so beschloß er vor der Hand, wie die Meisten thun, seine Philosophie in Zeit und Umstände zu schmiegen, und, was etwa der behaglichern Existenz seines Ich im Wege stand, für's Erste fahren zu lassen.

Es beliebte ihm daher, sich in einen Baron von Sonnenstern umzuschaffen, und dieser glänzende Name, von einer glänzenden Equipage unterstützt, verschaffte ihm Zutritt an manchen kleinen Höfen, wo man es so genau mit der Ahnen-Probe nicht nimmt, und oft der unverschämteste Fremdling dem verdienstvollen, aber anspruchlosen Landeskinde vorgezogen wird. Das ging eine Weile ganz vortrefflich, bis die Ebbe in den Beutel trat. Zwar führte die mütterliche Zärtlichkeit noch einige Mal die Flut zurück; doch endlich konnte Madame Klumm dem geliebten Söhnlein nicht länger bergen, daß er wohl thun werde, in fremden Landen ihr etwas weniger Ehre zu machen, indem sein schönstes Erbgut bereits dermaßen verschuldet sei, daß so wohl die Sonne als die Sterne, die seinen neuen Namen bildeten, nur noch auf verhypothecirte Felder schienen.

Christian flehte vergebens. Nach Hause wollte er nicht, und seine Lebensart fortsetzen konnte er nicht. Man mußte auf Mittel denken, um andere Ströme in ein Bett zu leiten, in welchem der Bach der mütterlichen Freigebigkeit vertrocknet war.

Das Bequemste schien ihm das Spiel. Er war mit Einigen von jenen Freibeutern in Bekanntschaft gerathen, für welche es leider kein See-Recht gibt, die mit ihren Prisen ungehindert in jeden Hafen einlaufen, ja unter den Kanonen einer jeden Macht Schiffe entern dürfen; kurz, gegen welche die Algierer und Tuneser die ehrlichsten Leute von der Welt sind. Er selbst hatte anfangs ein beträchtliches Lehrgeld zahlen müssen, doch seine Auslagen verzinsten sich bald; sein Genie enthüllte ihm die Geheimnisse der edlen Kunst, und er brachte es in Kurzem zu einer Vollkommenheit, die ihn zum Liebling aller Bäder machte.

Nun lebte er prächtiger als jemals, und bei so adelichen Beschäftigungen wagte Niemand den leisesten Zweifel gegen seine freiherrliche Geburt. Aber zu seinem Unglück gelang ihm einst ein Meisterstreich. Der Sohn des Ministers, ein Jüngling, eben so unerfahren als lüstern nach Erfahrung, wurde von dem Baron von Sonnenstern und seiner Bande in einer einzigen Nacht, nicht allein seines Taschengeldes, sondern auch der von seiner Mutter gestohlenen Juwelen beraubt. Diese Kleinigkeit erregte Aufsehen. Hundert verirrte Söhne wackerer Eltern waren schon geplündert worden, und es hatte kein Hahn darnach gekräht: aber der Sohn des Ministers! das schrie um Rache! —

Der regierende Vater vertraute dem Gesandten, unter dessen Schutz Christian sich begeben, daß der nicht regierende Fürst gesonnen sei, die falschen Spieler beim Kopf nehmen zu lassen, und der Gesandte hatte nichts dagegen, denn der Herr Baron von Sonnenstern war ihm gleich anfangs verdächtig, und er hatte ihn blos geduldet, weil der Spieler, wie leider überall gewöhnlich, in den ersten Häusern willkommen war. Er überließ ihn also seinem Schicksal, und es war um ihn geschehen, wenn nicht sein Kartenfreund, der Gesandtschaftssekretär, ihm noch bei Zeiten einen Wink gegeben hätte. Erschrocken packte er in Eil den Raub zusammen, belebte durch Gold die Gebeine magerer Postpferde, und floh in derselben Nacht, in welcher die Polizeibeamten seine ausgeräumte Wohnung zu spät durchstöberten. Titel und Wapen, die Sonne sammt den Gestirnen, hielt er für gut so lange bei Seite zu legen, als er in einem undankbaren Staate sich befand, in welchem der erste Minister langhändig, trotz einem Artaxerxes war. Der stolze Baron verwandelte sich in einen bescheidenen Kaufmann, und die Himmelskörper in einen Schneider. Kaufmann Schneider nannte er sich, in Handelsgeschäften reisend. So kam er glücklich über die Grenze, und nun erst ging er mit sich zu Rathe, was er beginnen solle.

Auf einer Seite lockte ihn das gährende Leben hinter der eingeschnittenen Tafel, deren grüner Teppich goldene Früchte trug; auf der andern schimmerte das Bild der Heimath und sandte ihm freundliche Winke herüber. Diese Winke kamen eben nicht aus den zärtlichen Augen der

Mutter, die sich Christian immer nur als seine Haushälterin dachte; sondern das hübsche fünfzehnjährige Mädchen, das er vor Jahr und Tag aufblühend verlassen hatte, schwebte vor ihm aufgeblüht in Jugendfülle, zum Genuß einladend. Nebenher konnte er die Bewohner seiner Vaterstadt durch fremde Pracht in Erstaunen setzen, und von ihrer Bewunderung sich kitzeln lassen. Wurde er diese Heldenspeise etwa überdrüssig, und stumpfte der Genuß den Stachel der Begierden ab, so stand es ja noch immer in seiner Willkür, abermals in die weite Welt zu gehen. Daß weder Gattin noch Mutter ihn davon abhalten würden, verstand sich von selbst, und darum konnte er die Rückkehr ohne Bedenken wagen. Nach dieser reiflichen Ueberlegung schlug er wohlgemuth Krebels europäische Reisen auf, lernte daraus den nächsten Weg in sein Vaterland, und rollte, in lüsterne Träume gewiegt, der Heimath zu.

---

6. Einfalt und Unschuld.

Noch mochte er etwa dreißig Meilen von dem Wohnort seiner Eltern entfernt sein, als er an einem Sonntag-Morgen durch ein Dorf fuhr. Schon von ferne hatten die öden Felder und das Glockengeläute ihn erinnert, daß heute der Ruhetag der Schöpfung gefeiert werde. Als er die engen Gassen des Dorfes erreichte, wallten ihm die braunen, reinlich gekleideten Dirnen mit Gesangbüchern entgegen, und die Männer trugen dicke Blumensträußer in der Linken,

indem ſie mit der Rechten den breiten Meſſingkamm durch die glatten Haare zogen.

Er befahl dem Poſtillon Schritt vor Schritt zu fahren, und ſein blitzendes Auge ſchweifte unter den Dirnen, die ihn mit beſcheidenem Kopfnicken grüßten. Plötzlich ſah er von Ferne eine ſchlanke Geſtalt, die ſich durch ihr Geſicht, blendender als ihr weißes Gewand, und durch gelocktes Haar, ein wenig phantaſtiſch mit Kornblumen bekränzt, von den Bauermädchen unterſchied. Er bewaffnete ſein Auge ſogleich mit doppelten Gläſern, und als ſie näher kam, traf ihn ein freundlicher Blick, der ſeinen Zauber nicht zu kennen ſchien, aber ſo ſchnell und tief die ganze üppige Geſtalt in den Schlamm von Chriſtian's Seele prägte, daß der Athem ihm verging, und ein liederlicher Fluch ihm auf der Zunge erſtickte. Wie vom Zitteraal berührt, ließ er die Hand mit der Lorgnette ſinken, ſtarrte gedankenlos vor ſich hin, und griff endlich nach der Reiſemütze, das ſchöne Mädchen zu grüßen, als es ſchon längſt vorüber war. Doch der Eindruck würde ſchnell verloſchen ſein, hätte nicht ein böſer Dämon die Hand im Spiel gehabt.

In dem Lande, durch welches er eben reiſte (vielleicht war es Sachſen), hatten die Poſtillons die löbliche Gewohnheit, auf halbem Wege ihre Pferde und ſich ſelbſt zu füttern, die Station mochte kurz oder lang ſein. Gerade in dieſem Dorfe war ein ſolcher Ruhepunkt; der Schwager hielt am Ende desſelben vor einem ſchlechten Wirthshauſe, und traf die beliebten Anſtalten, die bekanntlich ſo manchen Reiſenden zur Verzweiflung bringen. Auch Chriſtian

pflegte ſonſt nicht ohne kräftige Flüche dies ſächſiſche harte Schickſal zu ertragen, doch diesmal ſchien er ſich darob zu freuen, ſprang munter aus dem Wagen, drückte dem Poſtillon einen Gulden in die Hand, vermahnte ihn, ſich gütlich zu thun, und erklärte mit frommer Heuchelei, er wolle indeſſen in die Kirche gehen, weil er am Sonntag nie den Gottesdienſt zu verſäumen pflege.

Er ging, und der ſpitzbübiſche Bediente grinſte ihm nach. Als er die Kirche betrat, ſtand der Pfarrer, ein ehrwürdiger Greis, ſchon auf der Kanzel, und erzählte den Bauern die Geſchichte des barmherzigen Samaritaners, die er mit mancher herzlichen Ermahnung, Nothleidenden hilfreich beizuſtehen, begleitete. Chriſtian hörte das alles nur mit halben Ohren, ſuchte dagegen mit ganzen Augen und fand das liebliche Geſchöpf, das auf der Straße ihn bezaubert hatte. Sie wurde es bald gewahr, daß ſeine Gläſer auf ſie gerichtet waren, und ſeine brennenden Blicke nicht von ihr wichen. Jungfräuliche Scham überzog Wange und Buſen, um ihre Andacht war es geſchehen. Zwar hütete ſie ſich wohl, das Köpfchen aufzuheben, oder auf geradem Wege dem Fremdling einen Blick zuzuſenden; aber dann und wann verſtohlen über ihn hin zu gleiten, verwehrte ſie den Augen dennoch nicht. Von dieſen wurde jedesmal der Bericht ihr abgeſtattet: es ſei ein ſchöner junger Mann, der mit ſo hartnäckiger Aufmerkſamkeit ſie betrachte. Chriſtian ſeiner Seits entdeckte mit jedem Augenblicke neue Reize, und ſeine geübte Einbildungskraft

ahnete deren noch mehrere. Bald setzte die schlüpfrige Fantasie alle seine Lebensgeister in so heftige Bewegung, daß er, eben als der Pfarrer Amen sprach, den Teufel beschwur, ihm das Mädchen in die Arme zu liefern, wär' es auch um den Preis von beider Seelen.

Wer sie sei, vermuthete er schon, doch um Gewißheit zu erlangen, stellte er sich neben einen alten Bauer, unter dem Vorwand, mit ihm in das Gesangbuch zu sehen, und nachdem er mit heller Stimme, zu großer Erbauung des Alten, die ersten Verse mitgesungen hatte, benutzte er ein Zwischenspiel der Orgel, um seinen Nachbar zu befragen.

»Unsers Pfarrers Tochter, Malchen,« war die Antwort. — Sogleich entwarf der Verführer seinen Plan. »Mir wird schlimm,« flüsterte er dem Manne zu, »habt Ihr nicht etwas stärkendes bei Euch?« Der Alte bot ihm seinen Blumenstrauß. Christian roch daran, allein ihm wurde immer schlimmer. »Ich muß hinaus in die frische Luft,« sagte er mit gebrochener Stimme, hielt das Schnupftuch vor das Gesicht, und wankte aus der Kirche. Draußen auf dem Kirchhof suchte er sich ein Grab am Wege — es war zufällig das Grab von Malchens Mutter — und legte sich darauf in der Stellung eines Leidenden. Der Gottesdienst ging zu Ende. Die Bauern strömten aus der Kirche, und als sie den Fremden schmachtend liegen sahen, versammelten sie sich um ihn, zum Theil aus Neubegier, doch größeren Theils um Hilfe ihm anzubieten. Er stellte sich, als sei er der Sprache kaum noch mächtig und lallte blos unverständige Töne.

Bald erſchien auch Malchen, ſtutzte, als ſie ihn gewahr wurde, ging vorüber mit zagenden Schritten, ſtand zweimal im Begriff wieder umzukehren, eilte aber endlich, von jungfräulicher Schüchternheit gezogen, haſtig nach ihrer Wohnung.

Schon fing Chriſtian an zu fürchten, daß ſeine Liſt fruchtlos bleiben werde, als ſämmtliche Bauern plötzlich ihre Hüte abzogen, und den dichten Kreis trennten, um ihrem geehrten Pfarrer Platz zu machen. »Sind Sie krank, mein Herr?« fragte ihn der Greis mit freundlichem Mitleid. — »Ach ja, recht ſehr!« wimmerte Chriſtian, »ein Reiſender — meine Bruſt — ich kann nicht weiter — ich muß hilflos hier ſterben!«

»Da ſei Gott für!« erwiederte der Alte, »was ich eben gelehrt habe, das übe ich auch nach meinen Kräften. Ueberdies liegen Sie da auf dem Grabe meiner Frau, die ein Muſter chriſtlicher Tugenden war, und ſchon dieſer Umſtand allein macht Sie zum willkommenen Gaſt in meinem Hauſe. Die Selige hat mir Sie zugeſchickt. — Kinder, tragt den Fremden in meine Wohnung, aber ſanft.« Die Bauern griffen zu. Der Pfarrer ermahnte ſie langſam zu gehen, und eilte voraus, um ſeiner Tochter zu befehlen, daß ſie ein weiches Bett für den Kranken bereite. Nebenher ſchalt er ſie aus, daß ſie gefühllos an einem Nothleidenden vorüber gegangen, der noch dazu auf ihrer Mutter Grabe gelegen. »Ach! es wäre nicht geſchehen,« dachte Malchen, indem ſie zitternd und ſchweigend ein bequemes Lager bereitete, »es wäre gewiß nicht geſchehen, wenn er

nicht zuvor in der Kirche mich so angegafft hätte.“ — Ein reinliches Stübchen, mit Fenstern von Weinlaub umrankt, war zur Aufnahme des Fremden bereit, als die gutmüthigen Bauern das Unglück über des Hauses Schwelle trugen. Christian ließ sich zu Bett bringen. Seine bleiche Farbe, die Wirkung durchspielter und durchschwelgter Nächte, unterstützte den Betrug. In abgebrochenen Worten unterrichtete er den Pfarrer, daß er ein wohlhabender Kaufmann sei, mit Namen Schneider; daß er eine geliebte Schwester besessen, die an der Schwindsucht gestorben; daß er durch allzutreue, unvorsichtige Pflege, sich Ansteckung zugezogen; daß ihm die Aerzte zu einer Reise gerathen; daß aber die Erschütterung, vielleicht auch der Kummer, zu heftig auf seine kranke Brust wirkten, und daß er fühle, ihm sei Ruhe und guter Menschen Trost vonnöthen, ehe er es wagen dürfe, auch nur die nächste Stadt zu erreichen.

»Ruhe und guter Menschen Trost soll Ihnen in meinem Hause werden,“ sagte der Pfarrer mit frommer Zuversicht, und sandte sogleich nach dem Wirthshause, um des Fremden Wagen und Bedienten holen zu lassen. Dem Letzteren versiegelte ein Wink seines Herrn den Mund, und Alles schien sich zu vereinen, um des Wollüstlings lasterhafte Wünsche zu befördern. Vater und Tochter mühten sich um die Wette, dem Kranken Hilfe zu leisten, und der Alte bedauerte wohl zwanzigmal des Tages, daß seine gute Mariane nicht mehr lebe, weil sie es so trefflich verstanden, Leidende sanft zu pflegen. Unter dem Vorwand Arznei zu holen, sandte Christian den Bedienten nach einem nahen Städt-

chen, und ließ sich ein Bündel Fernambukholz bringen, das er verstohlen kaute, und dann in Gegenwart seines besorgten Wirths, nach einem trockenen Husten, rothgefärbten Speichel, als Blut von sich gab. So oft Malchen das sah, erblaßte sie, und helle Zähren traten in ihre schönen Augen. Das sanfte Mitleid, so oft der Liebe Vorläufer, bahnte ihr auch hier den Weg zu einem unerfahrnen Herzen. Der Tochter unschuldvolles Hingeben, des Vaters argloses Vertrauen, machten dem Bösewicht leichtes Spiel. Das arme Malchen wurde der Verführung Beute, ohne es zu wissen, und ohne einmal Gefahr zu ahnen. Diese reizende Unschuld, die er komische Einfalt nannte, war ihm so pikant, daß er, wider seine Gewohnheit, länger als zwei Monat Genuß in des Mädchens Armen fand. Der Alte freute sich herzlich seiner augenscheinlichen Besserung, und dankte Gott, daß er ihn gewürdigt, die Zahl der barmherzigen Samariter zu vermehren.

Vielleicht würde Christian noch länger seiner Bosheit Früchte ruhig genossen haben, wenn nicht bedenkliche Folgen, für Malchen noch ohne Bedeutung, ihm aber wohl bekannt, zur schnellen Abreise ihn bewogen hätten. Briefe aus seiner Vaterstadt meldeten ihm, wie er vorgab, den Tod seiner Mutter. Um die Erbschaftsangelegenheit mit Geschwistern, die er gar nicht hatte, auseinander zu setzen, war seine Gegenwart durchaus nothwendig. »Gott und Ihnen sei gedankt!« sagte er zu dem wackern Pfarrer, »daß ich, gänzlich wieder hergestellt, meine Reise fortsetzen kann.«

»Gott! nicht mir,« antwortete der Greis, »ich that nur meine Pflicht.«

Dem guten Malchen schwammen freilich, wo sie ging und stand, Thränen im Auge; doch der Schwur des Geliebten, daß er gleich nach vollbrachtem Geschäft zurückkehren, und als sein liebes Weib sie heimholen werde, beruhigte sie. Nur einen reichen Verwandten — so vertraute er ihr — hatte er noch zu schonen, und darum bat er sie, ihr Einverständniß vor der Hand dem Vater zu verschweigen, weil es sich nicht gezieme, daß er die erste Nachricht davon aus einem andern als des Freiwerbers Munde erfahre. Aus ähnlichen Gründen verlangte er, sie solle ihre Briefe nicht an den Kaufmann Schneider, sondern an seinen Bedienten adressiren, der sie von der Post abholen werde. Seine erste Antwort sollte auch die schriftliche Anwerbung bei ihrem Vater mitbringen.

So ergab sie sich mit ziemlicher Fassung in die kurze Trennung. Daß hier Falschheit möglich sei, kam ihr eben so wenig in den Sinn, als daß die Bibel auch wohl irren könne.

Mit einem Beutel voll Goldstücke wollte Christian des Pfarrers brüderliche Aufnahme und dessen nahen Jammer bezahlen; allein der Greis lehnte jedes Geschenk mit Ernst und Würde ab, und als sein Gast in den Wagen stieg, ertheilte er ihm seinen Segen mit solcher Herzlichkeit, daß nur ein verstockter Egoist unzerknirscht bleiben konnte. Malchen stand schluchzend am Fenster, und hob beide Hände für ihren Mörder betend zum Himmel hinauf. Einer ge-

wissen Unbehaglichkeit konnte sich Christian dabei dennoch nicht erwehren, denn selbst der tiefste Schlaf des Gewissens ist nur Fieberschlummer eines Kranken, der sich auf seinem Lager wälzt. Erst als er das Dorf im Rücken hatte, schöpfte er freier Athem, und da die Stimme in der Brust noch immer nicht schweigen wollte, so lachte er überlaut, um jene zu betäuben. Beim ersten Pferdewechsel war Alles vergessen, nur nicht der Entschluß, die arme Betrogene nie wieder zu sehen, und keinen ihrer Briefe zu beantworten.

---

7. Die Schlachtopfer.

Mit so völlig ausgebildeten Anlagen trat der junge Herr Klumm auf's neue in seiner Vaterstadt auf. Eine vortheilhafte Gestalt, ein oberflächliches Wissen, ein imponirender Ton, überraschten seine Mitbürger, entzückten die Mutter, täuschten die Braut. Ob der kluge Oheim der Letztern die wurmstichige Frucht in der glatten Schale nicht erkannt haben würde, ist eine Frage, die unentschieden blieb, denn schon seit mehreren Monden war der Biedermann zu seinen Vätern versammelt worden, und hatte seine liebenswürdige Nichte ganz verwaist, Herr seines großen Vermögens wie ihrer Person hinterlassen. Sie war ein sanftes Mädchen, mit mehr Herz als Kopf begabt, folglich zu einer vortrefflichen Ehefrau geschaffen, weil in einer glücklichen Ehe der Kopf des Weibes zwar nicht fehlen, doch auch beileibe nicht die Hauptrolle spielen darf.

Die ohnehin abgekürzte Trauerzeit ausgenommen, stand Christians Wünschen kein Hinderniß im Wege; die Ver-

mählung mit der reichen Erbin wurde prachtvoll gefeiert, und der verschwenderische Wollüstling sah sich im Besitz eines schönen Weibes, dessen ansehnliche Reichthümer keine verächtliche Zugabe waren, um so mehr, da seine Ausschweifungen der Eltern Gut versplittert hatten. Die Mutter, jetzt Witwe, wähnte sich auf dem Gipfel eines längst erträumten Glücks, und in der That übertraf die Gefälligkeit der sanften Schwiegertochter alle ihre Erwartungen. Hatte sie aber gehofft, auch von Christian den Lohn ihrer mütterlichen Zärtlichkeit zu ernten, so sah sie sich bitter getäuscht. Aus dem vergötterten Liebling einen Egoisten zu bilden, war ja stets ihr unkluges Bemühen, und der vollendete Egoist vergalt es ihr jetzt durch tiefe Geringschätzung. Seine Mutter war die erste Magd im Hause; ihr Wort galt nichts, ihre Bequemlichkeit noch weniger als nichts. Bei Gastgeboten, die er häufig anstellte, durfte sie nicht einmal erscheinen, weil sie an einer Tafel, wo man gelehrt und witzig war, ihm Schande mache. Sie saß dann einsam auf ihrem Zimmerchen, dessen Fenster in den Hühnerhof gingen, und aß was übrig blieb, wäre auch wohl bisweilen ganz vergessen worden, hätte nicht die Schwiegertochter, das fremde Kind, für sie gesorgt. Mehr als einmal entschlüpfte sogar dem Bösewicht der Vorwurf, daß sie das Gnadenbrot in seinem Hause genieße, sie, die seinen eitlen Launen alles geopfert hatte.

So beweinte die arme Alte ihre Thorheit im Stillen, und seufzte zu Gott, daß er wenigstens die Schwiegertochter ihr erhalten wolle, die wahrlich auch nicht auf Ro-

sen sich gebettet hatte. Zwanzigmal des Tages mußte sie von ihrem Manne hören, daß sie dumm sei, daß sie in der großen Welt eine alberne Figur spiele, und er vor seinen Gästen sich ihrer schämen müsse. Gern hätte er auch sie von der schwelgerischen Tafel verbannt, hätte sie nicht einmal, von Unmuth überwältigt, das Herz gefaßt, ihn zu erinnern, daß, wo nicht Liebe, doch ihres Oheims Gold ihr den Platz an seinem Tisch erkaufe. Diese abgedrungene Bemerkung verschlimmerte zwar ihr häusliches Verhältniß, hielt aber doch für's Erste den Uebermüthigen vor der Welt im Zaume. Der Gattin liebendes Herz konnte freilich der äußere Schein nicht befriedigen, und so wurde die Frucht unter diesem Herzen mit stillem Jammer genährt.

Unterdessen kamen häufig Briefe aus dem entweihten Wohnsitz der Gastfreiheit. Der schurkische Bediente trug die Seufzer der Entehrten seinem Herrn treulich zu. Anfangs klangen Malchens Briefe blos schwermüthig, allein mit Hoffnung und Zuversicht auf des Geliebten Schwur, schlossen sie alle. Nur zu bald folgten Klagen über sein unbegreifliches Schweigen, Besorgnisse um seine Gesundheit, tödtliche Angst um sein Leben. Dann wieder ein heiterer Augenblick, denn sie hatte sich des drückenden Geheimnisses gegen den Vater entladen, und der Greis — selbst zu redlich — hatte ihr mit einem Wahrlich! (das war sein höchster, seltener Schwur) die Versicherung ertheilt: betrügen könne der Mann sie nicht, dem ihre Pflege das Leben gerettet, dem ihre Unschuld sie vertraut habe.

Christian lächelte der frommen Einfalt und warf die

Briefe in den Kamin. Endlich schrieb sie zum letzten Mal: ihre Niederkunft sei nahe, und beschwor ihn, um des ungebornen Kindes willen, sie von Verzweiflung zu retten. »Mein alter Vater,« schrieb sie, »geht mit gefalteten Händen und starren Blicken im Hause umher. Begegnet er mir, so zwingt er sich zu lächeln; aber sein blasses Gesicht, sein hohles Auge, bezeugen seinen tiefen Jammer. Einmal habe ich ihn belauscht, als er in seinem Stübchen auf den Knien lag, und Gott mit Thränen bat, ihn seines Kindes Schande nicht überleben zu lassen. Diese Thränen brennen auf mein Herz; das Wort Schande klingt mir unaufhörlich vor den Ohren. Bald, bald muß es anders werden, oder ich verklage dich vor Gottes Richterstuhl!« —

Die Bewegung, welche dieser Brief — es war ihr letzter! — auf Christian hervorbrachte, glich dem Zorne. Hastig siegelte er ein Päckchen mit Dukaten zusammen, schrieb des Pfarrers Namen darauf, und gab es auf die Post. Jetzt verstrichen einige Wochen, in welchen er nichts mehr von dort vernahm, und das ließ ihn hoffen, mit der Rolle Dukaten sei nun Alles abgethan, und er werde an die flüchtige Galanterie nicht mehr erinnert werden. Nur Eine lästige Folge — so schien es ihm — war von jener Begebenheit zurück geblieben, nämlich die Unverschämtheit des Bedienten, der sich im Besitz mehrerer wichtiger Geheimnisse wußte, und, darauf pochend, sich unerträgliche Anmassungen erlaubte. Lange ertrug der befehlende Schurke den dienenden Schurken, der nicht selten Drohungen verlautbarte; lange schmeichelte er ihm, und sah zu allen sei-

nen Spitzbübereien durch die Finger, weniger besorgt, seine gute Frau durch eine solche Entdeckung zu kränken, als in dem Urtheil der Welt zu verlieren. Endlich aber machte der Kerl es doch zu arg. Da schloß sich Christian mit ihm ein, zahlte ihm seinen Lohn dreidoppelt, schwur ihm aber auch, daß er ihn ermorden werde, wenn er sich unterstehe, auch nur eine Silbe von jenem Abenteuer laut werden zu lassen. Und so jagte er ihn zum Teufel.

Zurückgehaltene Wuth machte den Bösewicht todtenbleich, aber er grinste wie ein verstockter Mörder unter dem Galgen, und so verließ er seinen würdigen Herrn, ohne eine Silbe zu antworten.

»Ich weiß, du konntest den Menschen nicht leiden,« sagte Klumm am Abend zu seiner Gattin, »und darum habe ich ihn fortgejagt.« Das gute Weib war gerührt von diesem seltenen Beweis, wo nicht der Liebe, doch der Aufmerksamkeit für ihren jetzigen Zustand. So legte sie es aus, und auch dafür dankte sie dem finstern Manne mit einer herzlichen Umarmung.

Wirklich hatte des Menschen Entfernung auf ihre häusliche Ruhe Einfluß; sie wagte sogar zu hoffen, daß, von ihm geleitet, ihr Gatte oft härter geschienen, als er im Grunde sei. Diese Hoffnung gab ihr einige Heiterkeit, und da in den ersten Tagen eben nichts vorfiel, was den süßen Wahn zerstören konnte, so sah sie ihrer nahen Entbindung fröhlicher entgegen.

Aber eines Morgens — ihr Gatte war mit lustigen Brüdern auf die Jagd geritten — trat jener Bösewicht

plötzlich in ihr Zimmer, und überreichte ihr mit satanischem Lächeln einen Brief. Erschrocken, doch zu stolz, gegen einen solchen Menschen ihre Bewegung zu verrathen, warf sie einen Blick auf den Brief, den er ihr in die Hand geschoben, und las die Adresse des Bedienten.

»Was soll ich damit?« sagte sie mit kaltem Ernst, »der Brief ist ja an Ihn gerichtet?«

»Erbrechen Sie nur,« erwiederte der Mensch, »er ist an Dero Herrn Gemahl; ich habe deren wohl schon zwanzig gebracht.« —.

»Ist er an meinen Mann,« versetzte sie, »so gebührt mir um so weniger, ihn zu erbrechen. Nehme Er ihn zurück, und verlasse Er augenblicklich das Haus.«

»Wollen Sie ihn nicht öffnen,« antwortete der Kerl gelassen, »so darf ich es doch, denn meine Adresse steht ja darauf.« Mit diesen Worten nahm er den Brief, riß das Couvert davon, warf ihn höhnisch auf den Tisch, verbeugte sich noch höhnischer, und verschwand.

Die junge Frau stand betäubt, warf das Auge schüchtern auf den unglückschwangern Brief, und entwich in das nächste Zimmer, als ob sie der Gefahr, ihn zu lesen, entrinnen wollte. Bald aber suchte sie sich zu überreden, es sei wohl nur ein Schurkenstreich von dem weggejagten Bedienten, den müsse sie ihrem Manne verheimlichen, ihm Aergerniß ersparen, und, um das zu können, sei es doch wohl nothwendig, den Brief zu lesen, damit man doch erfahre, was der Kerl eigentlich im Schilde führe. So

ihrer Neugier einen Vorwand leihend, kehrte ſie zurück, und ergriff das unſelige Blatt. Es war von Malchens Vater.

»Ich ſchreibe dieſe Zeilen,« hub er an, »zwiſchen dem Sarge meiner Tochter und der Wiege ihres Kindes. Die arme Mutter iſt unter ſchweren Leiden, doch ſelig verſtorben, denn Gott hat mir Kraft gegeben in der Stunde der Anfechtung, daß ich durch Gebet und Troſt ihre Seele von Verzweiflung gerettet habe. Nun liegt ſie neben mir und lächelt im Schlafe, denn ſie hat überwunden und ihrem Mörder verziehen. Amen! Friede ſei mit ihrer Aſche!«

»Aber in ſeiner Wiege lächelt auch das ſchlafende Kind, unwiſſend zu welchem Jammer es geboren worden. Ich habe es durch die heilige Taufe der Barmherzigkeit Gottes empfohlen; nicht allein mit Waſſer, auch mit Thränen habe ich es getauft; es waren die letzten, die ich vergoſſen, denn jetzt weine ich nicht mehr, und halte der züchtigenden Hand Gottes ſtille. Er hat gegeben, er hat genommen, ſein Name ſei gelobt! — Sie, mein Herr, habe ich lange todt geglaubt, denn ich meinte, ein Menſch, der zu ſolchem Jammer ſchweigt, iſt gewißlich todt; und davon habe ich auch die Selige überredet, daß ſie freudiger geſtorben iſt. Nun aber kommt mir Geld, ich weiß nicht woher; das machte mich ſtutzen, ich ahne Böſes. Darauf berichtet mir ein Ungenannter, daß Sie ſich bereits vermählt.«

»Ich will nicht richten — Gott richte zwiſchen dieſer Leiche und Ihnen! — In unlöblicher Aufwallung wollte ich das Sündengeld zurückſenden; aber darf ich es dem Kinde rauben? — Als einen Noth-Pfennig lege ich es

zurück, denn es ist vielleicht die erste und letzte Gabe, die es von einem Vater empfängt, der ihm keinen Namen gab. So lange Gott, um meinen Gehorsam zu prüfen, mir noch das Leben fristet; soll es dem Kinde an nichts fehlen, und ich will es in der Furcht des Herrn erziehen. Aber ich bin arm, und wenn Gott mein Flehen um einen baldigen Tod erhört, so bleibt das Kind bei den Lilien auf dem Felde, bei den Vögeln unter dem Himmel. Getrost! auch da wird der himmlische Vater es kleiden und speisen! — Doch meine Pflicht erheischt, Ihnen, mein Herr, von alle dem Meldung zu thun. Ich werde Sie mit keinem zweiten Briefe belästigen. Haben Sie noch nicht ganz die Menschheit ausgezogen, und wollen Sie keinen Fluch auf Ihre Ehe laden, so werden Sie die Stimme der Pflicht hören.»

»Morgen begrabe ich meine Tochter, und wenn der Sarg in die Gruft hinabschurrt, und wenn ich segnend die letzte Hand voll Erde darauf werfe; so will ich auch das Schwerste vollbringen, und für den Zerstörer meines stillen Glücks beten, daß Gott sein Herz erweiche.»

Tief erschüttert sank die junge Frau zurück auf dem Sofa — jede Nerve bebte, ein Fieberschauer ergriff sie heftig; sie weinte, aber keine Thränen erleichterten die beklommene Brust. Ach! es ist schon hart genug, wenn man dem Gefährten des Lebens keine Achtung schenken kann, aber zehnfach schrecklicher, wenn man plötzlich einen Gegenstand des Abscheus in ihm erblicken muß. Ihre Einbildungskraft arbeitete fürchterlich; immer stand sie zwischen dem

Sarge und der Wiege; immer hörte sie den Fluch, den der unglückliche Vater ihrer Ehe drohte. — »Ach!« rief sie schluchzend, »der Fluch ist schon in Erfüllung gegangen! aber warum an mir! an mir!«

Drei einsame Stunden so verjammert und verwimmert, zerrütteten Seele und Körper so gewaltsam, daß sie gegen Abend die Vorboten einer beschleunigten Niederkunft spürte, und bald nachher unter unaussprechlichen Leiden ein todtes Kind zur Welt brachte, welchem der Arzt durch die sorgfältigsten Bemühungen den schwachen Lebensfunken kaum wieder anzufachen vermochte.

Jetzt kam Herr Klumm halbberauscht nach Hause, erfuhr die Niederkunft seiner Frau, das schwache Leben seines Kindes, und taumelte vor das Bett der Wöchnerin. Durch einen Blutfluß, den keine Mittel stillen konnten, war sie bereits eine halbe Leiche. Christian wurde doch nüchtern, als er sie erblickte. Sie winkte den Umstehenden, hinaus zu gehen, zog des Pfarrers Brief aus ihrem Busen, und überreichte ihn dem Manne. Er stand vom Blitz getroffen und murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen. Doch es gibt Augenblicke, in welchen die verworfensten Menschen unter der scharfen Klaue des Gewissens zucken. Nicht der unverschämteste Egoismus, nicht der betäubende Glaube an ein Dasein ohne Gott, rettete Christian jetzt von einer Erschütterung, die sein Eingeweide zusammenschnürte, und alles Blut aus den Wangen zu dem verstockten Herzen trieb. Der Jammer des Greises, der so

einfach rührend aus dem Briefe heraufstöhnte, und das Wimmern der halben Leiche, die vor ihm lag, packten ihn so gewaltig, daß er vor dem Sterbelager in die Knie sank, und die Hand der Dulderin krampfhaft in die seinige schloß.

„Du bist erschüttert," sagte sie leise, „Gottlob! — Dieser Sturm wird deine Seele reinigen. Mache wieder gut, was du vermagst. Hole das Kind und erziehe es mit dem unserigen. Versprich es mir in meine kalte Hand."

Er versprach, er schwur, stürzte hinaus, verschloß sich in sein Zimmer, warf sich auf's Bett, und fühlte zum ersten Male, daß ein Gott ist, dem kein Bösewicht entrinnt. Dumpfbrütend lag er so bis nach Mitternacht, da wurde leise an seine Thüre geklopft, und er hörte vernehmlich schluchzen. „Was gibts?" rief er mit rauher Stimme.

„Ach!" jammerte draußen die alte Mutter, „ich bringe dir das letzte Lebewohl von deiner guten Frau!" — Er sprang auf und öffnete die Thür. Die Alte wankte herein, fiel kraftlos auf den Sessel, und Thränen herber Wehmuth verstatteten ihr kaum den Bericht zu wiederholen, daß ihre gute Schwiegertochter ausgelitten habe. Kurz vor ihrem Ende habe sie noch einmal nach ihm verlangt, doch den Wunsch sogleich widerrufen, dann einen Brief verbrennen lassen, die Hände gefaltet, und kaum noch vernehmlich diese letzten Worte gesprochen: „er hat geschworen — er wird es halten."

Christian hielt sich an den Pfosten seines Bettes, und gräßlich war der Anblick des zweifachen Mörders. Ein Grinsen verzerrte sein todtenbleiches Gesicht, von schwar-

zen, ſtruppichten Haaren beſchattet; auf ſeiner blauen Lippe ſtand ein Schaum, und ſeine Knie ſchlotterten. Er forderte endlich Wein, ſtürzte eine Flaſche hinunter, rannte aus dem Hauſe, und ſuchte im Schneegeſtöber einen finſtern Tannenwald — da wurde ihm beſſer.

---

8. Der ehrliche Mann.

Wohl mag der Sturmwind einen See aufrühren, den Schlamm aus der Tiefe heben, daß er in dicken Wellen wogt; doch iſt der Sturm vorüber gebrauſt, ſo ſenkt der Schlamm ſich wieder zu Boden, und die Molche rühren ſich wie zuvor. Chriſtians Herz glich einem ſolchen See. Kaum war die gute Frau begraben, kaum hatte er aus ſeinem Hauſe Alles verbannt, was nur läſtige Erinnerungen an die Verſtorbene erzeugen konnte; ſo fing er auch ſchon an, ſeiner eigenen Schwachheit zu ſpotten. Zwar in den erſten Tagen gedachte er noch bisweilen ſeines Schwures, und des verlaſſenen Geſchöpfs, dem er in der Fremde das Daſein gab, ſetzte ſich auch wirklich einmal nieder und ſchrieb einen höflichen Brief an den Pfarrer, in welchem er des Kindes Verſorgung übernahm; als er aber den Brief verſiegeln wollte, drängten ſich klügere Betrachtungen ihm auf. »Was ſoll ich mit dem Kinde machen? unter welchem Namen ſoll ich es erziehen? was wird die Welt davon urtheilen? und, wenn es heran wächſt, welche Bürde! — Oder welch ein Schickſal kann ich ihm bereiten? überall wird ſeine zweideutige Geburt ihm im Wege

ſtehen. Beſſer, es bleibt wo es iſt, der alte Großpapa wird ſchon dafür ſorgen, daß es zum Soldaten oder zu einer tüchtigen Haushälterin erzogen werde. Iſt es ein Bube, Futter für Pulver, wie Fallſtaff ſagt. Iſt es ein Mädchen, ſo frage ich wohl einſt nach ihr, und gebe ihr ein Stück Geld, mit dem ſie eines armen Pächters Wirthſchaft aufhelfen kann.“ So zerriß er den Brief, und ſchlug es vor der Hand ſich aus dem Sinne.

Bald fand er auch, daß der Tod ſeiner Frau eine Wohlthat für ihn geweſen. Ihrer Reize war er ja ohnehin längſt überdrüſſig; von ihrem Vermögen blieb er durch das Kind unumſchränkter Erbe, und die Vorſtellungen, die ihre Sanftmuth dann und wann ſich erlaubte, beläſtigten ihn nun nicht länger. So wurde ſie dann von Niemand mehr vermißt, außer von ihrer alten Schwiegermutter, die jetzt ganz allein in ihrem Hinterſtübchen ſaß, von dem Geſinde im Hauſe nachläſſig verſorgt wurde, oft in mehreren Wochen des Sohnes Antlitz nicht ſah, und keine andere Freude hatte, als mit der kleinen Enkelin zu ſpielen, um deren Gegenwart ſie doch nicht ſelten vergebens bat, weil die hübſche eigenſinnige Wärterin aus leicht zu erachtenden Gründen, mehr im Hauſe galt, als die Großmutter. Das währte denn auch nicht lange, ſo zehrte der Gram das Bischen Lebenskraft vollends auf, und die für ihre Thorheit hart beſtrafte Alte entſchlummerte in den Armen einer Magd.

Dadurch ſah Herr Klumm ſich auch vom letzten Zwange befreit, und lebte nun ganz nach ſeinem Gelüſte. Bei ſeiner Tafel in ſeinem Hauſe, bei Spiel, Trunk und

Wollust, verschwelgte er Tage und Nächte. Um Ottilien, seine Tochter, bekümmerte er sich wenig, ließ das Kind unter den Domestiken, gab dessen Erziehung dem Zufall Preis. Doch eben der Zufall meinte es besser mit dem armen Mädchen, als der Vater. Eine edle Französin, die Witwe eines ausgewanderten Offiziers, durch Armuth gezwungen, Dienste zu suchen, übernahm Ottiliens Bildung, wurde dem Kinde eine zweite Mutter. Hätte das Schicksal ihr vergönnt, die Erziehung zu vollenden, Ottilie würde das Muster ihres Geschlechts geworden sein, denn es fehlte ihr an keiner Anlage zur Vortrefflichkeit. Aber noch hatte sie das vierzehnte Jahr nicht erreicht, als der Tod ihr auch diese Stütze raubte, und der Vater hielt für überflüssig, die Stelle zu ersetzen; denn er hörte ja, daß seine Tochter sehr gut französisch sprach; er sah, daß sie sich mit Geschmack zu kleiden wußte; was bedurfte es mehr? — Zum Glück hatten Lehre und Beispiel der Entschlafenen so tief in der jungen Brust gewurzelt, daß des Vaters Mehlthau ihre schönen Blüten wohl dann und wann vergiften, doch dem gesunden Stamme nicht mehr schaden konnte.

Seine unbesonnene Verschwendung hatte endlich auch die reiche Erbschaft seiner Frau erschöpft, und mit Schrecken sah er auf dem Boden seiner Kasse einen Ueberrest, der zwar für einen genügsamen Hausvater noch immer hinreichend gewesen wäre, ein stilles, bequemes Leben zu führen, der aber, bei seiner Wirthschaft, höchstens noch ein Jahr den Untergang verzögern konnte. Der Gedanke, in seiner Vaterstadt (wo man, wie überall, einen Jeden ehrte, der

ſich Ehre zu erkaufen wußte) in Zukunft eine untergeordnete Rolle zu ſpielen, war ihm unerträglich, und er ſann Tag und Nacht auf Mittel, dieſer Vernichtung zu entgehen.

Bis jetzt hatte er ſeine Ungebundenheit nie durch einen Dienſt im Staate verlieren wollen; denn er ſah ja täglich, daß der nützlichſte Menſch weniger geachtet wird, als der reiche Tagedieb, der — außer der Kunſt, zu verzehren, was Andere fleißig erwarben — nichts verſteht. Doch nun blieb ihm keine andere Ausſicht übrig. Zwar konnten ſeine Kenntniſſe ihm keinen Anſpruch auf Staatsämter leihen, und ſelbſt die dürre Philoſophie, die ihn einſt ſo ſtolz über Jeden erhob, der durch irgend eine praktiſche Wiſſenſchaft nützlich zu werden ſtrebte, hatte er längſt vergeſſen. Allein darauf kam es ja auch nicht an. Er kannte die Reſidenz und die ſchöne breite Heerſtraße, die dort zu Beförderungen führte. Als nun der alte Bankdirektor in ſeiner Vaterſtadt ſtarb, kehrte er ſich nicht daran, daß der vieljährige Gehilfe desſelben, ein wackerer Greis, der allgemeinen Sage zufolge, die erledigte Stelle erhalten werde, weil er ſie redlich verdient habe, ſondern er raffte ganz im Stillen die Trümmer ſeines Vermögens zuſammen, reiſte damit in die Reſidenz, und kam nach wenigen Wochen, zum Erſtaunen ſeiner Mitbürger, als Bankdirektor zurück. Der brave Alte, den er vom Amte verdrängt hatte, wurde bald durch Kummer auch aus der Welt verdrängt. Nun ſtand er allein, an der Spitze von Geſchäften, die einen ehrlichen Mann im ganzen Sinne des Wortes fordern, und

er selbst begriff wohl, daß, um das theuer Erworbene ruhig zu genießen, er wenigstens ehrlich scheinen und für ehrlich gelten müsse, denn mehr ist leider in der Welt nicht nöthig. Darum entwarf er jetzt einen andern Lebensplan, der um so leichter ihm auszuführen wurde, da manche Sünde schon freiwillig den Erschöpften verlassen hatte. Ein stilles, bequemes Wohlleben trat an die Stelle der Schmausereien; Begierde, zu den Matadors der Stadt gerechnet zu werden, an den Platz der Wollust. Diesen Zweck zu erreichen, gab ihm seine kalte Schlauheit manche Mittel an die Hand. Er that Gutes, wenn er sicher war, daß es nicht verborgen bleiben werde; er half mit den ihm anvertrauten Geldern einem verarmten Kaufmann wieder auf, der mit der halben Stadt verwandt, und von der ganzen Stadt geliebt war; er subscribirte zu Luther's Denkmahl, und brachte in Kriegsnöthen dem Staate ein patriotisches Geschenk; er kaufte sich einen Kirchenstuhl, ließ sich oft mit erbaulichen Geberden darin erblicken, und bat auch dann und wann die Herren Geistlichen zu Gaste.

Kaum hatte er das einige Jahre so getrieben, so war kein Mann so ehrlich im ganzen Lande, als der Bankdirektor Klumm. Denn die Menschen vergessen das Böse wie das Gute; dieses freilich schon heute, jenes aber doch auch morgen oder übermorgen, und wer nur Jahre lang, trotz aller Widersprüche, Geduld hat, fort zu schreien: ich bin ein ehrlicher Mann! dem glaubt man's endlich, hätte er auch gleich seine Mutter ermordet.

Indeſſen wurde Herr Klumm bald genug gewahr, daß die rechtlichen Einkünfte ſeines Amtes zu dem bequemen Wohlleben nicht hinreichten. Der Eltern wie der Gattin Erbe war verſchleudert, das Spiel ihm untreu geworden, vertrug ſich auch nicht mit ſeiner jetzigen Ehrenfeſtigkeit. Doch er wußte Mittel, ſich zu helfen, und wenn die Zukunft dann und wann ihm Sorgen zu machen drohte, ſo warf er einen Blick der Hoffnung auf ſeine hübſche Tochter. Die väterliche Eitelkeit überredete ihn leicht, daß es ſolchen Reizen, ſolchen Talenten nicht fehlen könne, den reichſten Mann im Lande zu erobern, der ſodann jede Wunde, welche die Noth der Pflicht geſchlagen, durch Goldtinktur leicht heilen werde. Darum lebte er wohlgemuth d'rauf los, und weil Jedermann von dem ehemaligen Reichthume ſeiner Eltern, wie von der Mitgabe ſeiner Frau unterrichtet war, ſo wurde er allgemein für einen ſehr wohlhabenden Mann gehalten.

In dieſem Irrthum ließ er auch Ottilien, verſagte ihr keinen Wunſch, gewöhnte ſie viel zu brauchen, und wandte große Koſten auf Ausbildung ihrer Talente, größere noch auf äußern Schmuck ihrer Reize.

Nicht väterliche Liebe machten ihn ſo freigebig; ſeine Empfindung glich der Sorge eines Gärtners für Früchte, die er verkaufen will. Daß Ottilie auf dieſe Weiſe ein wenig eitel, ſtolz und ſorglos werden mußte, iſt begreiflich, und, Dank ſei es ihrer wackern Erzieherin, daß ſie nicht ſchlimmer wurde.

Die Zeit war nun gekommen, wo Herr Klumm seine Tochter, und mit ihr seine Pläne reifen sah. Er musterte im Stillen die heirathsfähigen Jünglinge, und seine Blicke hafteten auf dem Kammeraſſeſſor von Stolzenbeck. Dieſer junge Incroyabel war der Sohn eines Miniſters aus der Reſidenz, der, um Gewandtheit in Geſchäften zu erlangen, auf einige Jahre in die Provinz geſchickt worden, und der noch nicht recht mit ſich einig war, ob er ſeinen Uebermuth mehr auf des Vaters Rang und Reichthümer, oder auf ſeine eigene Geſtalt und auf ſeinen anſehnlichen Backenbart gründen ſollte. Der Bankdirektor hingegen war vollkommen mit ſich einig, ſeinen Plan blos auf das erſtere zu gründen. Gelang es ihm, Ottilien mit dieſem Manne zu vermählen, ſo war er geborgen; denn des Miniſters Anſehen ſchützte ihn vor Verantwortlichkeit, und, im ſchlimmſten Falle, mußte das verſchwägerte Haus um der Ehre willen ihn retten. Freilich ſah er, vor dem Einlaufen in dieſen Hafen, noch manchen Sturm voraus; der ahnenſtolze Miniſter konnte und mußte eine Verbindung ſeines Sohnes mit Mamſell Klumm ſehr ungebührlich finden: aber der ſchlaue Rechner baute auf die ungeheure Eitelkeit des jungen Herrn, die ihn ſicher in das Netz verſtricken werde, und ſei es ihm nur einmal über den Kopf geworfen, ſo werde ſeines Vaters Affenliebe den Ahnenſtolz auch wohl zufrieden ſprechen.

Herr Klumm zog unvermerkt den Kammeraſſeſſor in in ſein Haus, behandelte ihn mit großer Auszeichnung, ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit, brachte ihm oft ſogar das

schwere Opfer des eigenen Egoismus. Ottilien unterrichtete er von seinem Plan, in so fern er sie anging, munterte sie auf, durch feine Koketterie den Gimpel in's Netz zu locken, und pries das Glück ihrer Zukunft, wenn es ihr nach Wunsch gelänge. Mehr als diese Vorstellung wirkte bei Ottilien die Versicherung, daß auch ihres Vaters Glück an dieses Band geknüpft sei (obgleich sie das nicht recht begriff), und da ihr Herz noch völlig frei war, so lieh sie sich, wiewohl nicht ohne ein geheimes Widerstreben zu dem falschen Spiele, that aber bei weitem nicht so viel, als ihr Vater täglich begehrte. Doch auch das wenige, was tiefgewurzelte, jungfräuliche Sittsamkeit ihr zu thun erlaubte, war mehr als hinreichend, um einen Gecken zu fesseln, und die süße Ueberzeugung ihm einzuflößen, das schönste Mädchen in der Stadt habe sich sterblich in ihn, den schönsten Mann, verliebt. Natürlich glaubte auch er von Amors Pfeil verwundet zu sein, denn — rief er oft mit Achselzucken — Liebe erzeugt Gegenliebe. Mit jedem Tage wurde die Verbindung enger; mit jedem Tage rückte Herr Klumm näher an das Ziel seiner Wünsche. — So standen die Sachen, als Theodor Ottilien eine Vorlesung über die Sternkunde hielt.

---

9. Die Freunde.

Nicht schreitend, sondern schwebend, und jede Straßenlaterne für eine Sonne haltend, kam Theodor spät in der Nacht nach Hause. Der alten Magd, die auf sein ungestümes Klopfen ihn einließ, drückte er einen harten Gulden in

die Hand, und als sie, dankbar für die ungewohnte Gabe, ihm auf die Treppe hinauf leuchtete, umarmte er sie auf der letzten Stufe. Dann betrat er mit großem Geräusch das Zimmer, wo sein Stubengefärte, Florio, schlief, warf sich zu dem auf's Bett, ergriff den Schlafenden bei den Schultern, und schüttelte ihn gewaltig. Der starke Florio, betäubt erwachend, griff ihm sogleich nach der Gurgel, schrie Mörder! Diebe! und schleuderte ihn aus dem Bett.

Als er endlich seinen Irrthum gewahr wurde, rief er mit komischem Zorn: „Zum Teufel, Herr Doktor! welch ein Fieber-Paroxysmus hat dich ergriffen?"

„Ja, Florio, ein Fieber, das meiner Kunst spottet, und das ich auch nicht heilen möchte, wenn die Kur mich gleich zum ersten Leibarzt machen könnte. Ich liebe — ich liebe! ich liebe!!"

„Halt! halt! es ist an Einem Male genug. Armer Theodor! bist du endlich auch ein Narr geworden?"

„O laß mich dir den Gegenstand beschreiben —"

„Gott bewahre! ich kenne den breiten Stil der Verliebten. Da würden wir vor Morgen früh nicht fertig, und ich bin sehr schläfrig. „Ueberdies weiß ich auch schon Alles."

„Du weißt?"

„Ohne Zweifel. Ist es nicht ein Mädchen schön wie ein Engel?"

„Ja."

„Klug wie Minerva?"

„Allerdings."

»Die Krone aller hiesigen Frauenzimmer?«

»Ganz gewiß.«

»Nun siehst du, daß ich sie schon kenne, d'rum gute Nacht, morgen thue ich dir wohl den Gefallen das übrige zu hören.«

„Aber morgen mit dem Frühesten muß ich meine Patienten besuchen.«

»Das thu' um Gottes willen nicht! morgen schlägst du sie Alle todt.«

Vergebens wickelte Florio den Kopf in die Kissen und fluchte auf die Liebe, den gebornen Feind des Schlafs. Theodor ließ ihm keine Ruhe, er mußte hören, und zwanzigmal das nämliche hören, und ergab sich endlich geduldig in sein Schicksal.

Da Theodor ihm nichts erzählen kann, was der Leser nicht schon wüßte, so wird es gut sein, diesen Florio, und seine Verhältnisse zu dem jungen Arzt, unterdessen näher kennen zu lernen.

Theodor war ein Waise, dem ein redlicher Vormund von einem kleinen Vermögen gerade so viel erhalten hatte, daß er davon studiren konnte. Mit seiner kümmerlichen Lage vertraut, und an Entbehrung jeder Art von Jugend auf gewöhnt, schlüpfte er an der Hand der Musen wohlgemuth über des Mangels Dornenpfade hinweg, und weder sein Beutel noch sein Fleiß erlaubten ihm, sich den Zirkeln der lustigen Brüder beizugesellen. Er gehörte zu keiner Landsmannschaft, zu keinem Orden, wich häufigen Einladungen klüglich aus, wurde deshalb geneckt, gehaßt;

vermied sorgsam alle Händel, konnte aber dennoch diesem Schicksal nicht entgehen. Denn als er eines Tages auf öffentlichem Markte von einem betrunkenen Ordensbruder vorsätzlich beschimpft wurde, lief die Galle ihm über, und durch einen derben Faustschlag rächte er die Ungezogenheit. Alsobald wurde er zum Zweikampf gefordert, den er, nach den unseligen Begriffen von Studenten-Ehre, nicht ausschlagen konnte. Man bestimmte ihm ein Dorf zum Sammelplatz. Er ging mit schwerem Herzen, obschon er den Degen zu führen verstand. Er ging allein, denn er gehörte Niemanden an. Als er die bierduftende Wirthsstube betrat, fand er die sämmtlichen Ordensbrüder schon halb berauscht versammelt. Man empfing ihn mit schnödem Hohn; man ersuchte ihn, einen Winkel einzunehmen, und so lange zu warten, bis der angefangene Landes-Vater geendigt sei. Mit peinlichem Gefühl setzte sich Theodor, sah dem Unwesen zu, und heftete sein Auge besonders auf den Gegner, der ihn mit scheuen Blicken maß; ja, dessen blaße Farbe verrieth, daß sein neulicher Uebermuth nur eine Wirkung des Rausches gewesen.

Die ältern Renomisten tranken dem jungen Bruder fleißig zu, um dessen Muth zu stärken. Während des Gelags trat noch ein Student im Jagdkleid mit der Flinte herein, und wurde mit lautem Jubel bewillkommt, denn er war der liederlichsten Einer, als solcher allgemein bekannt, und gerade von ihm hatte sich Theodor immer am sorgfältigsten entfernt gehalten. Er trank sogleich zum Willkommen drei Birkenmeier aus, warf sich zum Vorsänger

auf, und nahm von Theodor im Winkel gar keine Notiz. Als endlich die durchlöcherten Hüte von dem Degen wieder herabgesunken waren, schritt man zu dem blutigen Geschäfte, zu dem die Versammlung sich eingefunden. Jener Liederliche, den blos der Zufall hergeführt, hatte nichts davon gewußt, und maß mit großen Blicken jetzt zum ersten Male den einsam stehenden Jüngling. Als die Gegner sich zum Zweikampf stellten, nahmen die übrigen dampfend und schweigend auf den Bänken rings umher Platz, und das Gefecht begann.

Theodor bemerkte sogleich, daß er seinem Feinde überlegen war, doch fest entschlossen, nicht mehr zu thun, als seine Ehre und eigener Schutz erforderten, schränkte er sich so lange auf bloße Vertheidigung ein, bis ihm irgend eine Blöße einen sichern Stoß nach des Gegners Arm erlauben würde. Als die Ordensbrüder gewahrten, daß ihr Neuling sich eben nicht mit Ehren aus dem Handel ziehen werde, riefen sie ihm von allen Seiten zu: »halt dich brav! rück ihm auf den Leib! stoß zu! renn ihn durch und durch!" — und das trieben sie so arg, daß ihr Geschrei endlich in ein Gebrüll ausartete, wodurch Theodor, der sich ganz allein unter dieser Horde befand, nothwendig die Fassung ein wenig verlieren mußte.

In dem Augenblicke, da er das fühlte, und dies Gefühl ihn noch verwirrter machte, hörte er eine gewaltige Baßstimme, die das ganze laute Chor plötzlich durch den Ausruf zum Schweigen brachte: »halt! wer noch einmal das Maul aufthut, der ist ein Schurke!"

Alle verſtummten, Theodor ſah ſich nach den Brüller um — es war der Bruder Liederlich im Jagdkleide, der nach einer Pauſe fortfuhr: »wir ſind unſerer mehr als zwanzig, der Herr iſt ganz allein. Er hat ſich geſtellt, wie es einem braven Burſchen geziemt; nun laßt ihn in Ruh, oder, hole mich der Teufel! ihr habt's mit mir zu thun!«

Niemand antwortete, keine Stimme erhob ſich mehr. Theodor ritzte ſeinen Gegner in den Arm und die Sache war abgethan. Der löblichen Sitte gemäß, mußte er nachher mit ſämmtlichen Anweſenden Brüderſchaft trinken. Als er an den Jäger mit der Stentor-Stimme kam, ſchüttelte ihm der die Hand, und ſagte: ich heiße Florio; und ſeit dieſem Augenblick trug Theodor den Namen Florio im Herzen.

Die Jünglinge näherten ſich einander, trotz der Verſchiedenheit ihrer Neigungen, und Theodor erkannte in der rauhen Rinde ein Herz, wahrer Freundſchaft fähig und würdig. Florio war auch eine Waiſe, hatte ſich auch durch die Welt geſchlagen, aber ein heißes Blut, ein ungebundener Geiſt, hatten ihn auf Abwege geführt. Er ſollte Theologie ſtudiren, das war ihm unmöglich. Er verſuchte es Reih herum mit allen Fakultäten; es gelang in keiner, weil man in allen Kollegien eine ganze Stunde ſitzen mußte, welches er kaum dann auszuhalten vermochte, wenn er ſeinen Pudel bei ſich hatte, den er zum Zeitvertreib in die Ohren kneipen konnte.

Endlich entdeckte er, daß ihm die Natur das Organ der Tonkunſt in einem hohen Grade verliehen, denn in die-

ſer Wiſſenſchaft allein ſchmiegte ſich ſein Genie in Bande der Regeln und des Fleißes. Er brachte es in Kurzem ſo weit, daß der Entſchluß immer feſter bei ihm wurde, ſeinen künftigen Unterhalt durch dieſe Kunſt zu erwerben. Sie war zugleich ein Band, das ihn näher an Theodor knüpfte, denn dieſer — ein Schwärmer für Muſik — blieb der Einzige, der ihm unermüdet Stunden lang zuhörte, wenn er auf dem Flügel fantaſirte.

So lebten ſie zwei Jahre mit einander, und ihre Freundſchaft wurde immer enger. Zwar gelang es dem ſtillen Theodor nicht, ſeinen Freund von der luſtigen Brüderſchaft ganz abzuziehen, eben ſo wenig, als dieſer ihn zum Mitgeſellen anzuwerben vermochte: aber dennoch ſuchten ſich beide immer wieder, wenn der Eine vom nächtlichen Schwärmen, der Andere vom nächtlichen Fleiß erſchöpft, Erholung bedurfte.

---

10. Das Taſchenbuch.

Als nun die Zeit heranrückte, wo Beide die Univerſität verlaſſen ſollten, und Theodor für die Zukunft nur ſehr geringe Ausſichten, Florio aber noch gar keine hatte; da trug es ſich eines Tages zu, daß ein junger Graf, der nebſt ſeinem Bruder, auch zu den akademiſchen Bürgern gehörte, beim Baden ertrank. Die Brüder liebten ſich, der übrigbleibende war troſtlos, wenn gleich, durch des Bruders Tod, die Ausſicht, ein regierender Herr zu werden, ſich ihm öffnete. Sein Kummer ſchien ſo tief und rührend in ſeine Züge gegraben, daß Florio, der ihm zufällig einſt

begegnete, ſchnell und bewegt nach Hauſe eilte, dort einige Strophen weniger dichtete, als aus bewegtem Herzen einfach niederſchrieb, und ſie dann mit einer Melodie begleitete, die, ſanft klagend, Jeden, der ſie hörte, mit Wehmuth füllte. Gedicht und Muſik waren der reine Erguß ſeiner Empfindungen, er hatte nichts damit beabſichtigt, als ſeiner eigenen Rührung Luft zu machen. Um ſo mehr erſtaunte er, als der Graf einige Tage nachher ihm ein Geſchenk zuſandte, nebſt einem herzlich dankenden Billet.

»Den Streich haſt du mir geſpielt,« ſagte er zu Theodor, und hatte es errathen; denn, von der gelungenen Kleinigkeit entzückt, meinte Theodor, dem trauernden Grafen (der ſelbſt Muſik liebte und verſtand) werde ſie noch weit höhern Genuß gewähren, und hatte gleich anfangs vergebens darauf beſtanden, daß Florio ſie ihm ſchicken ſollte. »Ich bin ein armer Teufel, das ſähe aus wie eine Bettelei,« war Florio's Antwort. — Da nun Theodor ihn durchaus nicht überreden konnte, ſo erlaubte er ſich den kleinen Verrath, das Blatt heimlich abzuſchreiben, und es durch die dritte Hand an den Grafen zu bringen.

Faſt wäre Florio im Ernſte böſe geworden, nur die Delikateſſe, mit welcher des Grafen Billet geſchrieben war, beruhigte ihn wieder; allein das Geſchenk an Gelde nahm er durchaus nicht an, und ſelbſt ein artiges Taſchenbuch erſt nach langem Weigern. Dies Benehmen machte ihn dem Grafen intereſſant, der ihn zu ſich einlud, ihn kennen lernte, ſpielen hörte, und ſo großes Behagen an ſeinem

Umgang, wie an ſeinem Spiele fand, daß er ihm vorſchlug, ihn mit ſich zu nehmen, und in ſeiner kleinen Reſidenz mit reichlichem Gehalt bei ſeiner Hofkapelle anzuſtellen. Theodor wünſchte ihm Glück dazu. Florio ſchüttelte den Kopf: »da ſoll ich wohl mit dem Haarbeutel bei Hofe erſcheinen? und aufſpielen, wenn die gnädigen Herrſchaften ſpeiſen? Lieber wollte ich mit böhmiſchen Muſikanten auf Jahrmärkten herumziehen.«

Vergebens ſtellte ſein Freund ihm vor: es ſei doch ein gewiſſes Stück Brot. »Brot! Brot!« wiederholte er haſtig, »gehörſt du auch zu den Alltagsmenſchen, die da meinen, man ſei geborgen, wenn man nur Brot genug hat? Als wäre immer nur vom Magen die Rede, nie vom Kopfe, nie vom Herzen? — Unmäßig eſſen oder gar nicht eſſen, das gilt mir gleich. Und dann — die Grafſchaft liegt in Oſten, du ziehſt nach Weſten; ſo müßten wir uns ja auf ewig trennen? da ſei Gott für! — So lange du mir bleibſt, was du jetzt mir biſt, ſo lange gehe ich dir nicht von der Seite.«

»Aber ich? was kann ich für dich thun?«

»Was du bisher gethan; mir das Leben froh machen. Kurz und gut, dem Herrn Grafen großen Dank; er mag ſich einen andern Geiger für ſeine Kapelle ſuchen.«

Und dabei blieb es. Florio zog mit Theodor in deſſen Vaterſtadt. Er wußte, daß der Freund, deſſen ausübende Kunſt anfangs noch keinen goldenen Boden hatte, ihn nicht unterſtützen konnte, und hätte er das nicht gewußt,

so wäre er nicht mit ihm gezogen; er rechnete darauf, sein Talent geltend zu machen, in der Musik zu unterrichten, in Concerten sich hören zu lassen. Er hatte sich auch nicht verrechnet, denn kaum war ein halbes Jahr verstrichen, als bereits kein Concert ohne Florio vollständig zu sein schien, alle seine Stunden mit reichlich zahlenden Lehrlingen besetzt waren, und seine Einnahme die des jungen Arztes um das Doppelte überstieg. Oft lachte er herzlich darüber, daß die Leier mehr einbringe als der Schlangenstab; es ging ihm aber auch wie jenem Bänkelsänger: Was ich am Tage mit der Leier verdien', das geht bei Nacht in den Wind, Wind, Wind. Sparen und sammeln war seine Sache nicht. Cantores amant humores. Er trank gern ein gutes Glas Wein, und scheute nebenher auch nicht verliebte Abenteuer. Sein ehrliches Gemüth, seine drollige Lustigkeit, hatten ihm, nicht minder als sein Talent, Häuser und Herzen geöffnet. Er war überall willkommen, und unter seinen Schülerinnen gab es manche allerliebste Mädchen. Da spann sich hie und da dies und jenes an, er wußte selbst nicht wie. Ein paarmal glaubte er in allem Ernst verliebt und geliebt zu sein; da er aber kein Schwärmer war, seine Gefühle nicht überspannte, und weder viel zu schwatzen noch lange zu schmachten verstand, so nahmen es die Mädchen nicht gar zu genau mit ihm; meinten, eine Liebe ohne Seufzer und Schwüre sei im Grunde nur Scherz, und erlaubten sich bei erster Gelegenheit ohne Bedenken kleine Untreuen. Kaum hatte

Florio ein paarmal ſolche Erfahrungen gemacht, als er ſofort, nach herkömmlichem Brauch, das ganze Geſchlecht für Baſiliſken erklärte, und von Stund an mit den Weibern, wie mit der Liebe, nur ſeinen Spott trieb. Seinen Freund, zu dem er in's Haus gezogen, pries er glücklich, daß er noch nie die Macht dieſer Thorheit empfunden.

»Wohl dem Manne,« ſprach er oft, »der ſich überzeugt, daß die Weiber nur muſikaliſche Inſtrumente ſind, zuweilen recht wohltönend beſaitet, öfter noch von außen glatt und elegant verziert; aber doch immer nur Inſtrumente, auf welchen Jeder nach Belieben ſpielt. Kommt eine kunſtreiche Hand darüber, ſo lockt ſie wohl dann und wann recht ſüße Töne hervor, und ich habe nichts dagegen, daß dem Künſtler ſein Spiel Vergnügen mache, Genuß gewähre; nur bilde er ſich nicht ein, er allein ſei die Sonne, in deren Strahlen Memnon's Säule lieblich erklingt; ſo bald er ſich entfernt, erſcheint ein anderer und bewirkt dasſelbe.«

So entſtand bisweilen zwiſchen beiden Freunden ein drolliger Zwiſt. Theodor nahm ſich der gekränkten Schönen redlich an. »Willſt du ſie ja mit einem Inſtrument vergleichen,« pflegte er zu ſagen, »ſo möge es die Aeolsharfe ſein, die, ohne berührt zu werden, geiſtige Töne hervorbringt.«

Dann lachte Florio aus vollem Halſe. »Ja, ja, die Aeolsharfe, du haſt Recht. Der Wind mag blaſen woher er wolle; je mehr Wind, je folgſamer die Harfe. Da ſiehſt

du, warum ein Windbeutel mehr Glück bei Weibern macht, als der schlichte ehrliche Mann.»

»Mit nichten,» erwiederte Theodor, »die Weiber lieben nur ein wenig ihre Bequemlichkeit. Auf den Windbeutel sehen sie herab, am schlichten ehrlichen Manne müssen sie hinauf sehen, das ist beschwerlich, und darum —»

»Ja, darum!» lachte Florio. »Du bist mir ein herrlicher Lobredner. Wenn nicht einst die Liebe dich beredter macht, so wirst du schwerlich, wie der Mainzer Dichter Frauenlob, von holden Jungfrauen zu Grabe getragen.»

Doch eben jetzt war die Zeit gekommen, wo die Liebe wirklich den guten Theodor beredter machte, und Florio zum ersten Male durch sein Feuer in die Enge getrieben wurde. Als der ehrliche Leiermann sah, wie tief der Pfeil in seines Freundes Herz gedrungen, bemeisterte sich seiner oft mitten im Lachen ein ungewohnter Ernst. »Na Gott gebe seinen Segen dazu!» rief er oft erzwungen fröhlich aus d dur, in das sich, wider seinen Willen, ein Molton mischte. Dann sprang er an's Klavier, spielte und sang: »Ich war wohl recht ein Springinsfeld in meinen jungen Jahren.»

Es versteht sich von selbst, daß Theodor nicht ermangelte, am Morgen nach der astronomischen Nacht, der Einladung des alten Klumm zu folgen. Er fand ihn im seidenen Schlafrock mit Grauwerk gefüttert, und Ottilien im reizendsten Negligé. Der Empfang des Alten war vornehm wohlwollend, der der Tochter schüchtern herzlich

Mit einer gewiſſen Manier, welche große Herren auch Delikateſſe zu nennen belieben, die aber im Grunde drückender iſt als Grobheit, gab Herr Klumm zu verſtehen, daß er unmöglich ſeinen kranken Leichnam einem ſo jungen Aeskulap vertrauen könne, nicht, als ob er Zweifel in deſſen Kenntniſſe ſetze, ſondern weil ein Hausarzt ſchon im vieljährigen Beſitz der Abhilfe ſeiner leiblichen Gebrechen ſei. Er bleibe jedoch für die geſtrige ſchnelle Hilfe dem Herrn Doktor dankbar verpflichtet, und bitte, mit dieſer Kleinigkeit vorlieb zu nehmen.

Mit dieſen Worten wollte er ihm ein beſchwertes Papier in die Hand ſchieben, allein Theodor ſchob es ein wenig haſtig zurück. »Ich will nicht hoffen,« ſagte er, »daß Sie mich für fähig halten, einen Zufall benutzen zu wollen, um mich als Arzt in Ihr Haus zu drängen. War ich ſo glücklich, Ihnen geſtern beizuſtehen, ſo bin ich ſchon dadurch hinreichend belohnt.«

Das ſchon dadurch war eine Lüge, und dieſe Lüge verrieth ſich auf der Stelle durch den Blick, der bei den Worten nach Ottilien hinüber ſchweifte, die glühend roth in peinlicher Verlegenheit, doch nur um ſo reizender da ſtand.

»Aber — aber —« hub der Alte ein paar Mal an, »ich muß denn doch — ich will denn doch — Nun wenn Sie durchaus mein Geſchenk verweigern, ſo muß ich wohl auf andere Weiſe mich zu revangiren ſuchen. Ich bitte mir auf künftigen Montag die Ehre auf einen Löffel Suppe aus.«

Theodor konnte es zwar vor ſeinen Tod nicht ausſtehen, mit vornehme Leute, nach ihrer löblichen Gewohnheit,

jeden erwiesenen Dienst durch einen Löffel Suppe zu vergelten glaubten, den man oft zu Hause besser hat, wenigstens zwangloser genießt; aber diese Einladung war ihm doch willkommen, und er versäumte nicht, sogar etwas zu früh am nächsten Montag sich einzustellen.

Der Alte war noch in seiner Expeditionsstube. Ottilie empfing den Gast, über dessen frühes Erscheinen sichtbar erschrocken, obschon vor wenigen Augenblicken sie es noch gewünscht hatte. Es entstand zwischen beiden ein sehr lebhaftes, aber stummes Gespräch, bei welchem beiden, trotz der Schonung ihrer Lungen, der Athem mehr als Einmal verging. Theodor hätte viel darum gegeben, wenn es plötzlich dunkler noch geworden wäre, als in jener sternenhellen Nacht, denn er fühlte, daß nur Dunkelheit ihm die Zunge lösen könne. Hundertmal sagte er sich selbst — wie er so neben ihr auf dem Sofa saß, und den Hut in tausend Falten quetschte — »rede doch! du mußt reden, sie wird dich sonst für einen Dummkopf halten.» Wenn er denn endlich aus der Tiefe seines Hutes den Muth zu sprechen geholt zu haben glaubte, so schritt er zu der unerhörten Kühnheit fort, die Augen nach ihr aufzuschlagen, so bald er aber den schönen blauen Himmel gegenüber gewahr wurde, so bald schloß sich auch wieder die halb geöffnete Lippe, und — Ottilie hielt ihn doch für keinen Dummkopf.

Denn ihr ging es ja nicht um ein Haar besser. Sie hatte ja den ganzen Morgen auswendig gelernt, was sie, wegen des neulichen Zufalls, aus kindlicher Dankbarkeit ihm sagen wollte, und jetzt wußte sie kein Wort davon.

Vermuthlich wäre der Abend angebrochen, ohne ein anderes Geräusch im Gesellschaftszimmer, als das Ticken der Wanduhr; aber endlich fuhr ein Wagen vor. Ottilie sprang an's Fenster, sah den Präsidenten mit seiner bucklichten Tochter aussteigen, benutzte den letzten Augenblick, der ihr übrig blieb, und sagte zu Theodor, indem sie ein gesticktes Taschenbuch hervorzog: »des Vaters Geschenk haben Sie verschmäht! werden Sie auch der Tochter nicht erlauben, dies geringe Zeichen ihrer Dankbarkeit Ihnen anzubieten? ich habe es nur in Eile gestickt, aber gute Wünsche für Ihr Glück umschlang ein jeder Faden.«

Theodor griff darnach mit einem komischen Heißhunger. »In Ihren Händen,« so schrie er fast, »liegt mein Glück auf ewig!«

Die eintretenden Gäste ersparten ihr die Antwort, die sie ohnehin schwerlich würde gefunden haben. Fräulein Buckelingen behandelte ihren Tänzer mit schneidender Kälte, denn sie konnte es ihm nicht vergessen, daß er den alten Klumm nicht lieber sterben, als sie sitzen lassen. Theodor bemerkte ihre Grimassen nicht, denn seine linke Hand lag in der Tasche auf Ottiliens Geschenk, und da blieb sie sogar während der Mahlzeit liegen, als ob er fürchtete, es möchte ihm gestohlen werden. Fräulein Buckelingen hingegen, die neben Ottilien saß, bemerkte spöttisch, daß der junge Herr Doktor sehr ungeschickt esse, und überhaupt in einen solchen Zirkel nicht recht zu passen scheine. Ottilie lächelte und schwieg. Vermuthlich würde auch von sämmt-

lichen Tischgesprächen, so wichtig politisch sie auch klingen mochten, kein Wort zu Theodor's Ohren gedrungen sein, hätte nicht ein anderer Gegenstand mit Gewalt seinen Geist aus der Tasche herausgezogen. Der Herr Kammerassessor von Stolzenbeck nämlich war unter den Gästen keiner der letzten, nahte sich Ottilien so frei und frank, nahm so ungebeten den Platz neben ihr ein, als ob er nur ihm gebühre, sprach mit ihr in einem so bekannten, vertraulichen Tone, daß der arme Theodor mit jedem Bissen klares Gift hinunter schluckte. Ottiliens Verlegenheit entging ihm nicht; auch Unwillen über den zudringlichen Nachbar glaubte er einige Male in ihren Augen zu lesen, und diese Bemerkung allein half ihm die peinliche Stunde ertragen; ja sie gab dem bescheidenen Jüngling sogar den Muth, dem immer plaudernden und immer absprechenden Incroyabel dann und wann zu widersprechen, wobei er, ohne es zu wollen, über manchen Gegenstand seine Kenntnisse blicken ließ, und mehr als Einmal den Schwätzer in seiner Blöße darstellte. Immer kühner, immer gesprächiger wurde Theodor, als er sah, daß eine gewisse Freude aus Ottiliens Augen leuchtete, und ihr Lächeln ihn belohnte. Der Herr Kammerassessor hingegen zischelte dem Fräulein Buckelingen beim Dessert in's Ohr: »Mit dem Pedanten ist nichts anzufangen.«

Kaum war die Tafel aufgehoben, als Theodor mit seinem Schatz in der Tasche entschlüpfte, von Keinem bemerkt, als von Ottilien, die ihm durch das Fenster nachsah, so weit sie konnte, und dem Kammerassessor auf die

Frage: ob ſie geſtern in der Komödie geweſen? — ſehr zerſtreut antwortete: »Die Kirſchen wären noch nicht reif.«

---

11. Die Pocken.

Florio komponirte eben eine Trauermuſik für einen dicken Weinhändler, deſſen reiche Frau geſtorben war, und der ihm einen ganzen Anker Hochheimer zum Gratial verſprochen hatte, als Theodor herein ſtürmte. Entzücken, Hoffnung, Eiferſucht machten ſich in abgebrochenen Sätzen Luft. Florio ließ ihn austoben und fiel bei jeder Pauſe mit ſeiner Trauermuſik darein, woraus ein drolliges Melodram entſtand. Wenn dieſer jubelnd ſein Taſchenbuch an die Bruſt drückte, ſo klagte Jener am Sarge in ſchmerzlichen Tönen; und wenn dieſer die Armuth beſeufzte, die ſeine Hoffnungen niederſchlug, ſo erhob ſich Jener mit rauſchenden Schwingen zur Hoffnung der Unſterblichkeit. »Aber ſie liebt mich!« rief Theodor, »Amen,« ſang Florio. »Der Kammeraſſeſſor iſt ein Geck!« ſchallte es hier; »Halleluja!« dort.

»Aber ich bitte dich, ſo ſieh doch nur dies Taſchenbuch.«

»Es iſt weißer Atlas,« erwiederte Florio ſehr gelaſſen.

»Und die Stickerei?«

»Soll einen Schlangenſtab vorſtellen, ſieht auch beinahe ſo aus.«

»Und der Mirtenkranz, der ihn umgibt —«

»Könnten auch wohl Weidenblätter ſein.«

»Narr! Du haſt zu tief in deine Flaſche geſehen.«

»Und du zu tief in ein Paar hübſche Augen, weßhalb Gott dir gnädig ſei!«

»Bekenne, daß der Mirtenkranz mich zu den ſüßeſten Hoffnungen berechtigt.«

»Ich verſtehe mich ſchlecht auf die Hieroglyphen der Liebe.«

»Ach! hätteſt du ſie geſehn!«

»Hat der alte Klumm guten Wein?«

»So ſchüchtern, ſo ſtumm, ſo beredt —«

»Nimm Krebsaugen ein.«

»Den Kammeraſſeſſor ſchlage ich todt!«

»Dein Fieber iſt verdammt ſtheniſch.«

»Mit dir iſt kein vernünftiges Wort zu reden.«

»Mein Gott, ich warte ja nur darauf.«

Theodor ſchwieg und fing an zu maulen. Nach einer Pauſe ſagte Florio: »Komm her, Brüderchen, maulen ſollſt du mir nicht. Sieh, ich ſitze ſchon bereit, die närriſchſten Dinge mit der größten Ernſthaftigkeit zu hören. Nur, wenn ich bitten darf, fang hübſch von vorne an, und wirf nicht Alles durcheinander.«

Alſobald ſaß Theodor neben ihm, und ſein Freund hatte die Geduld, ihm ſo lange zuzuhören, bis der Nachtwächter ſich vernehmen ließ. Da unterbrach er den Strom der Rede plötzlich mit der Frage: »was ſoll denn endlich daraus werden?«

»Was? — Dumme Frage! ich nehme ſie zum Weibe.«

»Wird der Vater dir ſie geben?

Theodor verſank in düſtere Träume, und Florio ging

zu Bett. Der Liebende konnte sich nicht verhehlen, daß seine Ansprüche auf das schönste, und — wie die Sage ging — auch das reichste Mädchen in der Stadt, nur schlecht begründet waren. Ein junger Arzt, für seine Person zwar jetzt mit hinreichenden Einkünften versorgt, doch viel zu beschränkt, um eine Familie zu ernähren, ihm gegenüber ein Mädchen, an Ueberfluß gewöhnt. Er, eine Waise von geringer Herkunft, der, außer einem alten Leinweber, keine Verwandten hatte; sie, aus einem der ersten Geschlechter, mit vornehmen Muhmen und Vettern umringt. Du mußt sie meiden, sagte sein Kopf. Du mußt sie lieben, sagte sein Herz; und so beschloß er endlich, was die Menschen gewöhnlich beschließen, wenn Kopf und Herz im Widerspruche stehen, nämlich die Sache ihren Gang gehen zu lassen, und von Liebe, Zufall oder Glück eine günstige Entscheidung zu hoffen. Er wollte seine Besuche im Klumm'schen Hause von Zeit zu Zeit erneuern, Ottilien beobachten, erforschen, prüfen, und wenn er von einer Gegenliebe, die fähig sei, Opfer zu bringen, sich überzeugen könne, dann wolle er muthig die Bewerbung bei dem Vater wagen.

Die Rechnung war so vernünftig, als sich von einer ersten Liebe nur immer erwarten läßt, nur Schade, daß der Grund des Gebäudes Triebsand war, denn es stützte sich auf die Voraussetzung, daß seine ferneren Besuche dem Herrn Bankdirektor willkommen sein würden. Aber der ehrliche Mann glaubte durch ein Mittagsessen sich vollkommen mit ihm abgefunden zu haben, und da ihm nicht

entgangen war, daß der junge Herr Doktor gar wunderliche Blicke auf seine Tochter heftete, und seine Tochter ihm auch bisweilen gar wunderliche Blicke zurück gab; so hielt er für besser, die Bekanntschaft gänzlich abzubrechen. Der arme Theodor, so oft er sich meldete, fand Herrn Klumm entweder nicht zu Hause, oder in Geschäften begraben, und war doch endlich, beim zwanzigsten vergeblichen Besuche so scharfsinnig, zu errathen, daß man seiner los zu werden wünsche.

Nur an öffentlichen Orten, nur in bunten, vornehmen Kreisen, erblickte er Ottilien dann und wann, den Kammeraſſessor gewöhnlich an ihrer Seite; und wenn gleich ein schwermüthiger Blick von ihr, der oft Minuten lang auf ihn haftete, seine Hoffnungen zu beleben schien, so schlug hingegen des Vaters vornehme Kälte sie gänzlich nieder. Ein heimliches Verständniß mit der Geliebten anzuspinnen, war freilich Florio's Rath, stritt aber gegen seine biedern Grundsätze.

»Nein!« rief er entschlossen, »durch keinen Vorwurf des Gewissens erkaufe ich den Besitz dieses Engels; keine Verführung soll ihr reines Herz vergiften.« — So verstrichen mehrere Monden. Theodor hoffte durch vermehrte Berufsgeschäfte den Stachel in seiner Brust abzustumpfen; darum suchte und erhielt er eine Stelle am Hospitale, die, außer dem Dank der leidenden Menschheit, ihm gar nichts eintrug.

Ermüdet kam er eines Tages nach Hause, warf sich unmuthig auf den Sofa, und bat seinen Freund, durch

Mozart's Harmonien ihn zu erheitern. Der gefällige Florio hatte sich eben an den Flügel gesetzt, und präludirte noch, als Jemand draußen an die Thür klopfte. Sogleich accompagnirte er das Wörtchen herein! mit einem völligen Accord; und siehe, ein Bedienter trat herein in einer wohlbekannten Livree, bei deren Anblick Theodor plötzlich aufsprang, und mit bebender Stimme fragte: will Er zu mir?

»Ja, Herr Doktor,« war die Antwort, »mein gnädiger Herr, der Herr Bankdirektor, lassen sich schönstens empfehlen, und den Herrn Doktor bitten, sich sogleich hin zu bemühen.«

»Ist Jemand krank im Hause?« —

»Die Mamsell —«

Mehr hörte Theodor nicht. Er war schon auf der Straße, hatte den Hut vergessen, und stürzte zu Ottilien in's Zimmer, als der Bediente noch in seiner Wohnung auf der Treppe war. Sie lag auf einem Ruhebett, mit schwerem Athem, das Gesicht glühend, des Auges Glanz erloschen. Sie erzwang ein Lächeln, als sie Theodor's hastige Angst bemerkte. Finster stand der Vater neben ihr, bewillkommte den Arzt ziemlich trocken, und sagte ihm mit sichtbarem Widerwillen: sein Hausarzt sei verreist, der Tochter ein Fieber zugestoßen, und auf ihr ausdrückliches Verlangen habe man ihn geholt. »Sieh, Ottchen,« sprach er etwas milder zu der Kranken, »ich habe deinem Eigensinn nachgegeben; nun gehorche du aber auch pünktlich den Vorschriften des Arztes, damit du bald genesest.« — Auf das Wörtchen bald

legte er beſondern Nachdruck; und zog dabei die Augenbraunen zuſammen.

»Ich bin kein Kind, lieber Vater,« antwortete Ottilie.

»Doch, bisweilen,« murmelte Herr Klumm zwiſchen den Zähnen.

Theodor, ſich ermannend, ſuchte die zitternden Nerven ſeiner Hand zu bekämpfen, faßte den Puls der Geliebten, that die gewöhnlichen Fragen, und entſchied nach einer Pauſe, daß ſie wahrſcheinlich die Pocken bekommen werde. Des Alten Schrecken war ſichtbar; Ottilien hingegen ſchien die Ausſicht auf eine lange gefährliche Krankheit eben nicht ſehr zu beunruhigen. Der irre, ſchauderhafte Blick, den Fieberglut dem Auge mitzutheilen pflegt, wurde durch ein ſanftes Lächeln ihrer brennenden Wange, in einen fremdartigen Zauber verwandelt, der die Bruſt mit einem behaglichen Grauen erfüllte. Lange ſtand Theodor in ihrem Anſtaunen verloren; er durfte ſie ja betrachten, und Niemand konnte wiſſen, wie viel von ſeinen Betrachtungen der Pflicht, wie viel dem Herzen gehörte. »Wollen Sie nichts verſchreiben?« fragte Herr Klumm ihn endlich; und nun erwachte der Träumer, ſchrieb ein Recept, und ſuchte dann ſeinen Hut.

Jetzt erſt entdeckte er, was Ottilie trotz ihres Fiebers, ſogleich bemerkt hatte, daß er nämlich ohne Hut gekommen war. Er empfahl ſich verwirrt, und verſprach, mit dem früheſten Morgen wieder zu erſcheinen. Der Vater begleitete ihn hinaus, beſorgt fragend: was er von der Krankheit halte?

»Ich kann Ihnen nicht verhehlen, erwiederte Theodor, »daß eine bösartige Blatter-Epidemie in der Stadt herrscht.«

»Mein Gott!« rief Klumm und schlug die Hände zusammen.

»Sein Sie unbesorgt,« tröstete ihn der Arzt; wenn Kunst und Sorgfalt etwas vermögen, so rette ich die Kranke.«

»Aber die Pocken — ihr Gesicht —«

»O wer fragt nach dem Gesicht bei einer solchen Seele!«

Mit diesem Ausruf eilte er davon und ließ den Alten sehr unbefriedigt zurück; denn lieber hätte er seiner Tochter Seele, als ihr Gesicht vernarbt gesehen.

Nun begann für Theodor eine schöne ängstliche Zeit. Drei-, viermal des Tages durfte er Stunden lang am Bette der Geliebten sitzen, jeden Hauch belauschen, jede Silbe haschen, und ihr Leben hing von seiner Sorgfalt ab. Freilich ließ der Vater ihn nie allein mit ihr, bewachte mißtrauisch jeden Blick; aber die kleinen Vertraulichkeiten, zu welchen sein Stand ihn jetzt berechtigte, konnte der Alte doch nicht hindern, und natürlich hatte er so viel zu fragen, mußte ihr immer so tief in's Auge sehen. —

Die Krankheit machte bedenkliche Fortschritte; die Pocken zeigten sich und traten zurück; ihr Leben war einen Augenblick in Gefahr, seine Kunst rettete sie. Die Blattern brachen endlich aus, und zwar mit solcher Wuth, daß ihr ganzes Gesicht davon bedeckt erschien. Der Vater war außer sich, und, nicht Meister über seinen Schmerz, rief er einst in Gegenwart der Kranken: »um ihre hübsche Larve ist geschehen!« — Entweder, um die Folgen dieser Ueber-

eilung nicht zu sehen, oder, weil er bei so bewandten Umständen keine Gefahr mehr ahnete, ließ er jetzt zum ersten Male den Arzt bei der Kranken allein.

Ottilie hatte ihres Vaters Worte wohl vernommen; ihr Blick umwölkte sich, sie faßte Theodor scharf in's Auge, und sprach mit einer festen Stimme:

»Hintergehen Sie mich nicht. Erklären Sie mir aufrichtig: muß ich erwarten, sehr verunstaltet zu werden?« — Theodor zuckte die Achseln.

»Ich verstehe Sie, und läugne nicht, es wird mir schwer, mich in dieses Unglück zu finden.«

»Ihnen? mit diesem Geist? mit diesem Herzen? —«

»Ach, mein Freund! gesetzt, ich wäre kein gewöhnliches Mädchen, wer sucht Geist und Herz hinter einer verzerrten Larve?«

»O möchte es Niemand suchen!« rief Theodor bewegt: »damit ich sagen dürfte, ich habe es gefunden!«

Ottilie sah ihn mit großen Augen an.

»Es ist heraus,« fuhr er entschlossen fort, so albern es auch scheinen mag, in diesem Augenblick von Liebe zu sprechen, so ist es doch vielleicht der Einzige, in dem ich es wagen durfte, meine Empfindungen zu erklären. Jetzt, da Sie in Gefahr schweben, das zu verlieren, was tausend Andern ihr höchster Reiz schien, jetzt darf mein Herz laut das Gelübde ablegen: häßlich oder schön — dich oder keine!«

Eine große Thräne behaglicher Wehmuth trat in das Auge der Kranken. Sie reichte ihm die heiße Hand, und drückte

die seinige an ihr heißes Herz. Es war geschehen, der Bund auf ewig geschlossen. Ottilie weinte sanft. Ihre Thränen verscheuchten den Liebhaber, und weckten die Besorgniß des Arztes. Er bat sie um Gottes willen ruhig zu sein, keiner starken Gemüthsbewegung Raum zu geben. Er machte sich selbst die heftigsten Vorwürfe über seine Unbesonnenheit, er war in Verzweiflung. »O sorgen Sie nicht,« flüsterte sie leise, »was ich empfinde, ist wohlthuend. Sie haben nur eine gemeine Eitelkeit zerstört, um mir eine edlere einzuflößen. Werde jetzt aus meinen Zügen was da wolle, mir gehört ein Herz, das ich verdienen will. Verlassen Sie mich jetzt. Eine einsame Stunde, doch nicht ohne Sie verlebt, wird heilsamer wirken, als Ihre Arzeneien; und wenn Sie heute wieder kommen, so werden Sie durch einen ruhigen Schlummer mich erquickt finden.«

Theodor bog sich über sie, küßte ihr feuchtes Auge, und taumelte fort.

Ottilie hatte wahr gesprochen. Sie lag noch eine Stunde in süßem Hinbrüten, und fiel endlich ermattet in einen sanften Schlummer.

---

12. Der Nebenbuhler.

Das Bewußtsein wahrhaft geliebt zu werden, ist stärkender als der Wein aus der Bremischen Kufe, und hat vor diesem noch den Vorzug, daß es das Blut nicht erhitzt, sondern wohlthuend besänftigt. Als Theodor am Nachmittag wieder kam, nicht ohne Besorgniß, durch seine

rasche Erklärung nachtheilig auf die Fieberkranke gewirkt zu haben, fand er sie im Gegentheil erquickt, beruhigt und mit allen Kennzeichen einer glücklich überstandenen Crise. Allein des Vaters Stirn entrunzelte darum sich noch nicht, denn nur der Tochter Leben, nicht ihre Schönheit, konnte vor der Hand der Arzt ihm verbürgen. Wurde sie häßlich, so paßte sie in keinen seiner Pläne mehr, und er konnte nicht einmal hoffen, die Besoldung einer Wirthschafterin künftig durch sie zu ersparen, da er zu dieser schönen weiblichen Kunst sie nie erzogen hatte. Doch der Genius der Liebe und der Intrigue walteten beide über Ottiliens Reizen; sie genas, und die Pocken ließen kaum ein paar flache Grübchen zurück, welche augenblicklich von herumstreifenden Amoretten in Besitz genommen wurden.

Während ihrer Genesung, die sich freilich noch manche Woche verzog, waren die Liebenden zwar öfter allein; aber Theodor hatte sich selbst streng untersagt, seine Wünsche eher wieder laut werden zu lassen, bis sie völlig hergestellt sein würde. Nur seine Blicke wiederholten das erste Bekenntniß tausendmal in einem Tage, und Ottilie verstand seine Blicke.

Endlich, eines Morgens, als er von dem letzten Arzeneiglas sie lossprach, fügte er mit bebender Stimme hinzu: »Ihr Arzt bin ich nun nicht mehr; sein Sie jetzt der meinige.« — Ottilie blickte ihn mit unaussprechlicher Freundlichkeit an, und reichte ihm ihre Hand.

»Darf ich mit Ihrem Vater sprechen?«

»Wenn Sie wollen.«

»Werden meine beſchränkten Einkünfte Ihnen genügen?«

»Mein Vater iſt reich; doch müſſen wir auch ſeine Unterſtützung entbehren, die Liebe wird mich zur guten Wirthin machen.«

Jetzt drückte er ſie zum erſten Male an ſein Herz, und flog hinüber zu dem Alten, ihm der Tochter völlige Geneſung anzukündigen.

»Sie haben in der That eine große Schuld auf mich geladen,« ſagte Herr Klumm, indem er zu ſeinem Schreibtiſch ging und eine Rolle mit Geld ergriff, »erlauben Sie meine Dankbarkeit —« Hier überreichte er ihm die Rolle. Theodor ſtieß ſie ſanft zurück.

»Diesmal,« ſprach er, »möchte ich mein Verdienſt gern noch höher anſchlagen: mit einem Worte, ich wünſchte, meiner künftigen Frau das Leben erhalten zu haben.«

»Ihrer künftigen Frau?« (Sein Geſicht wurde braun.) »Sie vergeſſen, daß — kurz, darauf ließe ſich viel erwiedern, doch es mag an Einem genug ſein: meine Tochter iſt ſchon verſagt.«

»Unmöglich! mit ihrer Bewilligung wagte ich dieſen Schritt!«

»So? — wirklich? — alſo auch Ottilie weiß darum? — thut mir leid; denn trotz Ihres entſcheidenden Unmöglich, iſt ſie doch wirklich ſchon verſprochen.«

»Ohne es ſelbſt zu wiſſen?«

»Das wäre allenfalls überflüssig, aber halb und halb wußte sie es schon längst.«

»Unmöglich!«

»Schon wieder unmöglich? Ich sage Ihnen aber, Herr Doktor, es ist so. Und weil es nun einmal so ist, so werden Sie begreifen, daß Ihre Besuche mir hinfort nicht angenehm sein können. Will meiner Tochter künftiger Gemahl Sie zum Hausarzt wählen, so habe ich nichts dagegen, das mag er thun auf seine Gefahr; allein vor der Hand muß ich bitten, mit dieser Kleinigkeit vorlieb zu nehmen.« — Er wollte ihm abermals die Rolle Geld aufdringen.

»Ich liebe Ihre Tochter,« sagte Theodor mit Bitterkeit, »ich liebe sie unaussprechlich! bei diesem Gefühl kann es Sie nicht befremden, daß es mir unmöglich ist, für eine Bemühung Geld zu empfangen, welche Sie blos meinem Herzen verdanken. Leben Sie wohl!«

Er ging mit Verzweiflung ringend. Von der Straße sah er noch einmal hinauf zu Ottiliens Fenster, ihr ängstlich fragendes Auge begegnete dem seinigen; er schüttelte wehmüthig den Kopf, und bog schnell um eine Ecke.

Herr Klumm hatte eben nicht gelogen, als er den Jüngling versicherte, des Mädchens Hand sei schon versagt, denn Herr von Stolzenbeck, in dessen Brust durch die lange Trennung von Ottilien eine sehnsuchtsvolle Begierde entstanden war, hatte Tages vorher einen Besuch abgestattet, auch sogar die Genesene einen Augenblick gesehen, und gefunden, daß ihre Reize noch einen sehr pikanten Zusatz durch ein gewisses Schmachten erhalten, an welchen natürlich Nie-

mand anders Schuld sein konnte, als er selbst. Hierauf hatte er sich wirklich gegen den Vater so ziemlich deutlich erklärt, und der Bankdirektor hoffte, bei dem nächsten Gastgebot die Neuverlobten präsentiren zu können. Was eben vorgefallen, bewog ihn nur noch mehr zu eilen, und Ottilie wurde auf der Stelle von seinen Entschluß unterrichtet. Sie hatte den Muth ihm zu widersprechen, ihr ganzes Herz ihm offen darzulegen.

»Bist du toll?« versetzte er höhnisch kalt, »gibt es auch noch eine Wahl zwischen dem armen Doktor und dem reichen Kammerassessor? zwischen dem Vetter des Leinewebers und dem Sohne des Ministers?«

Auch Ottilie fand die Wahl überflüssig, nur in einem andern Sinne. Um dem Geliebten das Wort zu reden, erzählte sie, in welchem fürchterlichen Augenblicke er seine Erklärung ausgestoßen. »Das hätte fürwahr Stolzenbeck nicht gethan,« setzte sie hinzu, »der liebt mich nur aus Eitelkeit.«

»Und dein Herr Doktor,« bemerkte der Vater spöttisch, »wollte ein vornehmes, reiches Mädchen fischen; häßlich oder schön, das galt ihm gleich.«

Ottilie wollte widersprechen, allein der Alte ließ sie nicht mehr zum Worte kommen. »Du gehorchst,« gebot er drohend, und verließ das Zimmer. Das von Theodor verschmähte Geld sandte er ihm Nachmittags durch einen Bedienten, der es unberührt zurück brachte. Hierauf meldete er dem Herrn Doktor in einem trockenen Billet, daß er das ausgeschlagene Honorar, in dessen Namen einer Armen-

anſtalt überſchickt habe, deren dankbare Quittung hiebei folge. Hiemit hielt er die Sache für abgethan, und gab in ſeinem Hauſe den ſtrengſten Befehl, die Beſuche des Herrn Doktors jederzeit abzuweiſen. Dieſen Befehl hätte er ſparen können, denn Theodor wollte durchaus ſein Glück nicht hinter des Vaters Rücken erſchleichen, ſo mancherlei Vorſchläge auch Florio ihm dazu machte, ja ſich ſogar erbot, eine Strickleiter zu halten, wenn er zu Ottilien in's Fenſter ſteigen wolle.

Theodor litt und ſchwieg, Ottilie litt und klagte; aber ihre Klagen erreichten das Ohr des Geliebten nicht. Unter dem Vorwand einer geſunden Luft wies ihr der Vater ſogar ein anderes Zimmer nach dem Garten an, damit ſie den gefährlichen Arzt auch nicht einmal durch das Fenſter erblicken möchte. Uebrigens ſetzte es ihn doch in einige Verlegenheit, daß Herr von Stolzenbeck mit ſeiner endlichen Erklärung noch immer zögerte, und er fürchtete bereits, daß der Miniſter, von ſeines Sohnes Vorhaben unterrichtet, die Sache hintertrieben habe. Hierin irrte er jedoch; des Kammeraſſeſſors Zögerung hatte ganz andere Urſachen.

Seine Ausſchweifungen nämlich waren von den gewöhnlichen Folgen begleitet, und dieſe durch Vernachläſſigung noch verſchlimmert worden. Er ſah ſich endlich genöthigt, Hilfe bei einem Arzt zu ſuchen. Da man nun in ſolchen Fällen weniger ſcheut, ſich einem jungen Arzte anzuvertrauen, als einem alten, ſo fiel ſeine Wahl auf Theodor. Er ließ ihn zu ſich bitten.

Befand ſich wohl je ein Arzt einer ſchrecklichern Verführung ausgeſetzt? einen liederlichen Nebenbuhler ſollte er heilen, einen Wollüſtling in die Arme der reinſten Unſchuld führen! und der Tag, an dem er ihn geſund herſtellte, ſollte ihm ſein eigen Glück auf ewig rauben! — Das iſt hart! knirſchte er zwiſchen den Zähnen. Doch ermannte er ſich und that ſeine Pflicht, von der er hohe Begriffe hatte. Nie kam es ihm in den Sinn, das Vertrauen des Kranken zu mißbrauchen, um deſſen Abſichten zu hintertreiben. Nur ſeinem Freunde Florio erzählte er in einer bangen Abendſtunde, welch ein fürchterliches Spiel das Schickſal mit ihm treibe.

Florio ſchauderte hoch auf, »und du gehſt nicht auf der Stelle zu dem alten Bankdirektor, ihm den ſaubern Eidam abzumalen?«

»Das darf ich nicht. Als Arzt gebietet mir meine Pflicht zu ſchweigen.«

»Aber zum Henker! fordert denn nicht die höhere Pflicht, einen Vater vor dem Verderben ſeiner unſchuldigen Tochter zu warnen?«

»Wenn Stolzenbeck fähig wäre, vor ſeiner völligen Geneſung die Verbindung vollziehen zu wollen, ja; ſonſt aber nicht.«

»Das mag in Cicero's Buche de officiis recht artig klingen,« verſetzte Florio, »mir aber iſt es zu kraus. Ehrliche Leute vor Schurken warnen, iſt ehrlicher Leute Pflicht, und wenn du dieſe nicht erfüllſt, ſo biſt du ein ehrlicher Narr.«

Mit dieſen Worten ergriff er ſeinen Hut und ſtürmte zur Thür hinaus, ohne von ſeinem Vorhaben ſich das Mindeſte merken zu laſſen. Er ging aber geradeswegs zum alten Klumm, und entdeckte ihm den ganzen Handel. Wider ſein Vermuthen wurde der Alte durch dieſe Entdeckung gar nicht unangenehm überraſcht, denn ſie gab ihm auf einmal den Schlüſſel zu ſeines künftigen Eidams zögerndem Benehmen. »Ich danke Ihnen, mein werther Herr Florio,« ſagte er ſehr gelaſſen, »es iſt aber nicht fein von Ihrem Freunde, daß er aus der Schule plaudert.«

»Soll mich der Teufel zu ſeinem Trompeter machen!« erwiederte Florio haſtig, »wenn mein Freund ein Wort von dieſem Beſuche weiß. Er hat im Gegentheil ausdrücklich erklärt, daß er die Sache verſchweigen werde.«

»Er hat ſie aber doch Ihnen nicht verſchwiegen, und folglich iſt er ſtrafbar.«

»Iſt er es, ſo ſollten doch wenigſtens Sie darum nicht mit ihm rechten, denn dieſer Fehler rettet Ihre Tochter.«

»Wie ſo? iſt meine Mamſell Tochter in Gefahr?«

Florio ſtaunte den Alten mit offenem Munde an. »Nun zum Henker! wenn Sie Ihre Tochter opfern wollen —«

»Warum opfern? — ich denke der Herr Kammeraſſeſſor iſt auf dem Wege zur Geneſung?«

»Doch nicht Ihre Tochter, denn mein Freund —«

»Ihr Freund und meine Mamſell Tochter haben nichts miteinander zu ſchaffen, und ſo gehaben Sie ſich wohl, Herr Florio. Sie glauben nicht, wie gern ich ein Quartett von Pleyel, oder etwas dergleichen von Ihnen

ſpielen höre; aber ſonſt auch nichts auf der Welt. Ihr gehorſamer Diener.»

»Ihr Diener!» ſagte Florio trotzig und ging hinaus. »So ein Kerl,» knirſchte er draußen zwiſchen den Zähnen, »iſt nicht ſo viel werth als eine geſprungene Darmſaite.» Er wagte nicht einmal von dem mißlungenen Schritt ſeinen Theodor zu unterrichten, denn er fürchtete die Vorwürfe des Redlichen. Ihm helfen konnte er nun nicht weiter, und das machte ihn ſo mißmuthig, daß er mehr als jemals Liebe und Weiber zum Guguck wünſchte.

Die arme Ottilie ſchmachtete indeſſen in trauriger Einſamkeit. Von dem Geliebten hatte ſie, ſeit jenem unglücklichen Morgen, nichts vernommen, von dem Ungeliebten deſto mehr. Täglich quälte ſie ihr Vater, bald drohend, bald bittend, ſeine Wünſche zu erfüllen. Mehr als einmal ließ er Winke fallen, daß ihr junger leichtſinniger Arzt ſie bei andern hübſchen Patientinnen ſchon längſt vergeſſen habe, und immer näher rückte die entſcheidende Stunde.

Den verläumderiſchen Winken ihres Vaters widerſprach zwar ihr Herz, aber unruhig wurde ſie dennoch; denn warum bekümmerte er ſich gar nicht mehr um ſie? — war er ſo leicht abzuſchrecken, ſo war auch wohl ſeine Liebe nicht allzu heftig. Daß ein Mann aus bloßer Redlichkeit ſo handeln könne, begreift ein liebendes Mädchen ſelten. Dieſe nagenden Zweifel beſchloß ſie zu löſen, es koſte auch was es wolle. An einen Mann zu ſchreiben, der ein Mädchen förmlich zur Ehe begehrt hat, konnte ja eben kein Verbre-

chen, auch nicht einmal ein Verſtoß gegen den Wohlſtand ſein. Sie ergriff daher die Feder und ſchrieb:

»Ich werde hart bedrängt. Meine Geſinnungen ſind unveränderlich; die Ihrigen macht Ihr langes Schweigen mir räthſelhaft. Sein Sie aufrichtig gegen Ihre

Ottilie.«

Dieſen Zettel vertraute ſie einem Mädchen, das ihr herzlich ergeben war. Aber das Unglück wollte, daß die unvorſichtige Dirne, den Zettel in der Hand tragend, dem Herrn Bankdirektor auf der Treppe begegnen mußte. Sein Falkenblick wurde ſogleich das Corpus delicti gewahr, und des Mädchens Verwirrung ließ ihn ſchnell errathen, wovon die Rede ſei. Er riß ihr den Zettel aus der Hand, jagte ſie auf der Stelle aus dem Hauſe, ſperrte ſeine Tochter ein, und ließ ihr zum Zeitvertreib nichts als ihr Klavier.

---

13. Nächtliche Abenteuer.

Dem armen Kammermädchen war der Verluſt ſeines Dienſtes minder ſchmerzhaft, als der Gedanke, die gute Mamſell verrathen zu haben. Dieſe Gewiſſensbürde wollte ſie wenigſtens durch ein Bekenntniß erleichtern, und darum ſchlich ſie in der Abenddämmerung — während Herr Klumm, wie ſie wußte, bei einer Spiel-Partie von des Tages Laſt und Hitze ſich erholte — zurück in das Haus, und leiſe rauſchend, wie ein Geſpenſt, kam ſie vor Ottiliens Zimmer, wo ihr Ohr, an's Schlüſſelloch gelegt, laute Seufzer, abgebrochene Worte vernahm. Alſobald ſtöhnte aus

ihrer Bruſt das Echo jener Seufzer, und mit ſchwerem Herzen wollte ſie die Thür öffnen, die aber verſchloſſen war. Noch kam ihr nicht in den Sinn, daß man ihre gute Herrſchaft könne eingeſperrt haben, ſie meinte, Ottilie ſelbſt habe nur läſtige Beſuche vermeiden und mit den Zauberbildern ihrer Fantaſie allein ſein wollen; darum klopfte ſie leiſe einmal, zweimal, endlich lauter zum dritten Mal.

»Wer klopft?« rief Ottilie.

»O machen Sie doch ein wenig auf!«

»Biſt du es Minchen?«

»Ohne Ihre Verzeihung kann ich das Haus nicht verlaſſen.«

»Das Haus verlaſſen? Verzeihung? was faſelſt du?«

»Machen Sie nur auf, Sie ſollen alles erfahren.«

»Ich kann nicht aufmachen, mein Vater hat mich eingeſperrt.«

»Eingeſperrt? Ach Gott! daran bin ich Schuld!« Nun erzählte ſie unter Thränen und Schluchzen, wie es ihr gegangen, Sie habe das Briefchen im Buſen verwahren wollen, aber gefürchtet das Petſchaft zu zerdrücken. Kurz, der böſe alte Herr habe es ihr aus der Hand geriſſen, und ihr, die ohnehin halb todt vor Schrecken, auf der Stelle den Abſchied ertheilt. Ach! gern wollte ſie betteln gehen! daß aber auch ihre liebe Mamſell wie eine Verbrecherin behandelt werde, das könne ſie nicht ertragen.

Die gute Ottilie ſprach ihr Muth und Troſt zu, deren ſie ſelbſt ſo bedürftig war. »Geh' zu Theodor,« gebot ſie ihr,

»ſage ihm Alles, was du weißt, und im übrigen laß den Himmel walten. Leb' wohl.« Minchen gehorchte. Theodor wurde von Allem unterrichtet; er ſeufzte — aber er blieb unthätig, denn er wollte durchaus keinen zweideutigen Roman ſpielen.

»Zum Henker!« fuhr Florio heraus, »ich begreife nicht, wie ich der Freund eines Menſchen bleiben kann, der ſolchen Abſcheu vor Romanen hegt. Wer in der Jugend weder Romane lieſt noch ſpielt, der wird im Alter ein Pantoffelmann, ein unausſtehlicher Bekrittler jedes jugendlichen Froh- und Freiſinns. Willſt du deine Andromeda nicht befreien, ſo will ich ihr Perſeus werden.«

»Keine Unbeſonnenheit, mein Freund.«

»Wäre es eine, ſo käme ſie auf deine Rechnung, denn daß du dich ſo über Hals und Kopf in den Liebesſtrudel ſtürzteſt, das war die erſte Unbeſonnenheit, die Mutter aller übrigen.«

Theodor ſchwieg, des Vorwurfs Wahrheit fühlend, und Florio nahm ſein Schweigen für eine Einwilligung zu Allem, was verwegene Freundſchaft unternehmen könnte. Er fing damit an, Ottiliens Wohnung zu rekognoſciren. Der Garten, in den ihre Fenſter gingen, war nicht ſehr groß, jedoch mit einer hohen Mauer umgeben. Nur durch die Gitterthür von eiſernen Stäben konnte man das Wohnhaus erblicken, und Florio verzweifelte nicht, ſelbſt in dieſer Entfernung der ſchönen Gefangenen ſich verſtändlich zu machen. Er dichtete Romanzen auf die Lage der Liebenden

paſſend, komponirte ſie ſelbſt, lehnte ſich um Mitternacht mit der Guitarre an das Gitter, ſang und ſpielte laut und herzbeweglich. Am erſten Abend ſchien man ihn nicht zu hören, ja die Fenſter, welche nach ſeiner Meinung Ottiliens Kerker verſchloſſen, blieben dunkel. Am zweiten Abend erblickte er zwar Licht daſelbſt, aber ein gelinder Regen verſtimmte ſeine Guitarre, und durch verſtimmte Töne ſelbſt des Freundes Leben zu retten, konnte man einem Muſikus nicht zumuthen.

Am dritten Abend ſchöpfte er Hoffnung. Das Fenſter öffnete ſich, er ſah ein weißes Kopfzeug, ſpielte und ſang tapfer darauf los. Doch eben als er in einem ſchmelzenden Adagio Ottilien die Treue des Geliebten verſicherte, erſcholl aus dem Kopfzeug eine Donnerſtimme: — (denn es war leider nur die Nachtmütze des alten Klumm) — »wenn der zärtliche Sänger ſich nicht ſogleich empfiehlt, ſo werde ich ihn nach Hauſe leuchten laſſen!« — Florio verſtummte, tappte nach Hauſe, und kramte unterwegs eine anſehnliche Sammlung von Flüchen aus.

»So geht es nicht!« rief er am andern Morgen beim Erwachen, »aber gehen muß es doch, und wenn in dem verdammten Garten auf jedem Mohnſtängel ein Argus-Kopf wüchſe! Ich muß hinein, wären auch die Mauern ſo hart als Diamanten, und ſo hoch als das Rieſengebirge. Das arme Mädchen muß doch wenigſtens erfahren, woran es iſt.« — Er holte ſeine viel gebrauchte Strickleiter hervor, und beſſerte ſie aus, wo es nöthig war. Am nächſten Abend

wartete er, bis nirgends im Hauſe ein Licht mehr ſchimmerte; dann ſchwang er ſich muthig über die Mauer, und, einige blutige Riſſe von Berberisſträuchen ausgenommen, gelangte er wohlbehalten in den klöſterlichen Garten.

Aber was weiter? — er ſchlich rings umher an den Wänden, um ſich mit dem Schauplatz bekannter zu machen; er lauſchte auf das Plätſchern des Springbrunnens, und betaſtete jede Statue. Nachdem er das Terrain gehörig unterſucht, wagte er ſich dem Hauſe näher, deſſen ſämmtliche Bewohner im tiefſten Schlafe vergraben zu ſein ſchienen. Die Fenſter des Erdgeſchoſſes waren zu ſeinem höchſten Verdruß ſämmtlich mit eiſernen Stäben vergittert. Indeſſen ſchienen ihm die Fenſter des erſten Stockes ſo niedrig, daß, wenn er nur, vermittelſt ſeiner Leiter, feſten Fuß auf dieſen eiſernen Stäben faſſen könnte, die oben gekrümmt in die Mauer ſich bogen, er dann wenigſtens mit ſeinem Finger an das obere Fenſter zu klopfen im Stande ſein werde. Die Gegend, aus welcher ihn neulich des Alten Schlafmütze ſo unfreundlich begrüßt hatte, vermied er ſorgfältig, und warf auf gut Glück den ſeidenen Gehilfen am Gitter eines Eckfenſters hinauf. Die Leiter faßte zwar, doch wie konnte ihr, nach ſo vieljährigen treuen Dienſten zugemuthet werden, daß ſie noch die Stärke ihrer erſten Jugend beweiſen ſollte? eine der Stangen, zufällig ſchärfer als gewöhnlich, berührte gerade eine wunde Stelle und zerſchnitt die letzte Kraft. Kaum hatte Florio den erſten Fuß auf die Leiter gehoben, als er ſich auch ſchon unfrei-

willig in das bethaute Gras ſetzte. Der alte morſche Gehilfe lag zu ſeinen Füßen, und mit ihm war zugleich die Hoffnung zerriſſen, auf demſelben Wege zurückzukehren, auf dem er gekommen war.

Doch was in zwei oder drei Stunden erſt geſchehen ſollte, das bekümmerte den Wagehals wenig. Die Rede war vom jetzigen Augenblick. »Der Alte hat den Satan in ſeinem Solde,« brummte er, noch im Graſe liegend, »aber mit dem Satan hat ja ſchon ſo mancher geſcheite Kerl angebunden, ſo werde ich doch wohl auch mit ihm fertig werden. Kann ich nicht von der Garten-Seite in's Haus, ſo wird es doch wohl von vorne kein verzauberter Feen-Palaſt ſein.« — Er ſprang auf, ließ die Strickleiter liegen, und ſuchte nun die innere Gartenthür, um auf den Hof zu gelangen. Er fand ſie auch, und zwar, zu ſeiner höchſten Freude, blos angelehnt.

»Aha!« murmelte er, ſie leiſe öffnend, »hier ſind die Pforten des Zauberſchloſſes.« — Aber kaum berührte er die Schwelle, als mit fürchterlichem Gebrüll ein großer Kettenhund auf ihn zufuhr, der dicht neben dem Pförtchen in einer beſcheidenen Strohhütte wohnte. Zum Glück war Florio noch nicht ſo weit vorwärts geſchritten, daß die Länge der Kette der wüthenden Beſtie erlaubt hätte, ſeine Waden zu packen. Er ſprang zurück und ſchlug das Pförtchen zu. Da ſtand er nun zwar mit geſunden Beinen, aber an Eroberung der Feſtung war nicht mehr zu denken; denn hätte er ſich auch in einen zweifelhaften Kampf mit der

Dogge einlaſſen wollen, ſo mußte doch, ſelbſt nach erfochtenem Siege, das raſende Gebell die Bewohner des Hauſes wecken. — »Daß ich auch kein Stück Braten mit mir nahm!« ſagte er fluchend, und zog ſich fluchend tiefer in den Garten zurück.

Der Kettenhund bellte immer fort; nur ließ er dann und wann zur Abwechslung ein Geheul ertönen, welches die muſikaliſchen Ohren des armen Gefangenen auf die Folter ſpannte. Er dachte jetzt mit Ernſt auf einen klugen Rückzug, allein es war leichter daran zu denken, als ihn auszuführen. Zwar baute er ein Gerüſt von einigen Schubkarren, die er in einem Winkel fand, und hoffte mit deſſen Hilfe die Zimmer der Mauer zu erreichen; aber vergebens! und vermuthlich zu ſeinem Glück; denn wäre er auch hinauf gekommen, ſo hätte doch ein Sprung hinab jenſeits ihm wahrſcheinlich den Hals gekoſtet, denn nicht alle Springer ſind ſo glücklich als jener heſſiſche Prinz.

»Nun, wenn es nicht anders ſein kann,« ſagte er endlich gefaßt, »ſo wollen wir einmal à la belle étoile ſchlafen. Bin ich doch hier in keinem Kloſter; der Morgen wird ja wohl die Pforten ſprengen.« Er ſchlüpfte in eine Laube, in welcher ein Tiſch und zwei Stühle ſtanden, machte ſich ein Lager zurecht, ſo bequem es gehen wollte, und als endlich nach einer guten Stunde der Cerberus an der Pforte ſich heiſer gebellt hatte, entſchlummerte Florio recht ſüß.

Die Sonne ſtand ſchon ziemlich hoch, als ihn glücklicherweiſe eine Spinne, die ihm über die Naſe kroch, weckte.

Er rieb ſich die Augen, ſah ſich um, konnte lange nicht begreifen, wo er ſei? fing aber laut an zu lachen, als er ſeiner Abenteuer ſich erinnerte. So viel begriff er indeſſen bald, daß er, in dieſer Laube wenigſtens, nicht für Jedermann ſichtbar ſein dürfe. Denn Herr Klumm ſchien ihm nicht Sinn genug für echte Genieſtreiche zu haben, um einen freundlichen Empfang von ihm erwarten zu dürfen. Er zog ſich daher weislich hinter die Laube zurück, die mit Jasmin und Waldreben ſo dicht bezogen war, daß ein magerer Menſch wie Florio ſich bequem verbergen konnte. Hier lauſchte er durch's Geſträuch, und bewachte mit den Augen die Pforte wie die Fenſter, um eine günſtige Minute zur Flucht abzupaſſen. Lange ſah und hörte er nichts. Ein einziges Fenſter wurde geöffnet, es ſchien Ottilie zu ſein, aber ſie verſchwand ſogleich. Dann hörte er ſie eine Weile auf dem Klaviere ſpielen, das machte ihm Vergnügen, denn ſie ſpielte recht artig; und zufällig ſogar eine von ſeinen eigenen Sonaten. Faſt hätte er ſich dabei verrathen, denn als ſie eine ſchwere Paſſage verſchiedenemal wiederholte, und einen Ton derſelben jedesmal falſch griff, ſo vergaß ſich der Künſtler und rief zurechtweiſend aus vollem Halſe: b! b! —

Zum Glück hatte Niemand ſein b vernommen. Ottilie hörte auf zu ſpielen, Haus und Garten wurden wieder ſo ſtill als ein Kirchhof der Herrnhuter. Den armen Florio fing an gewaltig zu hungern, denn es ging ſchon ſtark auf den Mittag los. Er ſtellte eben die traurige Betrachtung

an, daß, wenn seine Gefangenschaft noch einige Stunden daure, die ausgehungerte Festung auf Gnade und Ungnade sich ergeben müsse. Siehe, da erschien ihm plötzlich ein Rabe, wie dem Elias. Ein Bedienter öffnete das Pförtchen, ging geradesweges auf die Laube zu, setzte eine Flasche Mallaga nebst einer Göttinger Wurst auf den Tisch und verschwand. Ohne sich die Mühe zu geben, diese feenartige Erscheinung erklären zu wollen, steckte Florio seinen Arm durch den Jasmin, erreichte glücklich zuerst die Wurst, dann die Flasche, verzehrte jene mit Heißhunger, leerte diese in wenigen Zügen, und setzte sie ruhig wieder an Ort und Stelle. Kaum war das geschehen, als er den Bankdirektor auf die Laube zuwackeln sah; denn es war die Frühstücksstunde, die er, bei schönem Wetter, gern im Garten zubrachte. Den Schlüssel zur hintern Pforte trug er in der Hand, weil er gewöhnlich, nach gehaltenem Frühstück, durch dieselbe einen nähern Weg zu seinen Geschäften ging.

Florio mußte sich in die Zunge beißen, und mit der Hand die Gurgel zusammendrücken, um nicht in ein schallendes Gelächter bei dem Erstaunen auszubrechen, welches der alte Herr über die leere Flasche und den blanken Teller sehr komisch äußerte. „Ist der Kerl rasend geworden?“ murmelte er zwischen den Zähnen, warf den großen Schlüssel auf den Tisch und wackelte eilig zurück, um ein Donnerwetter über den Schurken von Bedienten ausbrechen zu lassen. Florio fand nicht für gut, die Untersuchung

abzuwarten. Des Schlüssels Anblick lockte ihn zu dem Versuch, die Hinterpforte damit aufzuschließen — es gelang, und lachend eilte er nach Hause, ohne sich im Geringsten weiter um die Entwicklung des Lustspiels zu bekümmern.

---

14. Die Romanzen.

Nicht eben so sorglos blieb Herr Klumm. Zwar anfangs war er geneigt, die ganze Begebenheit für den muthwilligen Streich eines kecken Straßenbuben zu halten, der, Gott weiß wie, über die Mauer geklettert sei, um Kirschen zu stehlen, statt der Kirschen aber recht gern mit der Göttinger Wurst vorlieb genommen habe; als er aber unter dem Fenster seiner Tochter eine zerrissene Strickleiter fand, ahnete er mit gewaltigem Schrecken eine Spitzbüberei der Liebe. »Wie? wenn Ottilie wohl gar schon entführt wäre?« — was er selbst in einem solchen Fall gethan haben würde, dünkte ihm das wahrscheinlichste; mit klopfendem Herzen eilte er hinauf zu ihr, schloß zitternd die Thür auf, und als er sie ruhig am Klaviere fand, fiel ihm ein Stein von der Brust. Nun aber verwandelte sich, nach Art feiger Menschen, seine Furcht in Zorn. Ottilie mußte ein Verbrechen büßen, das ihr nicht einmal bekannt war. Er bestand darauf, es sei Jemand in der Nacht auf einer Strickleiter zu ihr in's Fenster gestiegen. Die Schamröthe, welche bei dem bloßen Gedanken ihre Wange überzog, nahm er, wie so oft geschieht, für ein Bekenntniß.

Die Festigkeit, mit der sie läugnete, von ihm Halsstarrigkeit genannt, brachte ihn endlich in Wuth; er schwur, ihren Buhlen todt zu schießen, wenn er sich noch einmal im Garten blicken lasse; und vor die Fenster der Mamsell Tochter werde er eiserne Stäbe bestellen.

Mit diesen Drohungen verließ er die Unglückliche, die lange nicht begreifen konnte, warum sie bei solchen ungerechten [redacted] entehrenden Vorwürfen, statt tiefer Kränkung, insgeheim eine Art von Vergnügen empfinde. Endlich wurde es ihr klar, daß dieses innere Behagen durch die Nachricht erzeugt worden sei, es gebe sich ein Jemand Mühe, sie zu sprechen. Dieser Jemand konnte kein Anderer sein als Theodor; er liebte sie also noch, er war ihr treu. Diese Ueberzeugung half jedes Leiden ertragen, und so hatte Florio, ohne es zu wissen, im Grunde doch seinen Zweck erreicht, Herr Klumm aber einen dummen Streich gemacht, denn wenn man aus dem Herzen des Mädchens den Jüngling verbannen will, muß man das Mädchen ja nicht merken lassen, daß er sich um ihretwillen in Gefahr gesetzt, den Hals zu brechen.

Florio, unwissend, wie herrlich ihm seine Schelmerei gelungen, sann Tag und Nacht auf Mittel, sie mit mehrerem Glücke zu erneuern. Vor allen Dingen schaffte er sich eine neue Strickleiter an, um einen zweiten Versuch zu wagen, und füllte die Taschen mit Braten, um die Freundschaft des Cerberus zu gewinnen. Er wählte diesmal einen regnichten Abend zu seinem Wagestück, und gelangte

für's erste glücklich auf die Mauer. Doch alsobald ließ auch schon der Kettenhund, dicht unter derselben, die brüllende Stimme erschallen, denn Herr Klumm hatte befohlen, ihn jeden Abend von der Kette los zu machen, damit er, während der Nacht, frei im Garten herum laufen, und die ungebetenen Gäste empfangen könne. Da saß nun Orpheus oben auf der Mauer ziemlich unbequem, und getraute sich nicht hinunter. — Anfangs hoffte er, die Bestie werde sich in Traktaten mit ihm einlassen, und schickte ein Stück Braten nach dem andern als Friedensvermittler hinab. Es erfolgte auch jedesmal eine kurze Pause, in der er ganz vernehmlich seine Geschenke verschlucken hörte; das schien aber blos zu geschehen, um zum Bellen neue Kraft zu sammeln; denn so bald Florio wagte, nur ein Bein über die Mauer hinab zu strecken, tobte das Unthier wie besessen; und da das Braten-Magazin bald erschöpft war, so sah der arme Florio sich endlich genöthigt, das Feld zu räumen. Man mußte auf andere Mittel sinnen. Ein paar Tage darauf schickte er einen Galanterie-Krämer in's Haus, dem er ein Briefchen mitgab, in ein Balsambüchschen versteckt; auch gelang es dem Schlaukopf, in Ottiliens Zimmer zu bringen (weil sie Nähnadeln begehrt hatte), doch nur in Gegenwart des Vaters; und so oft er auch sein Büchschen ihr anrühmte, und sie bat, es nur einmal zu öffnen, so war doch alles vergebens, denn sie konnte keinen Balsam riechen, und seine verstohlenen Winke bemerkte sie gar nicht.

Ein andersmal, zur Weihnachtszeit, vermummte sich Florio selbst als Pfefferkuchen-Krämerin, ging keck in's

Haus zu einer Zeit, wo Herr Klumm Geschäfte hatte, und bestand darauf, zu der Mamsell gelassen zu werden, die ihm alle Jahre Nürnberger Pfefferkuchen abzukaufen pflege. Doch ein alter Griesgram von Hauswächter, befolgend seines Herrn strenge Befehle, wies ihn barsch zurück, sagte, die Mamsell sei krank und dürfe jetzt keine Pfefferkuchen essen. Florio wollte den Kerl durch ein Geschenk kirren, allein da kam er noch übler an, als mit seinem Braten, denn nun wurde er gar für eine Kupplerin gescholten (der er freilich auch sehr ähnlich sah), und hätte er nicht schnell sich aus dem Staube gemacht, so lief er Gefahr, vom handfesten Kutscher zur Thür hinaus geworfen zu werden.

Fast verzweifelte er schon, daß es ihm jemals gelingen werde, den väterlichen Argus zu hintergehen, und doch fand er es mit jedem Tage nothwendiger, denn sein Freund klagte zwar nicht, härmte sich aber im Stillen ab, und wenn nicht bald Hilfe geschafft werden konnte, so ging der arme Theodor zu Grunde.

Von dieser Furcht gepeinigt, stand Florio eines Tages in dem Laden eines Musikalienhändlers, und während seine Seele mit ganz andern Gegenständen beschäftigt war, blätterte er mechanisch in einem Pack neu angekommener Noten. Siehe, da trat ein Bedienter herein, von Florio sogleich für denselben erkannt, der die Göttinger Wurst in den Garten gebracht hatte. Er vermeldete einen Gruß von dem Bankdirektor Klumm und ersuchte um neue Musikalien für die Mamsell. »Wir sind eben mit Auspacken be-

schäftigt," sagte der Kaufmann, »doch gleich nach dem Essen werde ich meinen Diener hinsenden mit Allem, was etwa der Mamsell Vergnügen machen könnte; sie mag sich dann selbst etwas aussuchen."

Mit diesem Bescheid entfernte sich der Bediente, ohne Florio einmal bemerkt zu haben. Augenblicklich beschloß dieser, den günstigen Zufall zu benutzen. Mit dem Kaufmann stand er als Komponist in genauer Verbindung, und gegen das Versprechen, ihm eine neue Sonate ohne Honorar in Verlag zu geben, willigte dieser darein, statt eines Dieners Florio mit den Musikalien zu Mamsell Klumm zu schicken. Die einzige Bedenklichkeit war, daß der Vater ihn oft und sogar noch kürzlich unter vier Augen gesehen hatte, ihn also erkennen würde. Doch er verließ sich auf eine schwarze Perücke, gefärbte Augenbraunen und veränderte Kleidung, besonders aber auf die Kunst, seine Stimme zu verstellen, die er im hohen Grade besaß. Mit einem schweren Pack Noten machte er sich kühn auf den Weg, und übte sich auf der Straße, mit dem linken Fuß ein wenig zu hinken, und die rechte Schulter etwas höher zu ziehen.

Als er in's Haus kam, hütete er sich wohl, nach der Mamsell zu fragen, sondern vertraute dem wachsamen Griesgram, der Herr Bankdirektor habe ihn bestellt; worauf er denn auch ohne Bedenken gemeldet wurde.

Klumm hatte überlegt, daß, wenn er gleich seiner Tochter keine Freiheit lassen dürfe, er ihr doch so viel Zeit-

vertreib als möglich verschaffen müsse, damit ihre Leidenschaft durch das ewige Brüten über demselben Gegenstande nicht noch heftiger werden möchte. Darum versorgte er sie jetzt reichlich mit neuen Büchern, Romane ausgenommen, und lieber noch mit neuen Musikalien; denn daß Musik ein zur Schwärmerei geneigtes Gemüth noch höher spannen könne, davon hatte er keinen Begriff. Er empfing Florio ohne Argwohn, aber in seinem eigenen Zimmer, blätterte in den mitgebrachten Musikalien, erklärte endlich, er verstehe nichts davon, und verlangte, Florio solle das Beste heraus suchen. Dieser entschuldigte sich gleichfalls mit seiner Unwissenheit, und meinte unmaßgeblich, es werde wohl am besten sein, die junge Dame selbst wählen zu lassen. Herr Klumm warf bei diesem Vorschlage einen forschenden Blick auf ihn; da aber der Mensch ihm mit einer ehrlichen Schafsmiene in die Augen sah, und zugleich die rechte Schulter noch höher zog, so sagte er endlich: »Wohlan, folge Er mir zu meiner Tochter.«

Wohlgemuth hinkte Florio hinter ihm her, und war nach wenigen Minuten endlich so glücklich, das Heiligthum zu betreten, in dem die Göttin seines Freundes schmachtete. So nahe hatte er Ottilien noch nie gesehen, auch so blaß und sanft noch nie. Sie machte, trotz seines Weiberhasses, lebhaften Eindruck auf ihn, und hatte er zuvor blos für Theodor gehandelt, so fing er jetzt an, sich auch für das Mädchen selbst zu interessiren.

Er kramte seine Noten aus, Ottilie blätterte und legte dies und jenes zurück. Mehrere Male versuchte er, ihr ei-

Briefchen zuzuſtecken, doch vergebens! denn der Alte wich ihr nicht von der Seite, und behauptete hartnäckig ſeinen Platz zwiſchen Beiden. Auch das Beſtreben, ſie durch Augenwinke zu unterrichten, ſchlug fehl. Denn ſie blickte den unbedeutenden, häßlichen Menſchen gar nicht an. Mit Entſetzen ſah er ſchon den Augenblick nahen, wo der Handel geendigt ſein, und man ihn in Gnaden entlaſſen werde. In dieſer Angſt wagte er, als der Alte eben eine hübſche Vignette mit Aufmerkſamkeit betrachtete, Ottilien eine Arie aus der Oper von Paſſiello, König Theodor, vorzulegen, und mit ſeinem Finger auf den Namen Theodor zu deuten. Wie von einem elektriſchen Schlage getroffen, hob das liebende Mädchen raſch ihre Augen zu ihm auf, und ſah ihn an, als wolle ſie ihm tief in die Seele ſchauen. Er nickte verſtohlen mit dem Kopfe, und plötzlich war nunmehr das Verſtändniß im Gange. Ottilie fing an zu zögern, wählte, verwarf, und mit Entzücken ſah Florio deutlich, daß ſie Zeit zu gewinnen ſuchte. Aber er bemerkte auch ſchon des Alten Ungeduld, und daß die halbgelungene Liſt ohne ein neues Wageſtück ihn nicht zum Ziele führen werde. Schnell ſuchte er ein paar Romanzen hervor, überreichte ſie Ottilien, und verſicherte mit großer Einfalt, ſein Herr habe geſagt, das ſeien die neueſten und ſchönſten Stücke, aber Eines davon habe bereits die Gräfin Adlerberg beſtellt, nur das Andere kann er der Mamſell überlaſſen, doch möge ſie ſelbſt das ihr Beliebige herauswählen, und um deſto ſicherer die Wahl beſtimmen zu können, bitte er ſie, beide durchzuſpielen.

Ottilie warf einen flüchtigen Blick auf die Romanzen, verſtand ihn ſogleich und eilte an's Klavier. Die Eine derſelben hatte zum Refrain:

Wir müſſen uns auf ewig trennen,
Ich kann die Deinige nicht ſein.

Die andere hingegen:

Vergebens drohen bitt're Leiden,
Der Wahl des Herzens bleib' ich treu.

»Wählen Sie! wählen Sie!« rief Florio, nachdem Ottilie beide durchlaufen hatte. — »Ich wähle die letztere,« ſagte ſie, kaum ihre Gemüthsbewegung verbergend.

»Das wird meinen guten Herrn unausſprechlich freuen,« platzte Florio heraus.

»Sie iſt ſehr ſchön,« verſetzte Ottilie hocherröthend, »ich werde ſie nie, nie überdrüſſig werden!« —

So viel war nicht vonnöthen, um die Aufmerkſamkeit des Alten zu erregen. Er theilte ſeine glühenden Blicke zwiſchen der Tochter, dem Fremdling und den Romanzen. Er warf die Wahl des Herzens mit Heftigkeit wieder auf den Tiſch, ſchob Ottilien dafür die ewige Trennung hin, ſagte mit bitterm Spott: »du behältſt dieſe;« und befahl dann Florio, ſeinen Kram augenblicklich zuſammen, und ſich ſelbſt aus dem Hauſe zu packen.

»Von Herzen gern,« ſagte dieſer mit gelaſſener Einfalt, »wenn Sie die Romanze nicht behalten wollen, ſo weiß ich Jemanden, der mir ſie gar gern abkauft, denn es iſt doch eine hübſche Sache um das treu bleiben.«

»Geh' Er zum Teufel!« fuhr der Alte ihn an, und ſchob ihn zur Thür hinaus. Noch draußen hörte Florio ihn die Worte poltern: »Jetzt bekommſt du, außer dem alten Tobias, bis zu deinem Verlobungstage keinen Menſchen wieder zu ſehen.«

»In Gottes Namen!« murmelte Florio lachend, »wiſſen wir doch nun ſämmtlich, woran wir ſind.« — Mit zwei Sprüngen war er zu Hauſe, legte triumphirend dem Freunde die Romanze vor, zeigte auf den Refrain und ſagte: »da! ſo gut als ein eigenhändiges Billet von Ottilien.«

Florio's Erzählung war für Theodor, was ein warmer Regen für die lechzende Pflanze. Zwar billigte er keineswegs die kecken Unternehmungen ſeines Freundes, und verſuchte ſogar einige Male ihn auszuſchelten; aber es ging ihm nicht vom Herzen. Alle Augenblicke unterbrach er ſich ſelbſt durch den Ausruf:

»Du haſt ſie geſehen! o Gott, du haſt ſie geſehen!« — und ſo wie mancher große Herr das Spioniren gerade nicht befehlen mag, aber es doch recht gern benutzt, ſo genoß auch Theodor mit ſtillem Entzücken die Früchte von ſeines Freundes Schelmerei.

Die
Frucht fällt weit vom Stamme.

Zweites Buch.

TAYLOR INST - OXFORD

Wenn ein Schmetterling Blütenſtaub von einer Blume holt und ihn auf eine andere trägt, ſo hat er beide vermählt, wenn gleich ein reißender Strom ſie trennt. Das gilt aber leider nur von Blumen; Menſchen wollen Herz an Herz ſich drücken; und Florio, der Schmetterling, hatte aus dem Klumm'ſchen Garten zwar wohl der Liebe Nahrung zugeführt, doch auch die Sehnſucht verdoppelt, und im Grunde hätte er beſſer gethan, kein Oel in die Flamme zu gießen. Für ein verliebtes Mädchen, das den ganzen Tag bei ſeiner Stickerei ſitzt, mag die Sehnſucht ein recht artiger Zeitvertreib ſein, und es hat ſo viel nicht zu bedeuten, wenn ſie auch einmal ein paar Stiche verkehrt thut, oder ein grünes Blatt mit gelber Seide näht. Aber ein verliebter Arzt — hilf Himmel! Wenn bei dem die Sehnſucht dermaßen einreißt, daß er, wie Theodor, ſeine Todtenköpfe Stunden lang mit Zärtlichkeit betrachtet, dann Gnade Gott den armen Patienten!

In der That, dieſe Herzensausdehnung, dieſe Pulsadergeſchwulſt der Liebe, drohte, Theodor's Kunſt und Ruf zu vernichten. Nur diejenigen Kranken beſuchte er fleißig, die in der Nachbarſchaft von Ottilien wohnten; Alle hingegen, die von dieſem Zauberſprengel entfernt lagen, bekamen ihn oft in mehreren Tagen nicht zu ſehen. Erſchien er endlich einmal, ſo mußte er ſich zuſammen nehmen, damit er nicht dem Lungenſüchtigen Brechweinſtein, oder dem Ruhrkranken Scammonium verordnete. Der Einzige, den er nie

vergaß, und wegen der Beziehung auf Ottilien nicht vergessen konnte; der Einzige, den er, aus eigensinniger Großmuth, mit Sorgfalt und Aufmerksamkeit behandelte, war der liederliche Kammeraſſeſſor. Trotz des Leichtſinns, mit welchem dieſer ſeine Vorſchriften befolgte, hatte er ihn doch ſchon ſo weit gebracht, daß er die Verſicherung ertheilen konnte: in drei bis vier Wochen werde der Vermählung mit Ottilien kein Hinderniß mehr im Wege ſtehen. Entzückt umarmte ihn ſein Nebenbuhler, und nicht ahnend, wie blutig er des Jünglings Herz zerfleiſchte, ſchilderte er ihm die Reize ſeiner Braut, das Glück, das ſeiner warte, mit brennenden Farben erhitzter Fantaſie. Nach jedem ſolchen Beſuche taumelte Theodor wie ein Betrunkener zum Thore hinaus, und brachte oft Stunden im Sturm und Regen zu, ehe er Athem und Vernunft wieder finden konnte.

Faſt waren die vier Wochen abgelaufen, in welchen er ſelbſt die letzte Hand an das Grab ſeiner Ruhe legte, als er eines Morgens nach ſeiner Gewohnheit in das Vorzimmer des Kammeraſſeſſors trat, und einen Bedienten fand, der, unter dem Vorwand, ſein Herr ſei ausgeritten, den weitern Zutritt ihm verſagte. Das Wetter war ſchön, Theodor glaubte dem Bericht und wollte eben wieder umkehren, als er plötzlich in ſeines Nebenbuhlers Zimmer eine weibliche Stimme um Hilfe kreiſchen hörte. Er ſtutzte. Was iſt das? fragte er den Bedienten ernſt. Der Kerl ſtotterte, wußte nicht zu antworten, trat aber vor die Thür, als der Arzt eine Bewegung machte, ſich ihr zu nähern. — Was ſoll das heißen? rief Theodor entrüſtet. »Mein Herr hat

verboten," ſtammelte der Bediente. Hilfe! Hilfe! ſchrie die weibliche Stimme.

»Fort da, Schurke!" ſagte der Arzt und ſchleuderte den Sündenwächter auf die Seite. Die Thür war verſchloſſen. Doch als eben aus dem Innern des Gemachs Töne der Verzweiflung auf's neue erſchallten, da rüttelte Theodor ſo heftig an dem Schloſſe, daß es plötzlich nachgab, und die Flügelthüren aufſprangen.

Ein ſchönes junges Mädchen, das mit dem Wollüſtling rang, wurde ſeiner kaum gewahr, als es mit der letzten Kraft ſich los riß, zu ſeinen Füßen ſtürzte, ſeine Knie umklammerte, und mit gebrochener Stimme winſelte: »retten Sie mich, mein Herr! retten Sie meine Unſchuld!"

»Sie ſind gerettet," ſagte Theodor, indem er ſie haſtig aufhob und einen Blick der tiefſten Verachtung auf Stolzenbeck warf, der eine Art von Scham hinter einem ſchamloſen Lachen verbarg, und gleich darauf für nöthig fand, einen hohen Ton anzuſtimmen: wie der Herr Doktor ſich unterſtehen mögen, sans façon die Thür zu ſprengen?

»Sie müſſen das Ihrem Arzte verzeihen," ſagte Theodor höhniſch lächelnd.

»Herr Doktor, was nehmen Sie ſich heraus? — Sie waren mein Arzt, ich bezahle Sie und damit gut. Jetzt empfehle ich mich. Das Mädchen bleibt hier."

Die Arme ſchmiegte ſich an Theodor und winſelte um Erbarmen.

»Das Mädchen bleibt nicht hier," ſagte ihr Beſchützer

mit feſter Stimme: »Mich können Sie bezahlen, dieſe Unſchuld nicht.«

»Unſchuld? Unſchuld?« erwiederte Stolzenbeck grinſend, »was wiſſen Sie von dem Mädchen, mein unſchuldiger Herr Doktor? — Um Ihr zartes Gewiſſen zu beruhigen, ſage ich Ihnen, dieſe Unſchuld iſt die Zierde eines Freudenhauſes, und ich habe einen hohen Preis für ſie erlegt.«

Theodor ſtutzte, und warf einen großen Blick auf das Mädchen, das bebend und glühend vor Unwillen ausrief: »Er lügt! erſt ſeit zwei Tagen bin ich in dieſer Stadt. Iſt meine Wohnung verdächtig, ſo wußte ich doch nichts davon, ſo wahr mir Gott aus dieſem Jammer helfe!« — Ihre reinen, kindlichen Züge bekräftigten dieſen Schwur, und Theodor ſelbſt hätte ohne Bedenken ihre Unſchuld beeidigt. »Sein Sie ruhig, Mademoiſell,« ſagte er entſchloſſen, »Ihnen ſoll kein Leid widerfahren. Geben Sie mir den Arm, ich führe Sie aus dieſem Hauſe.« — Alſobald klammerte ſich das zitternde Mädchen an ſeinen Arm.

»Ich werde meine Leute rufen!« ſagte der Kammeraſſeſſor ſchäumend vor Wuth: »Mich ſoll der Teufel holen! mein unberufener Ritter, wenn ich Sie mit dem Mädchen die Treppe hinunter laſſe. He! Jakob! Franz!«

Als Theodor ſah, daß es Ernſt wurde, riß er ſich plötzlich von dem Mädchen los. Stolzenbeck meinte, er wolle ſich an ihm vergreifen, und wich zurück. Aber Theodor hatte neben deſſen Bett ein paar Piſtolen hängen ſehen, auf dieſe ſprang er zu, riß eine derſelben herunter, ſpannte den Hahn, und ſagte dann gelaſſen zu dem erſtaunten Ne-

benbuhler: »Ohne den Teufel zu citiren gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich dem erſten, der ſich mir widerſetzt, eine Kugel durch den Kopf jage.«

Todtenbleich, mit blauer, von Zorn bebender Lippe ſtarrte der Wollüſtling ihn an. Theodor faßte das Mädchen, dem der Schrecken die Füße lähmte, mit der Linken unter den Arm, und, indem er mit der Rechten dem jungen Herrn die Piſtole entgegen hielt, ſchob er ſie vor ſich her zur Thür hinaus. Niemand machte eine Bewegung ihn zu hindern. Unten an der Treppe warf er die Piſtole von ſich, und trug die Gerettete hinaus auf die Straße.

»Jetzt, Mademoiſell! ſind Sie in Sicherheit. »Sie kennen nun die Gefahren einer großen Stadt. Hüten Sie ſich, und leben Sie wohl!«

Mit dieſen Worten wollte er ſie verlaſſen. Ach, um Gottes willen!« rief die Erſchrockene Händeringend, »was ſoll aus mir werden? wo ſoll ich hin?«

»Haben Sie keine Zuflucht?«

»Keine! als das ſchreckliche Haus, über welches jener Böſewicht mir Licht ertheilt hat. Ehe ich dahin zurück gehe, lieber in den Fluß!«

»Mein Gott! haben Sie keine Verwandte? Bekannte?«

Ich bin eine arme Waiſe und fremd, ganz fremd in dieſem Lande. Erſt vor wenig Wochen kam ich hier an. Ich ſuchte einen Mann, der nicht mehr lebt, oder nie hier gelebt hat. Weinend ſaß ich auf einer Bank in der Allee vor dem Thore, da trat eine alte Frau zu mir, fragte mich

aus, bot mir Koſt und Wohnung an, wenn ich arbeiten wolle. Ach, wie gerne wollte ich das! — Sie nahm mich mit nach Hauſe, ließ mich Wäſche nähen, ſchien zufrieden, behandelte mich gütig, und ſandte mich dieſen Morgen, unter einem hölliſch erſonnenen Vorwand, zu dem Böſewicht, bei dem Sie mein Schutzengel wurden. Winke, die ſie fallen ließ; und die ich nun erſt verſtehe, machen mir klar, daß ſie um das Bubenſtück wußte. Nein, ehe ich in ihr Haus zurück gehe, lieber in den Fluß!»

»Da ſei Gott für! Ihnen muß geholfen werden, aber wie?»

»Großmüthiger Mann! ich kann nähen und waſchen, ſchreiben und rechnen; ich verſteh' eine Wirthſchaft zu führen, ich will Kinder warten, auch wohl unterrichten; ich weiß einige Sprachen, auch ein wenig Geographie, Naturgeſchichte — erbarmen Sie ſich meiner! gern will ich dienen um ein karges Stück Brot!»

Das ſchöne weinende Mädchen hatte den jungen Arzt ſchon tief bewegt, die Winke von einer beſſern Erziehung, die ihr entſchlüpften, erhöhten das Intereſſe.

»Folgen Sie mir,» ſagte er, indem er ihr den Arm auf's neue bot. »Ich bin zwar ſelbſt nur ein einzelner und kein reicher Mann; auch weiß ich in dieſem Augenblick wahrlich nicht wohin mit Ihnen; doch geholfen muß Ihnen werden, und Gott wird helfen.» — Mit kindlicher Zuverſicht ſchmiegte ſich das Mädchen an ſeinen Führer, und beide wanderten nun ſtumm die Straße hinab. Theodor ing in tiefen Gedanken, weil er hin und her ſann, wo er

sie unterbringen könnte. Aus diesen Betrachtungen weckte ihn das Lachen eines Vorübergehenden; es war der Herr Bankdirektor Klumm, der, als er ein hübsches fremdes Mädchen mit roth geweinten Augen an des Doktors Arm, und diesen mit erhitztem Gesicht wie einen Träumer wandeln sah, natürlich nur Arges vermuthete; und, so bald er nach Hause kam, zu seiner Tochter eilte, um sein Gift in ihr Herz zu träufeln. Er konnte gar nicht aufhören, die Schönheit der Fremden zu rühmen; und wie hübsch die verweinten Augen sie gekleidet, und wie verlegen Theodor gewesen sei, als er Ottiliens Vater erblickt. »Sie waren nur noch einige Schritte von seiner Wohnung entfernt,« fügte er hinzu, »ich habe sie da hinein gehen sehen. Vermuthlich hat er sie zu seiner Wirthschafterin bestimmt. Nun wirst du mir doch endlich glauben, daß du deine Liebe an einen Unwürdigen verschwendet hast?«

Ottilie läugnete zwar sehr heftig die Möglichkeit, daß irgend etwas Anstößiges darunter verborgen sein könnte; aber im Grunde war sie doch gar nicht ruhig, und eben ihre Heftigkeit überzeugte den Alten, daß der Pfeil getroffen habe. So oft er das Mädchen schön nannte, klopfte ihr Herz, und flog eine Röthe über ihre Wange, besonders aber wurde ihr Auge zum Verräther, denn so bald Eifersucht im Busen eines Weibes die finstere Wohnung aufschlägt, so bald verändert sich die Farbe des Auges, das schönste Blau verwandelt sich in eine Art von Grün, und das Schwarze wird Goldgelb. Herr Klumm, der auf diese Symptome sich sehr wohl verstand, lachte in sich schaden-

froh, und verließ ſeine Gefangene, mit dem Vorſatz, noch mehr von jenem Abenteuer auszuſpähen, alles Böſe, welches er zu finden hoffte, Ottilien zuzutragen, und, ſollte er wider Vermuthen nichts Arges entdecken, doch ſo viel Arges auf Theodor's Rechnung zu erfinden, als nöthig ſein werde, um ſein Bild aus der Tochter Herzen zu reißen.

Eine bange Stunde ging Ottilie im Zimmer auf und nieder; Argwohn und Vertrauen kämpften. »O, daß ich nur Gewißheit mir verſchaffen könnte!« ſeufzte ſie laut: »daß nur irgend ein mitleidiges Weſen ſich für mich intereſſirte! — Theodor! könnteſt du — während ich um deinetwillen eingekerkert mein Leben verſeufze — könnteſt du leichtſinnig, treulos — nein, es iſt nicht möglich! Mein Vater hat —

Gelogen wollte ſie eben ſagen, doch erſchrocken haſchte kindliche Ehrfurcht das Wort von ihrer Lippe; denn trotz ihres Vaters Härte hatte ſie noch nie einen Gedanken ſich erlaubt, den eine Tochter nicht in ſeiner Gegenwart hätte ausſprechen dürfen. Indeſſen konnte ſie ſich nicht verhehlen, daß ſie von ganzem Herzen wünſchte, die Sache unwahr zu finden; nur beſchloß ſie auf dieſen Fall es eine fromme Erfindung zu nennen, durch welche ein irrender, doch wohlmeinender Vater blos ihre Ruhe, ihr Glück beabſichtigt habe.

Der Bediente, der ihr das Mittagseſſen brachte, war derſelbe, der ſeinen Herrn gewöhnlich auf der Straße zu begleiten pflegte. Ottilie hatte ſich nie zuvor herabgelaſſen, ein Wort mit ihm zu wechſeln, doch keine Leidenſchaft ſetzt ſich

ſchneller über kleine Bedenklichkeiten des Wohlſtandes hinweg, als die Eiferſucht. Mit einer Bewegung, die ſie ſehr künſtlich zu verbergen glaubte, die aber ſelbſt dem roheſten Beobachter nicht entgehen konnte, warf ſie dem Bedienten die Frage hin: »ob er heute mit ihrem Vater ausgegangen ſei?« — Ja, antwortete der Kerl ſehr trocken, indem er den Tiſch deckte, und das Geſpräch war zu Ende.

Nach einer Pauſe knüpfte Ottilie es wieder an. »Wie kommt es denn, daß mein Vater bei dieſem Wetter zu Fuße geht?«

»Das Wetter iſt ſo übel nicht, nur etwas windig.«

»Sehr ſtürmiſch, wie mich dünkt. Ich wette, ihr habt Niemanden, der Equipage hält, auf der Straße gefunden?«

»O doch, dieſen und jenen.«

»Das wäre! zum Exempel?« — Der Bediente nannte einige, doch der Name, den ſie zitternd erwartete, war nicht darunter. Das gab ihr neuen Muth, neue Hoffnung. Sie wagte dem Ziele näher zu treten.

»Ich glaube, mein Vater ſagte, er ſei auch einem Arzt begegnet?«

»Ja, ganz recht.«

»Der eilte vermuthlich zu einem Kranken?«

»Das weiß ich nicht.«

»Doch nein, jetzt beſinne ich mich. Mein Vater meinte, er habe eine Kranke geführt?«

»Das weiß ich nicht.«

»Führte er denn Niemand?«

»O ja, er führte eine fremde Mamſell, aber die ſah nichts weniger als krank aus.«

Ottilie erbleichte. »Eine Fremde?« ſtotterte ſie.

»Ich erinnere mich wenigſtens nicht, ſie jemals hier geſehen zu haben. Sie war gewaltig hübſch.«

»Darnach habe ich nicht gefragt,« erwiederte Ottilie heftig. »Aber,« — ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu: »neugierig wäre ich wohl zu wiſſen, wer die Fremde ſein mag?«

»Das kann man wohl bald erfahren; der Herr Doktor führte ſie nach ſeiner Wohnung.«

»O Friedrich, thue Er mir doch den Gefallen, ich werde erkenntlich ſein.«

Der Bediente verſprach, ging, trug die Speiſen auf, ging ab und zu, ſchüttelte den Kopf, und mußte nach einer Stunde die Schüſſeln unberührt wieder wegtragen, denn die Mamſell ſchützte Kopfſchmerzen vor. Seiner ſtrengen Inſtruktion gemäß, rapportirte er Alles dem Herrn Bankdirektor, der haſtig die Gelegenheit ergriff, ſeiner Tochter zutragen zu laſſen, was ihm beliebte, ohne ſich ſelbſt in's Spiel zu miſchen. »Komm gegen Abend auf mein Zimmer,« ſagte er zu Friedrich, »da werde ich dich unterrichten, was du der Mamſell zu antworten haſt.« — Die Zwiſchenzeit benutzte Herr Klumm, um ſeinen alten ſchlauen Tobias zum Spioniren auszuſenden, und einſtweilen ſelbſt den Plan zu einem Roman zu entwerfen, den er, in Ermanglung beſſern Stoffs, der Wahrheit unterſchieben könnte.

2. Florio's Stündlein kommt.

Als Theodor mit dem schönen Mädchen am Arm seine Wohnung erreicht hatte, begegnete ihm Florio auf der Treppe, machte große Augen und stand wie angenagelt. »Was Teufel!« sagte er endlich mit einer komischen Verwirrung, »hat dir Aeskulap die Hebe zugesandt?«

Die Fremde konnte nicht röther werden als sie schon war, aber die langen Wimpern zog sie schnell über das große Auge herab, und strafte dadurch, ohne es zu wissen, den Vorlauten sehr empfindlich, denn er hätte sein bestes Rondo darum gegeben, diesen Engelsblick noch einmal zu haschen. »Kehre wieder um,« sagte Theodor zu ihm. »Von Herzen gern,« erwiederte er, und mit einer Neubegier, mit einer hastigen innern Bewegung, wie er seit Jahren nicht empfunden, begleitete er die Ankömmlinge. Alle drei betraten Theodor's Zimmer. Dort ersuchte der Arzt die Fremde, auf dem Sofa Platz zu nehmen, und sich von ihrem Schrecken zu erholen. Seinem Freunde gab er einen Wink, ihm in das Nebenzimmer zu folgen. Florio schwankte zwischen dem Vergnügen, das Mädchen anzusehen, und der Begierde, zu erfahren. — Theodor faßte ihn beim Arm und zog ihn nach sich.

»Was Teufel!« begann der Musikus auf's neue, als sie allein waren — sein Freund unterbrach ihn hastig mit den Worten: »hier ist nicht vom Teufel die Rede, auch nicht von einer Hebe. Ich bitte dich, wache über deine Worte, wie über deine Blicke, denn das Mädchen ist eine Unglückliche und verdient Schonung.«

»Sehr wohl,« verſetzte Florio, »den Teufel will ich im Zaume halten; wenn du aber meinſt, es gebe irgend ein Unglück auf der Welt, wodurch ein hübſches Mädchen bewogen werden könnte, den Namen Hebe übel zu deuten, ſo irrſt du ſehr. Doch Scherz bei Seite, wer iſt ſie? wie biſt du an ſie gerathen? was haſt du mit ihr vor?« —

Die erſte und letzte Frage konnte Theodor vor der Hand nicht beantworten, doch ſein rittermäßiges Abenteuer bei dem Kammeraſſeſſor erzählte er ihm weitläufig, und Florio haſchte nach jeder Pauſe, um dem Wollüſtling ein Dutzend Schurken an den Hals zu fluchen.

»Laſſen wir das jetzt,« ſo endigte Theodor. »Der elende Menſch iſt beſtraft genug durch mißlungene Bosheit. Rathe mir lieber, was nun anzufangen?«

»Was iſt da lange zu beſinnen?« meinte Florio, »du biſt Arzt, ich Muſikus; du haſt Patientinnen, ich Schülerinnen; es wird ſich doch wohl Eine unter ihnen finden, die ein ſo allerliebſtes Kammermädchen brauchen kann?«

Theodor fand den Rath nicht übel, nur auf der Stelle ihn auszuführen, war unmöglich, und vor der Hand, wo ſollte ſie bleiben?

»Wo? hier bei uns. Ich räume ihr mein Zimmer ein, und ſchlafe ſo lange bei dir.«

»Nein,« ſagte Theodor, »das geht nicht. Keine Nacht darf ſie in unſerer Wohnung bleiben. Es iſt nicht genug, daß ich ihre Unſchuld gerettet habe, ich muß auch ihren Ruf bewahren, der in den Augen der Welt noch mehr gilt als die Unſchuld.« — Nach langem Ueberlegen beſchloß er, eine

Witwe zu beſuchen, die eine Treppe höher in demſelben Hauſe wohnte, und eine kleine Penſionsanſtalt für junge Mädchen hielt. Sie war als eine wackere Frau bekannt, ihr wollte er Alles vertrauen, und ſeinen Schützling ſo lange bei ihr in die Koſt verdingen, bis er eine anſtändige Verſorgung würde ausgemittelt haben. Florio billigte den Plan und er wurde auf der Stelle ausgeführt. Während Theodor oben mit der Witwe das Nöthige verabredete, hatte ſein Freund es über ſich genommen, die Fremde zu unterhalten, und ihr die getroffenen Maßregeln bekannt zu machen. Hier widerfuhr es ihm zum erſten Mal in ſeinem Leben, daß er verlegen war, die Worte ſuchen mußte, die gefundenen wieder verlor, das Unnöthige ſagte, das Nöthige vergaß, kurz, ſich ſo auffallend kindiſch benahm, daß ihm ſelbſt, im Gefühl ſeiner Albernheit, dicke Schweißtropfen auf die Stirn traten. Zum Glück ſchien die Fremde gar nicht darauf zu achten, ſie war zu voll von ihrer Rettung, von Theodor's Edelmuth, von ſeiner Tapferkeit, ja ſie erhob ihn ſo feurig, ließ ihr Dankgefühl ſo glühend ausbrechen, daß Florio endlich mit komiſchem Unmuth ausrief: „Ei zum Henker! das alles hätte ich auch gethan, und noch mehr, denn ich hätte dem Schurken den Hals gebrochen.“

In dieſem Augenblicke trat ein Bedienter herein, deſſen Livree Florio nicht kannte, brachte ein Billet an Theodor, und ſagte, ſein Herr bringe auf augenblickliche Antwort. Da in Theodor's Abweſenheit oft Kranke ſchickten, ſo hatte er ſeinem Freunde ein für allemal aufgetragen, alle Billets, die etwa an ihn kommen möchten, zu erbrechen, und, wer

die Sache Eile habe, ihn aufſuchen zu laſſen. Florio, in der Meinung, hier ſei von ähnlichen Dingen die Rede, entſiegelte das Billet, und fand — eine Ausforderung des Kammeraſſeſſors. »Schon gut,« ſagte er zu dem Bedienten, »man wird ſich einfinden. Es iſt weiter keine Antwort nöthig.«

Als er mit der Hebe wieder allein war, fühlte er plötzlich ſeinen Muth gewachſen; er fing an ordentlich mit ihr zu reden, ſah ihr ordentlich in's Geſicht, überließ ſich einer gutmüthigen Vertraulichkeit. Die Urſache dieſer Verwandlung war einzig und allein der ſchnell gefaßte Entſchluß, ſtatt ſeines Freundes auf dem Kampfplatz zu erſcheinen. So hoffte er ſich doch auch ein kleines Verdienſt um die ſchöne Unglückliche zu erwerben; und da man immer gegen diejenigen Menſchen den freundlichſten Muth hat, welchen man insgeheim Gutes thut oder thun will, ſo war natürlich, daß auch Florio dem Mädchen freimüthiger, und folglich tiefer in's Auge ſah, welches ihm übel genug bekam, denn er ſaugte gleichſam muthwillig einen Pfeil heraus, der mit ſeinem Widerhaken durch die Augen bis in den Buſen drang.

Theodor kam mit erwünſchter Antwort zurück, und Florio, faſt verdrießlich, konnte nicht begreifen, wie man ein ſo wichtiges Geſchäft mit ſolcher Eile abthun könne. Daß ſein Freund beinahe eine ganze Stunde oben geweſen, läugnete er hartnäckig. Mit Augen, die vor Freude funkelten, führte der ritterliche Arzt ſeine nun ganz Gerettete hinauf, und der Muſikus, der die Mitbewohnerin des

Hauſes vorher noch nie beſucht hatte, trollte hinterher, ohne ſelbſt zu wiſſen, warum. Auf der Treppe fragte Theodor das Mädchen um deſſen Namen, weil es doch unter irgend einem Namen der Witwe vorgeſtellt werden mußte. Sie erröthete auf's neue. „Ich heiße Emma," liſpelte ſie. — „Emma!" wiederholte Florio mit Wohlbehagen, denn der Name war ſo muſikaliſch.

„Allein Ihr Zuname?" fuhr Theodor fort. Emma zitterte und ſtammelte: „Meinen Vater habe ich nicht gekannt, mein Großvater hieß Thomaſius." — „Pfui Henker!" murrte Florio leiſe, „einen ſolchen Engel Thomaſius zu nennen, das bringe ich nimmermehr über die Lippen. Mag immerhin ihr Großvater von dem berühmten Profeſſor abſtammen, der in Halle zuerſt gegen Hexen und Geſpenſter auftrat, und vermuthlich ſchon durch ſeinen barbariſchen Namen die Geſpenſter bannte, ſeine ſchöne Enkelin aber darf eben ſo wenig Thomaſius heißen, als ein ſchmelzendes Cantabile durch das Wort furioso bezeichnet werden kann. Er behielt ſich im Stillen vor, über die nothwendige Verwandlung ihres Namens noch nähere Betrachtungen anzuſtellen, die vor der Hand durch den Eintritt in das Zimmer der Witwe unterbrochen wurden.

Madame Saalfeld, von Theodor vorbereitet, empfing ihre neue Koſtgängerin mit Muttergüte, bedauerte aber, daß die Beſchränktheit ihrer Wohnung ihr kein anderes Zimmer abzutreten erlaube, als ein niedriges Dachſtübchen, zu welchem eine Treppe führte, die mehr einer Leiter glich. Emma war entzückt, Theodor zufrieden, nur Florio

brummte, und ließ nicht undeutlich merken, daß er erwartet hatte, Madame Saalfeld werde einer solchen Fremden wohl ihr Geſellſchaftszimmer einräumen. Er hatte ſeit einiger Zeit ein Häufchen Goldſtücke zuſammengeſpart, um eine Ohm Johannisberger dafür zu kaufen, den er ſehr gern trank; aber in dieſem Augenblicke kam es ihm vor, als ob er nie wieder durſtig werden würde. Er zog die Witwe bei Seite, ſteckte ihr ſeine Goldſtücke in die Hand, und bat ſie, dem armen Kinde ſo viel Bequemlichkeit als möglich zu verſchaffen. »Alles, was meine Lage mir erlaubt,« ſagte Madame Saalfeld, »werde ich ohnehin thun; leider iſt das ſo wenig, daß ich auf reiche Vergeltung keinen Anſpruch machen darf. Wäre ich nicht ſelbſt arm, ich würde nichts annehmen; doch meine baren Auslagen hat Ihr Freund mir ſchon zugeſichert, für das Uebrige mir eine Belohnung anbieten, hieße mich beſchämen.« Mit dieſen Worten drang ſie ihm ſeine Goldſtücke wieder auf, und ärgerlich verließ er das Zimmer.

»Wohlan!« ſagte er zu ſich ſelbſt, »kann ich mein Gold nicht anbringen, ſo ſoll mir doch Niemand verwehren, mein Leben für ſie auf's Spiel zu ſetzen; und ein Glück, daß ich das Billet entſiegelt habe, denn hätte Theodor mir auch dieſen Vorzug weggefiſcht, ich glaube, ich hätte mit ihm gebrochen. Ich kann es nicht leiden, wenn ein Menſch gar zu glücklich iſt.«

»Aber warum denn gar zu glücklich?« flüſterte eine weiberhöhnende Stimme in ſeinem Buſen, die bis jetzt gewohnt war, ohne Widerſpruch das große Wort zu

führen: »wer kennt denn das Mädchen? wer weiß denn, ob es nicht auch zu der gewöhnlichen Klaſſe von Dirnen —«

Weiter ließ Florio die Stimme nicht reden, denn er war ſchon längſt mit dem Degen unter dem Arme auf dem Wege nach dem Wäldchen, wohin der wüthende Kammeraſſeſſor den Arzt beſchieden hatte, ja, er ſah den hochmüthigen Feind bereits von Ferne und verdoppelte ſeine Schritte. »Hier bin ich!« rief er mit der rauhen Baßſtimme, die er noch zuweilen aus den Studentenjahren hervorholte: »ich denke, wir machen es uns bequem.« Er zog ohne Umſtände ſeinen Rock aus, knöpfte die Weſte los und ſtopfte einen meerſchaumenen Pfeifenkopf.

»Was ſoll das bedeuten?« ſagte Stolzenbeck befremdet.

»Sie müſſen mir das nicht übel nehmen,« erwiederte Florio: »wenn ich mich con amore ſchlagen ſoll, ſo muß ich die Pfeife dabei im Munde haben, das iſt ſo eine alte Gewohnheit.«

»Aber wer will ſich denn mit Ihnen ſchlagen?«

»Sie haben meinen Freund gefordert, der hat jetzt Geſchäfte. Weil wir nun ein Herz und eine Seele ſind, ſo gilt es gleichviel, ob Sie von ihm oder von mir erſtochen werden! darum bitt' ich, mit meiner Wenigkeit vorlieb zu nehmen.«

»Mit Ihrer Wenigkeit,« wiederholte der Kammeraſſeſſor ſpöttiſch, »Sie haben Recht, das wäre allerdings vorlieb genommen. Ihr feiger Freund vergaß, daß ich bereits der Ehre ein großes Opfer brachte, als ich zu einem bürgerlichen Arzte mich herabließ. Wenn Sie aber

glaubten, ich würde ſogar gegen einen Muſikanten einen Degen ziehen, ſo haben Sie geirrt.»

»Herr! wenn Sie nicht alſobald Ihre magere Perſon in Poſitur ſetzen, ſo wird der Muſikant mit ſeiner Klinge Sechsachtel-Takt auf Ihrem Rücken ſpielen. Die Zeiten ſind vorbei, wo euer von euch vor der Fauſt des Bürgers ſchützte.»

Mit dieſen Worten zog er ſeinen Studentendegen und drang ohne weitere Vorbereitung auf den Gegner ein. Stolzenbeck war eigentlich gar nicht Willens geweſen, ſich zu ſchlagen, weder mit Theodor, noch mit ſeinem Stellvertreter; ſondern er hatte ein paar handfeſte Bediente mit Knütteln hinter einen Buſch geſtellt, die auf ſeinen erſten Wink hervorſpringen, und den naſeweiſen Arzt tüchtig durchprügeln ſollten. Jetzt, da er ſo raſch angegriffen wurde, ſchien ihm, außer dieſem ſaubern Mittel, auch kein anderes zu ſeiner Rettung übrig zu bleiben. Er ſprang zurück, vertheidigte ſich ſo gut er konnte, und pfiff dabei aus allen Kräften. Die Kerle ſtürzten hervor, zwar nicht zeitig genug, um einen derben Stoß abzuwenden, der ſo eben die rechte Schulter ihres gnädigen Herrn durchbohrte, wobei ihm, mehr vor Schrecken, der Degen aus der Hand fiel, aber doch nicht zu ſpät, um des Junkers Schmach zu rächen; denn mit Banditenmuth überfielen ſie den armen Florio von hinten, ihre Knüttel trafen ſeinen rechten Arm ſo hart, daß er den Degen ſinken ließ, und ſobald dieſe furchtbare Waffe ihm entriſſen war, fielen die Streiche hageldicht auf Kopf und Rücken. Zwar wehrte er ſich wie ein Löwe, packte, trotz ſeiner gelähmten Hand, den einen

Kerl mit beiden Armen, drückte ihn so fest zusammen, daß er schrie wie ein Hase, den die Hunde ergreifen, und würde ihm die Seele aus dem Leibe gedrückt haben, hätte nicht ein Schlag, den der andere Schurke nur zu glücklich auf sein Haupt führte, ihn fast der Besinnung beraubt. Er ließ seine Beute fahren, taumelte, empfing einen zweiten Schlag, stürzte zu Boden, und nun hatten die Banditen gewonnenes Spiel. Der Junker, der daneben stand und mit einem feinen Schnupftuche, so gut er konnte, die heftig blutende Wunde verband, bedauerte nichts mehr, als daß diese ihn hindere, selbst mit zuzuschlagen; indessen ließ er es an Ermunterungen zu kräftigen Hieben nicht fehlen, fügte in eigener Person noch einige Fußtritte hinzu, zerbrach den Degen seines Siegers, und ließ ihn endlich für todt auf dem Platze liegen.

---

3. Emma's Geschichte.

Todt war der gute Florio zwar noch nicht, aber einige Stunden lag er ohne Besinnung, und würde vielleicht noch später aus der Betäubung erwacht sein, hätte nicht ein Gewitterregen ihn durchnäßt und erfrischt. Mühsam raffte er sich auf, kaum vermochte er zu gehen, den Rock wieder anzuziehen war ihm unmöglich, zum Glück war die Dämmerung schon herein gebrochen, er hing ihn auf den Rücken, sammelte gelassen die Trümmer seines Degens, die Splitter seiner Tabakspfeife, und wankte nach Hause. In der übelsten Laune? so möchte Mancher vermuthen.

Nichts weniger, er war seelenvergnügt. Denn erstens erinnerte er sich sehr deutlich, daß er dem boshaften Junker einen derben Stoß beigebracht hatte, an den er wenigstens vier Wochen zu kuriren habe, folglich außer Stand sein würde, während dieser Zeit die Geliebte seines Freundes zu beunruhigen. Zweitens hatte er ja die Prügel um Emma's willen empfangen; und wäre nur seine rechte Hand nicht so gelähmt gewesen, daß er fürchten mußte, in langer Zeit kein Instrument berühren zu können, so würde er den ganzen Vorfall auf die zwar gequetschte, aber dennoch leichte Achsel genommen haben. Seinem Freunde, dessen chirurgische Hilfe er jetzt so nothwendig brauchte, ließ er zwar den zerschlagenen Leichnam sehen, und sich denselben geduldig von ihm bepflastern, doch von der Veranlassung zu diesem Abenteuer verrieth er ihm kein Wort, und vielleicht würde Theodor sie nie erfahren haben, hätte nicht der Kammerassessor selbst mit seiner Tapferkeit geprahlt. So kam es endlich auch zu seinen Ohren, er errieth das Uebrige, und wollte dankbar gerührt an seines Freundes Busen sinken, aber Florio lachte ihn aus. »Nimm mir's nicht übel,« sagte er, »was ich diesmal für dich gethan, ist nur so nebenher geschehen, denn mein Eifer galt blos der schönen Emma. Ich muß dir bekennen, das Mädchen, ob es gleich den verdammten Zunamen Thomasius führt, hat einen Eindruck auf mich gemacht, wie Glucks Iphigenie, als ich sie zum Erstenmale hörte, und ich sehe wohl, ich muß sie näher kennen lernen, um entweder diese stürmischen Gefühle wieder los zu werden, oder —«

»Oder ihr den Zunamen Thomasius abzunehmen?« unterbrach ihn Theodor lächelnd. »Ach! du bist nicht wohl gescheit,« versetzte Florio, »wer denkt denn gleich an's Heirathen? ich wette, eine Bekanntschaft von einigen Wochen wird hinreichen, um meine Erfahrungen über die Weiber auch hier zu bestätigen.« — Wetten wollte er, aber das verhehlte er seinem Freunde, daß er die Wette recht gern verloren hätte, und auch im Grunde sie zu verlieren glaubte. Um sich so bald als möglich davon zu überzeugen, ließ er gleich am zweiten Abend dem Arzte keine Ruhe, bis dieser mit ihm hinauf schlich in das Dachstübchen, wo Emma einsam mit großer Emsigkeit eine weibliche Arbeit für Madame Saalfeld verrichtete. Sie empfing ihre Beschützer mit einer holdseligen Freundlichkeit, aber ihre schönen Augen trugen frische Thränenspuren, deren Anblick dem armen Florio das Herz zusammen schnürte. Auch Theodor bemerkte sie, und fragte, brüderlich besorgt: ob sie mit ihrer Lage unzufrieden sei? ob es ihr an irgend einer Nothdurft mangle? — »Ach nein! nein!« rief sie mit Herzlichkeit, und die zurückgehaltenen Thränen stürzten hervor: »ich bin zufrieden! Gott hat sich meiner erbarmt, mir einen Engel gesandt! ihm habe ich schon tausendmal kniend gedankt! ich bin es gewohnt, mit ihm zu reden. Verzeihen Sie, wenn ich vor Menschen weniger Muth habe, meine Gefühle ausbrechen zu lassen, als vor Gott. Verzeihen Sie auch, wenn Sie mich weniger heiter finden, als Ihre Großmuth um mich verdient. Sie fühlen

wohl, trotz meiner Rettung, die betrübte Lage einer hilflosen Waise. In die Welt hinausgestoßen, ohne Eltern, ohne Verwandte, muß ich von der Güte eines jungen Mannes leben —» (hoch erröthete sie bei diesen Worten). — »O schaffen Sie mir bald einen Dienst, es sei der geringste, verachteteste; lieber will ich als die schlechteste Magd dienen, als erdulden, daß Ihre Großmuth gemißdeutet, oder —» (hier stockte sie) »Ach!» setzte sie nach einer Pause schluchzend hinzu, »mein guter Ruf ist ja das Einzige, was ich auf der Welt habe!»

Theodor errieth ihre Gedanken, und suchte sie durch das Versprechen zu beruhigen, daß er Alles anwenden werde, um ihr sobald als möglich eine anständige Versorgung zu verschaffen. »Aber,» setzte er vertraulich hinzu, »um desto sicherer Ihren Wunsch erfüllen zu können, muß ich Sie bitten, Ihre Herkunft, Ihre Begebenheiten mir mitzutheilen.»

»Von Herzen gern,» erwiederte Emma, »meine Geschichte ist sehr kurz und einfach. Etwa dreißig Meilen von hier, in einer freundlichen Gegend, liegt ein Dörfchen, wo ich geboren und erzogen wurde. Meine Mutter war die Tochter des Predigers, sie starb, indem sie mir das Leben gab. Auch meinen Vater hab' ich nie gekannt. Ach! leider muß ich glauben, daß er kein guter Mensch gewesen, denn so oft ich meinen biedern Großvater nach ihm gefragt, ist dieser traurig geworden und hat mich so düster angesehen, den Kopf geschüttelt, mir nichts geantwortet. Endlich, als ich schon herangewachsen, entfuhren ihm einmal die Worte:

»Dein Vater war deiner Mutter nicht würdig, und wenn du mich lieb haſt, ſo frage nicht wieder nach ihm.«

»Nun iſt es wohl nicht möglich, einen Menſchen auf der Welt lieber zu haben, als ich den guten ſeligen Großvater; ich fragte alſo nicht mehr nach meinem Vater, ſo wehe es mir auch that, daß ich nicht einmal erfahren ſollte, ob er noch lebte? denn auch dieſe Frage beantwortete der Alte mir nicht. Vermuthlich haben Familien-Verhältniſſe den unglücklichen Zwiſt veranlaßt, denn da ich auch den Namen Thomaſius führe, ſo muß mein Vater wohl ein naher Verwandter von meiner Mutter geweſen ſein.«

Theodor lächelte ob der frommen Einfalt; Florio aber, der doch ſonſt dergleichen Dinge weit ſchneller auffaßte, dachte diesmal nichts Arges dabei, denn jedes Wort, das von des ſchönen Mädchens Lippen floß, war dem Gläubigen ein Evangelium. Emma fuhr fort:

»Die Liebe und Sorgfalt, mit welcher mein Großvater mich erzogen, vermag ich nicht zu ſchildern, — (große Thränen traten in ihre Augen) — ich darf auch nicht viel davon ſprechen, ſonſt würden Sie bald Thränen für Worte nehmen müſſen. Trotz ſeines hohen Alters unterrichtete er mich mit unglaublicher Geduld in Allem, was er ſelbſt wußte, trotz ſeiner zunehmenden Schwäche begleitete er mich auf allen Spazirgängen, lehrte die Natur mich kennen, in ihr den Schöpfer ahnen, Gott verehren! Auch zu meinen kindiſchen Spielen ließ er ſich gern herab, ja es gelang mir bisweilen, ſeinem düſtern Ernſt ein Lächeln abzugewinnen.«

»Vor ein paar Jahren im Herbſte fühlte er ſich ſehr ſchwach, da ſchrieb er eines Tages viele Briefe, wohl ſechs oder ſieben, und nachdem er ſie auf die Poſt geſendet, betete er eine ganze Stunde in ſeiner Kammer. Aber nach einigen Wochen kamen dieſelben Briefe, einer nach dem andern zurück. Als der letzte kam, war er ſehr betrübt, ſtarrte vor ſich hin mit einem fremden, ſchauderhaften Blick, faltete ſeine dürren Hände, und ich ſah, daß ſie zitterten. Das bewegte mich tief, ich wagte es, nach der Urſache ſeines Kummers zu forſchen. Er ſah mich eine Weile ſtumm und gerührt an, dann erleichterte ein Seufzer ſeine Bruſt. Es iſt mir lieb, daß du mich fragſt, antwortete er mir mit ſeiner gewohnten Güte, denn Einmal mußte ich doch mit dir davon ſprechen, und beſſer jetzt, da ich noch die Kraft dazu habe. Dein Schickſal nach meinem Tode iſt es, was mir ſo viel Kummer und Sorge macht.«

»Ich erſchrack heftig, denn ich hatte noch nie daran gedacht, daß mein guter Großvater auch ſterben könne. Mit bittern Thränen warf ich mich an ſeinen Hals. Er glaubte, ich weinte um meiner trüben Zukunft willen, ach! ich dachte in dieſem Augenblicke nur an ihn. Faſſe dich, ſagte er, Gott wird die Unſchuld nicht verlaſſen. Sieh, ich fühle wohl, daß es mit mir zum Ende geht, darum dachte ich hin und her, wie und wo ich eine Zuflucht nach meinem Tode dir ausmitteln könnte. Aber mehr als vierzig Jahre habe ich auf dieſem einſamen Dörfchen zugebracht, ich kenne Niemanden, alle meine Verwandte ſind todt. In dieſer Angſt holte ich mein Stammbuch her-

vor; du weißt, daß ich zuweilen darin blättere, um mich der fröhlichen Universitätsjahre zu erinnern. Diesmal verweilte ich länger bei jedem Namen, denn ich suchte Freunde auf, mit denen ich einst vertrauter umgegangen, und welchen ich nun dein Schicksal an's Herz legen könnte. Ich fand auch mehrere, die mir damals mit jugendlicher Herzlichkeit Treue bis zum Tode schwuren. An alle diese schrieb ich, um unter ihnen einen Vater für dich zu finden — ach! sie sind alle todt! mich allein hat Gott zu Leiden aufgespart! doch ich murre nicht, sein Name sei gelobt! — Du weißt, fuhr er nach einer Pause fort, daß meine Einkünfte nur gering sind, ersparen konnte ich nichts. Darum ergreift mich oft so feindlich der Gedanke: was soll aus dir werden, wenn ich nicht mehr bin!» —

»Ich war zerknirscht. Ich bat ihn schluchzend, nie wieder von seinem Tode zu sprechen. Seit diesem Tage verdoppelte ich meine kindliche Pflege für sein hohes Alter, und meine Liebe rang gleichsam mit der Natur. Ja, es ist mein süßer Trost, zu glauben, daß ich der Zerstörenden vielleicht einige Monden abgerungen. Aber endlich behauptete sie ihre Rechte über den mehr als achtzigjährigen Greis. Er sank auf's Krankenlager, und fühlte bald, daß es sein Sterbebett sei. Den Tag vor seinem Tode ließ er sich das Schreibzeug bringen, schrieb mit großer Anstrengung und zitternder Hand noch einige Zeilen, hieß mich sie in seiner Gegenwart versiegeln, machte die Adresse, und befahl mir dann den Brief, sammt einem Taufschein, den er mir einhändigte, sorgfältig zu bewahren.»

»Ich hoffte, er würde nun ruhiger werden, aber vergebens! es war nur allzu sichtbar, daß sein Todeskampf durch eine tiefe Sorge ihm erschwert wurde. Am letzten Morgen rief er mich an sein Bett, und sagte mit gebrochener Stimme: in meinem Pulte wirst du eine Rolle mit Dukaten finden, sie gehört dir. Nimm sie heraus, so bald ich todt bin, miethe dir einen Platz auf dem Postwagen, der hier wöchentlich durchgeht, und reise an denjenigen Ort, der auf dem Briefe angegeben ist, den du verwahrst. Dort suche den Mann auf, an den der Brief gerichtet ist; Gott wird sein Herz rühren, er wird für dich sorgen. — Mit Widerwillen schien er diesen Rath mir zu ertheilen; auch kam es mir vor, als wollte er noch eine Erklärung hinzufügen, denn es entfielen ihm noch manche abgebrochene Worte, und ein Geheimniß schien sein Herz zu drücken. Aber er schwieg, und als ich sah, daß er betete, schlich ich hinter sein Bett und weinte so still ich konnte. Nach einer Stunde nannte er meinen Namen, ich trat hervor und kniete an sein Bett. Er forderte meine Hand, und schloß sie in die seinige, die schon erkaltet war. Mit kaum vernehmlicher Stimme sprach er: gelobe mir der Tugend treu zu bleiben, sollte dich auch Gott durch die bitterste Armuth prüfen! — Ich konnte nicht sprechen — ich hob nur meine Hand schwörend zum Himmel auf! Da gab er mir seinen Segen, und betete für mich, und im Gebet verschied er sanft.«

Eine lange Pause unterbrach hier die Erzählung der Weinenden. Auch Theodor's Thränen flossen. Nur Florio,

der nie weinte, fühlte seine Brust unaussprechlich beengt, alles Blut stieg ihm zum Haupte, und alle seine Muskeln waren in krampfhafter Bewegung. Endlich ermannte sich Emma und fuhr fort:

»Ich erfüllte den Befehl des Entschlafenen pünktlich. Unter dem Schutz eines wackern alten Schirrmeisters kam ich mit der öffentlichen Post hier an, und fragte sogleich nach dem Kaufmann Schneider, an den mein guter Großvater seine letzten Worte schrieb. Aber in der ganzen Stadt war kein Mann dieses Namens zu finden, auch wußte sich Niemand zu erinnern, daß jemals ein solcher hier gewohnt. Mit Angst und Sorge ringend suchte ich ein wohlfeiles Wirthshaus, und bot in allen Zeitungen meine Dienste an: Vergebens! Niemand mochte eine Fremde bei sich aufnehmen, die keine Empfehlung aufzuweisen hatte.«

»Keine?« brummte Florio in sich hinein: »Sapperment! solch ein Gesicht,« wollte er eben hinzufügen, aber Theodor sah ihn ernst an, und er schwieg.

»Meine Barschaft ging zu Ende,« erzählte Emma weiter, »mein Vertrauen auf Gott wankte, ich betete nur noch, daß er mich vor Verzweiflung bewahren wolle. Wie in einem solchen Augenblick jenes Weib mich fand, mich an sich lockte, wissen Sie schon. Sie war die Erste, die sich eines Kaufmann Schneiders dunkel zu erinnern schien, und mir Hoffnung machte, ihn auszuforschen. Gestern trat sie freundlich in mein Zimmer, und wünschte mir Glück, denn wenn nicht Alles betrüge, so sei der Mann gefunden, den ich suchte. Zwar er selbst wohne in einer andern

Stadt, wenige Meilen entfernt, doch sein Sohn sei eben hier, und ich möchte keinen Augenblick versäumen, bei ihm nähere Erkundigung einzuziehen. Sie habe seine Wohnung erfahren, und wolle mich gern dahin begleiten.»

»Hastig sprang ich auf, bereit ihr zu folgen. Mein Herz klopfte, als wir das Haus jenes Bösewichts betraten, dessen Namen ich noch nicht weiß, und auch nie erfahren mag. Im Vorzimmer flüsterte meine Begleiterin dem Bedienten einige Worte in's Ohr. Sogleich öffnete er die Thüren; ich faßte mir ein Herz, trat näher mit meinem Briefe in der Hand, und glaubte, die Alte sei hinter mir. Aber sie war sogleich verschwunden, die Thüren wurden verschlossen, und die rohe Leichtfertigkeit, welche der Verworfene sich alsobald gegen mich erlaubte, ließen mich keinen Augenblick in Zweifel über den mir gespielten Betrug. Anfangs lähmte mich der Schrecken, ich war versteinert und konnte keine Silbe hervorbringen; doch seine Unverschämtheit gab mir die Besinnung, und ein Gedanke an die letzten Worte meines Großvaters die Kräfte wieder. Ach! fast waren auch diese erschöpft, als mein klägliches Geschrei Sie, edler Mann, zu meiner Rettung herbei rief.

Jetzt wissen Sie alles.»

---

4. Die gefährliche Schülerin.

Eine lange Pause folgte auf Emma's Erzählung. Sie arbeitete fort, und einzelne Thränen fielen auf ihr Nähzeug und zugleich auf Florio's Herz, der stumm ihr gegenüber saß und an seinen Nägeln kaute. Theodor, in sich gekehrt,

sann still auf Mittel, ihr zu helfen; denn so gern er auch selbst ihren Unterhalt ferner bestritten hätte, so fühlte er doch wohl, daß ihr Ruf, und auch der seinige darunter leiden würden.

»Haben Sie den Brief Ihres Großvaters geöffnet?« hub er endlich an.

»Nein.« —

»Wollen ihn auch nicht öffnen?« —

»Ich weiß nicht, ob ich recht thue.« —

»Mich dünkt ja, denn vielleicht gibt der Inhalt des Briefes Ihnen nähere Aufschlüsse über den Mann, den der Verstorbene hier suchte.«

Emma zog den Brief hervor. »Sie besitzen mein ganzes Vertrauen,« sagte sie zu Theodor, lesen Sie.«— Theodor entsiegelte den Brief, und las folgende wenige Zeilen.

Die Ueberbringerin dieses Briefes ist das einzige Kind meiner einzigen verstorbenen Tochter. Mehr weiß ich nicht zu sagen, und mehr wäre überflüssig, wenn bei ihrem Anblick nicht Ihr eigenes Herz für sie spricht. Erbarmen Sie sich der verlassenen Unschuld, und empfangen Sie dafür den Segen eines Sterbenden.

Ernst Traugott Thomasius,
Pfarrer zu Seligheim.

Diese Zeilen führten zu keiner weitern Aufklärung. Auch der Taufschein, den Emma vorwies, enthielt weiter

nichts: als daß an dem und dem Tage dem Pfarrer Thomasius zu Seligheim eine Enkelin mit Namen Emma geboren worden.

»Nun gleichviel,« sagte Theodor, »was liegt am Namen? und was konnten Sie in diesem verlornen Kaufmann Schneider finden? einen Verwandten? einen Freund? Beides haben Sie auch in mir gefunden. Vielleicht ist Jener reicher als ich, aber an gutem Willen Ihnen beizustehen hätte er mir es wahrlich nicht zuvor gethan. Darum sein Sie gutes Muthes, ich bin Ihr Bruder.«

»Und ich,« sagte Florio, indem er sehr ernst die Hand auf seine Brust legte. Es war schon spät, als beide das dankbare Mädchen verließen. Unten plauderten sie noch bis tief in die Nacht, oder vielmehr Theodor plauderte, denn Florio ging wie ein Träumender auf und nieder und antwortete mit Ja und Nein. Daß er bei seinen vornehmen Schülerinnen für Emma sich verwenden wolle, versprach er freilich, und es mochte ihm auch wohl Ernst damit sein; aber, ob er gleich überall, wohin er kam, an Emma dachte, und eigentlich nur an sie, so war es ihm doch unmöglich, ihren Namen über seine Lippen zu bringen. Mehr als einmal fing er an, den Eingang seiner Rede heraus zu stottern, doch immer brach er wieder ab, und legte sich, auch in den besten Familien, durch den Gedanken ein Schweigen auf: daß dieses Haus noch nicht gut genug sei, um ein Mädchen wie Emma aufzunehmen.

Im Grunde konnte er die Aussicht nicht ertragen, sie aus seiner eigenen Wohnung zu verlieren, sie unter Frem-

den zu wiſſen, wo er ſie nur ſelten und nie allein ſehen würde, ob er ſich gleich dieſen Beweggrund nie eingeſtand. Bisweilen überraſchte ihn wohl der Gedanke: Warum heiratheſt du ſie nicht? Doch ſein Widerwille gegen das Heirathen war noch zu tief gewurzelt, und eine ganze Schar von Spöttereien, die er oft ſelbſt über den Eheſtand ausgegoſſen, ſtellte ſich ihm ſogleich drohend in den Weg. Unzufrieden mit ſich ſelbſt, wie Jeder, der mit ſeinen Gefühlen im Streite liegt, wurde er mürriſch, vernachläßigte ſeine Geſchäfte, ließ ſogar nicht ſelten mehrere Tage lang den Staub auf ſeinem Klavier ſich ſammeln. Nur wenn Theodor ihm erzählte, daß er in ſeinen Bemühungen für Emma noch nicht glücklich geweſen, empfand er wider Willen eine geheime Freude; und nur wenn Beide Abends, wie ſie täglich zu thun pflegten, ein Stündchen bei ihr zubrachten, ſchlich ſich eine ſanfte Heiterkeit in ſeine Seele, die der Wüſtling nie vorher gekannt hatte.

Oft trug es ſich zu, daß Theodor plötzlich zu einem Kranken gerufen wurde, dann blieb Florio mit Emma allein. Anfangs war ihm das ſo ſüß und doch ſo peinlich, denn ſtumm und albern ſaß er ihr gegenüber, aber da ſie von ſeinen Empfindungen noch nichts ahnete, ſo gab ihre kindliche Unbefangenheit auch ihm nach und nach die Sprache wieder. Dabei war er ſo beſcheiden, ſo vorſichtig in der Wahl ſeiner Ausdrücke, ſo fromm und ſittſam, daß er nachher ſein Erſtaunen oft gegen ſich ſelbſt ſehr komiſch äußerte, und den neuen Menſchen in ihm gleichſam ſchüchtern um Er-

laubniß bat, ſich in einem Monolog durch einige ſeiner alten Lieblingsflüche für jenen Zwang zu entſchädigen.

Eines Abends, als Emma gerade trauriger geſpannt war, als gewöhnlich, Theodor ſich abermals entfernt hatte, und Florio's Troſtgründe erſchöpft waren, gerieth er auf den Einfall, ſie um Erlaubniß zu bitten, ſein Klavier auf ihr Zimmer bringen zu laſſen. Sie bewilligte das gern, und nun öffnete ſich ihm eine neue ſchöne Ausſicht in die Tiefe ihres Herzens. Emma hatte auf ihrem Dörfchen, außer den elenden Cantaten des Schulmeiſters vom Oſter- und Pfingſtfeſte, nie zuvor Muſik gehört; ein ungekanntes Entzücken ergriff ihre zarte Seele; jede ſanfte Harmonie fand in ihrem Buſen die verſchwiſterte Empfindung; mit feuchten Augen, offenen Lippen, ſog ſie die Töne in ſich, und die freundliche Zufriedenheit, die über ihr ganzes Weſen ſich verbreitete, that dem Künſtler ſo wohl, daß er ſeine einzige Zuhörerin nicht gegen einen Kaiſerhof vertauſcht hätte. Auch hatte er noch vor keinem Hofe, in keinem glänzenden Saale ſo ſeelenvoll geſpielt, als vor ihr, deren glühende Augen jeden herzerhebenden Accord ſo richtig dolmetſchten. Ohne es zu wiſſen, wurde ſie dem Manne herzlich gut, der ſo ſchöne, ſanfte Gefühle in ihr erregte, den tiefen Gram in der Bruſt ſo oft durch ſeine Harmonien wegzauberte. Mit Sehnſucht harrte ſie der Abendſtunde entgegen, in der er zu kommen pflegte und nie ausblieb; ja ſie ſah es nicht mehr ungern, wie anfangs, wenn Theodor abgerufen wurde, denn ſo lange er zugegen war, ſpielte Florio nicht, wenn gleich ſein Freund oft ſelbſt darum

bat. Es war ihm, als gehöre ſeine ganze Kunſt nur ihr, als werde ſie durch jeden fremden Zuhörer entweiht.

»Ach! wie glücklich,« rief Emma einſt begeiſtert aus, da Florio eben mit der tiefſten Gewalt ſeiner ſeelenvollen Kunſt fantaſirt hatte, »ach! wie glücklich muß man ſich fühlen, wenn man im Stande iſt, für jede Empfindung des Herzens raſch und ſicher den ihr entſprechenden Ton zu greifen; wenn man gleichſam ſelbſt den Vertrauten jedes Kummers ſich erſchafft, und jede Saite durch den Ausdruck verwandter Gefühle dem wunden Herzen Troſt zuliſpelt.«

»Es ſteht ja nur bei Ihnen,« ergriff Florio das Wort, »ſich ein Glück zu verſchaffen, für welches Sie einen ſo regen Sinn äußern. Mit Freuden will ich Ihr Lehrer werden.«

Emma erröthete, ihren geheimen Wunſch verrathen zu haben; da aber Ziererei ihr fremd war, und Florio ſein Anerbieten mit dringender Heftigkeit wiederholte, ſo nahm ſie es dankbar an. Welche Gefahr für beide daraus erwachſen könne, daran dachten beide nicht. Der Unterricht wurde mit einem Eifer angefangen, als ob Emma ſchon im nächſten Concert ſich hören zu laſſen verſprochen hätte.

Es bleibt immer gefährlich, einen jungen Mann zum Lehrer eines jungen Mädchens zu wählen, doch am gefährlichſten, wenn Muſik der Gegenſtand des Unterrichts ſein ſoll. Denn nicht allein ſetzt ſchon die Zauberei der Tonkunſt Marmorherzen und Marmorbuſen in Bewegung, ſondern es laſſen ſich auch kleine Vertraulichkeiten nicht vermeiden, welche den Körper ſanft beſchleichen, indeſſen die Seele in Harmonien ſich auflöſt, und ihre Hülle zu bewachen vergißt.

Emma und Florio machten dieſe Erfahrung, und zwar beſonders bei Gelegenheit der Anweiſung zum Setzen der Finger auf dem Klaviere. Bekanntlich nimmt jeder Schüler ſich anfangs ungeſchickt dabei; der Lehrer iſt oft genöthigt, ihm die Finger auseinander zu ſpreiten, und jedem derſelben die ihm gebührende Taſte anzudeuten. Man hat zwar ein Hilfsmittelchen erfunden, um die Sache zu erleichtern, indem man nämlich Zahlen über die Noten ſetzt, durch welche man die verſchiedenen Finger bezeichnet; aber Florio hatte dieſes Mittel verſchmäht, und ließ ſich die Mühe nicht verdrießen, alle Augenblicke nach Emma's irrender Hand zu greifen, ſie während einer mündlichen Demonſtration feſt in der ſeinigen zu halten, und endlich ihre zarten Finger, einen nach dem andern, bedächtig auf die Taſten zu drücken.

Ein ſolches Handgemeinwerden führt gewöhnlich bald zur Herzgemeinſchaft, beſonders, wenn viel dabei geredet wird, nämlich mit den Augen, denn der Mund gehört in dieſer Epoche noch nicht zur Sache. An Unterſtützung durch Augenſprache ließ Florio es auch nicht fehlen, und Emma — obgleich noch vor wenig Tagen ihr dieſe Sprache ſo fremd geweſen war, als das Chaldäiſche, konnte ſie bald ſehr geläufig wenigſtens verſtehen, prahlte aber gar nicht mit ihrer Gelehrigkeit, ſondern ſuchte ſie vielmehr zu verbergen. Das Letztere würde ihr ſchwerlich gelungen ſein, wäre nicht Florio wirklich ſehr verliebt, und folglich blind geweſen.

Zu ſeinem größten Verdruß machte ſie in der Muſik ſehr ſchnelle Fortſchritte, und hatte ſchon in ein paar Tagen

das Setzen der Finger so vollkommen begriffen, daß sie seiner Nachhilfe nicht mehr bedurfte. Bei ihm hingegen wuchs mit jedem Tage das Bedürfniß, in leise Berührung mit ihr zu kommen, und da leider seine Lehrerpflicht ihn nicht mehr dazu nöthigte, so rückte er wenigstens, bei Ertheilung des Unterrichts, seinen Stuhl so nahe als möglich an den ihrigen, und unter dem Vorwand, ihr über die Achsel zu schauen, berührte sein Kinn nicht selten ihren Schwanenhals, und seine Wange wurde durch die Bewegung ihres Hauptes von ihrem lockichten Haare gestreichelt. Durch diese sanfte Empfindung einst übermannt, wagte er es, einen Kuß auf ihren Nacken zu drücken. Seine Absicht war freilich, dieser Kuß solle nur verstohlen, wie ein Zephir, der sich durch die Locken stiehlt, ihren Hals berühren; doch einen Kuß gehörig abzumessen, ist weit schwerer als eine Gradmessung, und Florio's Lippen verweilten nicht allein zu fest, sondern auch viel zu lange auf dem warmen Schnee, so daß Emma, so gern sie auch gewollt hätte, seine Kühnheit unmöglich länger ignoriren konnte. Sie wandte sich um, und sah ihn mit einer Mischung von Ernst und Wehmuth unbeschreiblich rührend an. Florio ertrug diesen Blick nicht, er schlug die Augen nieder, und es kam für diesmal zu keiner weitern Erklärung.

Indessen wurde die Eisrinde der Weiberscheue, die sein Herz umgab, mit jedem Tage dünner, und es bedurfte nur noch eines lauen Lüftchens, um sie vollends zu zerbrechen. Diese letzte Erschütterung führte das bekannte Lied

herbei: Ach, was ist die Liebe für ein süßes Ding! Er, oder vielmehr der schalkhafte Amor, hatte es der Schülerin zur Uebung im Singen vorgelegt, und Emma hatte es so fleißig eingeübt, sang es so lieblich, daß es unmöglich war, an der Süßigkeit des Dinges zu zweifeln.

»Recht gut,« sagte Florio in großer Verwirrung, als sie den Gesang geendigt hatte, »es fehlt nur noch hie und da am Ausdruck — sehen Sie diese Stelle — und diese — besonders muß das Wort Liebe mehr gezogen, mehr gehaucht werden — O ich bitte, wiederholen Sie es noch einmal.« — Emma gehorchte. Sie zog und hauchte das Wort Liebe so tief in sein Herz, daß er plötzlich aufsprang, und mit komischem Zorn ausrief: »Ich weiß aber auch gar nicht, warum ich Ihnen nicht schon längst gesagt habe, daß ich Sie liebe?«

Emma erglühte, stand zitternd auf, band eine Blume fest, suchte eine Nähnadel auf der Erde, und machte sich allerlei zu schaffen, was ihr das Auf- und Anblicken ersparen konnte; an das Antworten war vollends gar nicht zu denken. Florio sah ihr lange in heftiger Bewegung zu, und sagte endlich (um ihr einen Vorwurf zu machen, der aber in die sanfteste Bitte ausartete), »Sie antworten mir nicht?«

Emma brach in Thränen aus. »Ich bin ein armes, sehr armes Mädchen,« sagte sie, »was soll, was darf ich Ihnen darauf erwiedern?«

Mit diesen Worten floh sie aus der Thür, die Treppe hinab zu Madame Saalfeld, um — Zwirn bei ihr zu

holen; ein beſſerer Vorwand fiel ihr in der Eile nicht bei. Florio ſtand noch eine Weile mitten im Zimmer, ſtampfte mit den Füßen, rief: »nun iſt's vorbei!« ſchwur: »ich will ſie auch nicht länger lieben!« und rannte hinunter auf die Straße, um den erſten, der ihm begegnen würde, mit dem Ellenbogen aus dem Wege zu ſtoßen.

5. Die Feuersbrunſt.

So ſehr es auch dem armen Florio bei ſeinem haſtigen Schwur mit dem Wollen Ernſt ſein mochte, ſo ſtand doch das Vollbringen nicht mehr in ſeiner Macht. Er verſuchte einige Mal den Amor in Bacchus Armen erdrücken zu laſſen, aber ein berauſchtes Herz macht jeden andern Rauſch zuwider; der Johannisberger ſchmeckte ihm nicht mehr. »Mir iſt ein großes Unglück wiederfahren,« ſagte er zu Theodor, »ich bin in allem Ernſt verliebt, und zwar in ein Frauenzimmer.«

»So heirathe ſie,« war des lächelnden Freundes Troſt.

»Schon wieder heirathen! — freilich, du haſt Recht; um die Liebe am ſicherſten los zu werden, darf man das Mädchen nur heirathen, ſo iſt gewiß in wenig Monden die Ruhe wieder hergeſtellt, aber eine Grabesruhe.«

»Sinnlicher Menſch!« erwiederte Theodor, »haſt du gut gewählt, ſo wird gerade dann, wenn das Verliebtſein aufhört, die wahre Liebe beginnen. Das behagliche Gewöhnen an einander; das ſüße Gefühl, ſich wechſelſeitig unentbehrlich zu ſein; das Unſchmackhafte jeder allein

genossenen Freude; das Hinwegsehnen aus großen Zirkeln zur traulichen Mittheilung, wo die Gedanken kaum der Worte bedürfen; die erquickende Ueberzeugung: es lebt ein Wesen, dem ich Alles bin! ich habe meine Seele verdoppelt —»

»Bist du bald fertig?» unterbrach ihn Florio mürrisch. »Ich könnte deine poetischen Floskeln durch eine Menge Epigramme beantworten, aber ich bin jetzt nicht aufgelegt dazu.» (Eigentlich hätte er sagen sollen: ich bin jetzt nicht witzig; denn in der That hatte ihm die Gewalt der Liebe, wie dem Herrn Falk die Gewalt der Eitelkeit, den Witz über alle Berge entführt.) »Ja,» fuhr er fort, »ich will hinaus in die weite Welt! ich will ihr zeigen, daß ich ohne sie leben kann.»

»Aber auch ohne sie glücklich sein?» fragte Theodor schlau. Ohne zu antworten, setzte der verliebte Freund sich an sein Schreibepult, und schrieb einen langen Brief an einen vormaligen Universitäts-Freund, einen reichen Edelmann, der seitdem Hofmarschall an einem benachbarten Hofe geworden war.

»Vermuthlich, Herr Bruder,» so drückte er in seinem vormaligen Studenten-Tone sich aus: »Bist du in deinem jetzigen Amte auch das Oberhaupt einer Kapelle. Kannst du mich brauchen, so laß mich geschwind kommen; du hast mich wohlfeil, denn ich will nur fort von hier.»

Mit umgehender Post traf die Antwort ein: Ew. Hochedelgeboren geehrtes Schreiben habe richtig empfangen.» Weiter las Florio nicht. Er warf den Brief mit

einem Fluch in's Feuer. »Elender Menſch!« rief er aus, »ich habe ihm beim Baden das Leben gerettet. Hol' ihn der Teufel!«

Eigentlich war der Schritt, den er gethan, ganz überflüſſig, denn wollte er durchaus den Ort ſeines Aufenthaltes verlaſſen, ſo durfte ein ſo geſchickter Künſtler ja nur eine Zeit lang auf ſeine Kunſt reiſen, und konnte eines reichlichen Erwerbes gewiß ſein. Es fehlte ihm auch keineswegs am Selbſtvertrauen; woran es ihm aber eigentlich fehlte, das war der ernſte Wille, ſich zu entfernen. Nur um ſich ſelbſt zu täuſchen, hatte er ein Schnippchen in der Taſche geſchlagen. Wäre auch des Hofmarſchalls Antwort völlig erwünſcht ausgefallen, er würde dann noch immer einen Vorwand gefunden haben, ſich ſelbſt von ſeinem raſchen Gelübde zu entbinden. Um ſo willkommener war ihm jetzt die Hochadeliche Erbärmlichkeit.

»Ich brauche den Menſchen nicht,« ſprach er, ſich abermals täuſchend, »ich brauche Niemanden. Dem Mädchen zum Trotz will ich hier bleiben, ja ich will ſogar fortfahren, ihr Stunden zu geben, und das Gefühl meines eigenen Werthes ſoll mich vor jeder Thorheit ſchützen.«

Mit dieſem heroiſchen Entſchluß im Kopfe, aber nicht im Herzen, ſetzte er ſeine Beſuche bei Emma muthig fort, und hielt ſich eine Zeit lang tapfer. Ihre anfängliche Verlegenheit ſchien ihm ſogar ein Triumph. »Sie wartet wohl nur darauf,« dachte er mit einer Art von verliebtem Grimm, »daß ich ihrer Eitelkeit ein neues Opfer bringen

soll? aber daraus wird nichts. Von mir soll sie künftig, außer dem Taktschlag, wenig hören.»

Es war allerdings nicht ganz ohne, daß Emma insgeheim einer neuen Erklärung entgegen sah, aber, wie sie steif und fest glaubte, nur um sich dafür zu fürchten und noch einmal davon zu laufen. Als sie nach und nach sich überzeugte, daß sie in diese Verlegenheit nicht mehr kommen werde, regte sich ein kleiner Unwille in ihrer Brust, den sie hinter kalter Höflichkeit zu verbergen strebte. So fingen die Stunden des Unterrichts an, etwas peinlich zu werden; man kürzte sie ab, man wurde sich fremder, man täuschte sich wechselseitig durch ein kindisches Schmollen.

Arme Emma! auch in dein unerfahrenes Herz war der Pfeil der Liebe gedrungen, dein künftiger Unterhalt nicht mehr dein erster Kummer. Oft weintest du jetzt in deiner Einsamkeit und schämtest dich zu weinen, denn dein Gewissen sprach laut: »diese Thränen fließen nicht mehr um den Großvater.»

In einem solchen gefährlichen Augenblick, in dem das Herz in ihren Augen schwamm, überraschte sie Florio, fand sie in ihrer Schwermuth reizender als jemals, und seine Liebe brach um so heftiger aus, je gewaltsamer bis jetzt sein Bestreben gewesen, sie zurück zu zwingen. Er stürzte zu ihren Füßen, er drückte sie in seine Arme, er bedeckte sie mit heißen Küssen. Sie wollte sich loswinden, entfliehen, ihr mangelten die Kräfte, ihr vergingen die Sinne, und ohne zu wissen, was sie that, mit dem Ausruf Gott! Gott! erwiederte sie glühend Einen seiner Küsse.

Bis zu dieser gefährlichen Minute hatte ihr Schutzengel müßig die Bewachung der Unschuld dem eigenen reinen Herzen überlassen. Jetzt schwebte er herbei, sah die Gefahr, erschrack und rauschte mit seinem Flügel, daß die verwandten Geister es vernahmen. Feuer! Feuer! schrie man plötzlich auf der Straße, die Trommel wirbelte, die Glocke erschallte dumpf, das Zimmer wurde gräßlich hell, das Haus gegenüber stand in Flammen. Die Liebenden fuhren aus ihrem Taumel auf. »Helfen Sie! retten Sie!« kreischte Emma, und fort stürzte Florio, der Glückliche, hinüber in das brennende Haus. Emma sah es, zitterte, weinte, bebte, vergaß der eigenen Gefahr, und heulte zum Fenster hinaus: rettet ihn! rettet ihn!

Eben als die letzte Kraft sie zu verlassen drohte, und sie sich noch bebend an die Fensterstäbe klammerte, taumelte Florio aus dem zusammenstürzenden Gebäude mit dem einzigen Kinde der Nachbarin auf dem Arme. Emma sah es, und mit den Worten: »Gott sei gelobt!« sank sie ohnmächtig vom Fenster auf den Boden.

Indessen hatten wirksame Anstalten die Flamme verhindert, weiter um sich zu greifen. Als Emma erwachte, war alles still geworden, die Straße leer, ja sie würde die ganze Begebenheit für einen Traum gehalten haben, wenn nicht der aufsteigende Rauch und die leere Brandstätte die Wirklichkeit derselben bezeugt hätten.

Aber was ist aus Florio geworden? habe ich ihn wirklich ein Kind aus dem Hause tragen sehen? warum kam er nicht zurück? — wer beantwortete ihr diese Fragen? —

ihre Angſt wuchs mit jedem Augenblicke — ſie konnte nicht länger allein bleiben, ſie wankte hinunter zu Madame Saalfeld, wo ſie noch Alles in größter Beſtürzung fand. Ihr erſtes Wort würde eine Frage nach Florio geweſen ſein, hätte nicht jungfräuliche Scham ihr die Lippe verſchloſſen. Mit ſeinem Namen, ſo kam es ihr vor, verrieth ſie auch ihr Geheimniß.

Glücklicherweiſe war die Witwe ſelbſt zu voll von des Jünglings edler, kühner That. »Wiſſen Sie ſchon,« rief ſie der Koſtgängerin entgegen, »unſer Hausgenoſſe Florio hat mit Gefahr ſeines Lebens des Nachbars Kind gerettet.«

»Das lohne ihm Gott!« ſtammelte Emma.

»Ja, das wird, das muß er ihm lohnen,« rief Madame Saalfeld aus, »da er noch obendrein jede andere Belohnung ausſchlägt.«

»Welche?«

»Der reiche Nachbar, in der erſten Freude, ſein einziges, ſchon verloren geglaubtes Kind in ſeine Arme zu ſchließen, hat dem Retter ſein halbes Vermögen angeboten, aufgedrungen, aber vergebens. Sie ſind mir gar nichts ſchuldig, hat Florio geſagt, ich war ſo glücklich gerade in dem Augenblick, als die Flamme ausbrach, nur dieſes Glück gab mir den Muth; Sie haben des Kindes Rettung wahrlich nicht mir zu danken, und damit iſt er fortgegangen, ohne ſich näher zu erklären.«

Emma's Wange färbte ſich hochroth, und ihr Gefühl bei dieſen Worten war unbeſchreiblich. Jetzt konnte Florio's

Bild nie wieder aus ihrem Herzen weichen, denn immer ſah ſie ihn, von Rauch geſchwärzt, mit dem Kind auf dem Arme, zu deſſen Rettung ihr Kuß ihn befeuert hatte. Ha! wenn ſchon jede tapfere, männliche That die Neigung eines Weibes zu beſtechen vermag, wie viel mehr dann, wenn es ſich ſagen darf: ich war es, die ſolche edle Kühnheit ihm einhauchte. Madame Saalfeld war unerſchöpflich in dem Lobe des braven Mannes (wie ſie ihn, als Gegenſtück zu Bürgers Ballade, nannte), und Emma hörte ſo gern ihr zu, ſo gern, daß ſie darüber ſogar zu fragen vergaß: was denn eigentlich aus dem braven Manne geworden ſei? — Von ungefähr ließ Madame Saalfeld die Worte fallen: »wenn er nur davon kommt!«

Todtenbleich und ſtammelnd wiederholte Emma die ſchrecklichen Worte: »davon kommt? iſt er denn verwundet?«

»Das Feuer,« ſagte die Witwe, »hat ihn übel zugerichtet, und ein brennender Balken ihm, wie ich höre, die linke Schulter gequetſcht.«

Eine zweite Ohnmacht würde jetzt die Liebende umſchleiert haben, wäre nicht glücklicherweiſe in dieſem Augenblicke Florio mit den Worten hereingetreten: »Nun nun, ſo arg iſt es nicht geweſen.« Ihrer Empfindung nicht Meiſter, ſchrie ſie laut auf, der entwichene Glanz ihres Auges kehrte verdoppelt zurück, und ohne die Gegenwart der Witwe würde ſie ihm an den Hals geflogen ſein, das Feuermahl auf ſeiner Wange durch ihre Küſſe noch mehr entzündet haben. Er ſollte erzählen, er that es ſo anſpruchlos, und

fügte jedesmal, wenn von dem, was er gewagt, die Rede war, die Bemerkung hinzu: »ich darf mich wahrlich des Wageſtücks gar nicht rühmen, denn geſtern hätte ich es ſchwerlich vollbracht, ja, noch vor wenigen Stunden,« — (ein flüchtiger Blick, nur für Emma bemerkbar, deutete dies Bekenntniß) — »Was iſt der Menſch!« fuhr er fort, »wenn der Leib geſund und die Seele heiter iſt, ſo verrichtet er ſpielend Dinge, die man ihm für Heldenthaten anrechnet, und im Grunde war es nur die aufgeregte Kraft, welche die Maſchine in Bewegung ſetzte. Heute hätte ich für jeden Bettler mein Leben gewagt — vielleicht würde ich es auch morgen thun,« ſetzte er mit einem zärtlichen, auf Emma ruhendem Blick hinzu.

Sie verſtand ihn und ſchlug die Augen nieder. Es wurde ſpät, und Florio, fröhlich ſchwatzend, ging noch immer nicht. Daß ihn ſeine Schulter heftig ſchmerzte, davon ſagte er kein Wort. Das Glück, geliebt zu werden, welches er ſo deutlich in Emma's Augen las, verſtattete keiner andern Empfindung Raum. — Sie fühlte wohl, daß es unſchicklich ſei, länger zu verweilen. Mehr als Einmal ſtand ſie im Begriff aufzubrechen, aber eine dunkle Ahnung ſagte ihr jedesmal: er wird dich begleiten, du wirſt allein mit ihm ſein, und wo nähmeſt du heute die Kraft her, dem ſtürmiſchen Liebhaber zu widerſtehen? — Sie hatte ganz recht vermuthet. Florio, der ſonſt ſo edle Jüngling, den nur ſinnliche Leidenſchaft und verkehrte Begriffe von den Weibern zu einer Schlechtigkeit hinreiſſen konnten, Florio wich nicht von der Stelle, war entſchloſſen ſeinen Sieg zu

verfolgen, geſchähe es auch auf Koſten einer gemordeten Unſchuld.

Noch Einmal wachte ihr Schutzengel. Schon wollte ſie — ihre Furchtſamkeit als Folge des Schreckens vorſchützend — die Witwe um Erlaubniß bitten, dieſe Nacht bei ihr zuzubringen, allenfalls auf einem Stuhle; als Theodor hereintrat, der ſeinen Freund überall vergebens geſucht hatte. Er flog auf ihn zu, er lobte ihn nicht, aber er drückte ihn brüderlich an ſein Herz und wiſchte ſich Thränen aus den Augen. Dann fragte er ängſtlich nach ſeinem Befinden. »Nun da haben wir den Herrn Doktor,« ſagte Florio lachend, »er trifft mich heiter in der beſten Geſellſchaft, und fragt noch wie ich mich befinde. Geh nur, mein Freund, bei mir iſt nichts zu verdienen, ich fühle mich enorm geſund.«

»Dies Gefühl täuſcht bisweilen,« erwiederte Theodor, »iſt oft nur Wirkung geſpannter Nerven. Ich habe mit dem Wundarzt geſprochen, der dich verbunden hat, er war nicht außer Sorgen; d'rum erlaube mir deinen Puls.« — Mit dieſen Worten griff er ihm nach der Hand, die Florio vergebens wegzuziehen ſtrebte. »Dachte ich's doch,« fuhr Theodor fort, »du haſt ein ſtarkes Wundfieber. Ich bitte dich, folge mir ſogleich auf unſer Zimmer, du mußt dich zu Bett legen, Arzeneien nehmen.«

Alles Proteſtiren des Patienten, alle Verſicherungen, daß er nie in ſeinem Leben ſich ſo wohl befunden, als eben heute, halfen zu nichts. Theodor befahl, Madame Saalfeld überredete, Emma bat, Florio fluchte, und wurde im Ernſt

bitterböſe auf ſeinen läſtigen Freund; aber dieſer erklärte mit Feſtigkeit: »du kannſt mich ſchlagen, wenn es dir beliebt; aber bei Gott! ich weiche nicht eher von deiner Seite, bis ich dich zur Ruhe gebracht.«

»Zur Ruhe!« wiederholte Florio mit höhniſchem Lachen, »nun, du verdammter ruhiger Menſch! ſo komm und ſchneide mir die Gurgel ab!«

---

6. Die Freiſtatt.

Ruhiger, doch keineswegs beruhigt, hatte auch Emma nun in ihrem Dachſtübchen ſich verſchloſſen. Durch die Begebenheiten des verfloſſenen Tages war das ſechzehnjährige Mädchen plötzlich um zwei Jahr älter geworden; ihr Herz hatte ſich entfaltet, ſie liebte — und ſie wußte, daß ſie liebte. Von dieſem gefährlichen Augenblicke pflegte ihr guter Großvater oft zu ſprechen, und ſie mit einer Wehmuth dafür zu warnen, die jedesmal helle Tropfen an ſeine grauen Wimper hing. Damals hörte ſie ihm mit kindlicher Aufmerkſamkeit zu, ohne ihn zu verſtehen; ja, ſie wunderte ſich wohl im Stillen, warum der gute Alte, gerade dann, wenn er von der Liebe ſpreche, ſo bewegt werde, da die Liebe doch im Evangelio geboten ſei. Jetzt verſtand ſie ihn, und als die Mitternachtsſtunde ſchlug, war es ihr, als träte ſein Geiſt vor ſie hin, und ſpräche wie vormals: „Kind, ſobald du einem Manne deinen Kuß nicht mehr verweigern kannſt, ſo ſei nie mit ihm allein! verſprich es mir bei der Aſche deiner unglücklichen Mutter und bei meinem eigenen nahen Grabe!« — Mit einem Thränenſtrom verſprach ſie damals

alles, nicht als hätte sie von der Gefahr, vor welcher sie gewarnt wurde, auch nur die leiseste Ahnung empfunden; aber der Großvater war so feierlich, er sprach von seinem Grabe, er nannte ihre Mutter unglücklich, was er sonst nie that, ja der Ausdruck schien ihm wider Willen entschlüpft zu sein; ein dunkles Gefühl sagte ihr, dieses Unglück müsse wohl in Verbindung mit jener gefährlichen Liebe gestanden haben; darum wünschte sie herzlich dergleichen nie zu empfinden, und die ganze feierliche Scene hinterließ einen tiefen Eindruck in ihrem jungen Herzen. Dieser Eindruck wurde plötzlich wieder lebendig; sie sah den Greis mit gefalteten Händen vor sich stehen, sie hörte seine warnende Bitte; die eben verlöschende Lampe, die Dunkelheit, die sie jetzt umgab, vermehrten ihre Seelenangst; sie sank an ihrem Lager auf die Knie und betete mit frommer Innigkeit um Rath und Stärke.

Ihr Gebet blieb nicht unerhört; früher als am Horizont dämmerte es in ihrer Seele, und als der erste Strahl der Sonne den Rosenstock vor ihrem Fenster traf, da war bereits ein muthiger Entschluß gefaßt, und eine sanfte Heiterkeit verscheuchte von der blassen Wange die Spuren der durchwachten Nacht. Kaum konnte sie die Stunde erwarten, in welcher die Magd ihr Thee zu bringen pflegte. Sie sandte sogleich hinunter zu Theodor, und ließ ihn bitten, ihr einige Minuten zu schenken.

Er kam. Er bemerkte ihre Bläße. »Sind Sie krank?« fragte er hastig. Eine Röthe überflog ihre Wange, sie suchte sich zu ermannen, sie kämpfte mit der Scham. Eine pein-

liche Stille herrſchte einen Augenblick. »Wirklich Sie ſind krank,« ſagte Theodor, und wollte ihre Hand faſſen. Sie zog ſie haſtig zurück.

»Nicht doch,« hub ſie an, »ich befinde mich wohl; nur was ich Ihnen zu ſagen habe, mein Freund, mein Bruder! ſetzt mich in dieſe fieberhafte Bewegung. Seit mehreren Wochen bin ich nun in dieſem Hauſe, verdanke Ihnen meinen Unterhalt. So kann, ſo darf es nicht länger bleiben. Ihnen die Gründe anzugeben, wäre überflüſſig bei Ihrer zarten Denkungsart. Darum beſchwör' ich Sie zum letzten Mal, verſchaffen Sie mir einen Dienſt, wäre es auch nur als Magd bei einem Handwerksmann. Sie ſehen mich entſchloſſen, lieber die niedrigſten Arbeiten zu verrichten, als länger Ihre Güte zu mißbrauchen.«

»Mein Gott, ja doch,« erwiederte Theodor, »ich gebe mir täglich Mühe, haben Sie nur Geduld — vielleicht bald —«

»Ach!« rief ſie aus, »ich muß auf die Gefahr, Ihnen zu mißfallen, grillenhaft zu ſcheinen, feſt erklären, daß ich noch heute dies Haus verlaſſe, können Sie mich nirgend unterbringen, nun ſo übergebe ich mich dem Schutze Gottes! ich habe noch drei Dukaten, damit ſetze ich mich auf die Poſt, fahre von Dorf zu Dorf und ſuche mir Brot bei einem Bauer. Ich verſtehe die Landwirthſchaft, ich bin unverwöhnt; hat nur irgend ein ehrlicher Landmann Vertrauen zu mir, es ſoll ihn nicht gereuen.«

Vergebens drang der erſtaunte Theodor in ſie, ihm den Beweggrund eines ſo raſchen Entſchluſſes zu entdecken,

von dem sie noch gestern keine Ahnung gehabt zu haben schien. Alles was er, durch Ernst und Bitten, von ihr herauszupressen vermochte, waren die Worte: »Sie haben mich von einem Bösewicht errettet; ich beschwöre Sie, retten Sie mich jetzt vor mir selbst!«

Dies halbe Bekenntniß, das mit einer Art von Schauder gewaltsam aus ihrer Brust hervordrang, gab dem Arzte plötzlich Licht über ihr seltsames Betragen. Zwar hatte Florio ihm nichts verrathen, denn trotz seiner sogenannten Grundsätze, hielt eine heimliche Scham ihn zurück, seine leichtsinnigen Hoffnungen dem strengen Freunde zu vertrauen; allein der sonderbare Widerwille, den er gestern äußerte, ihm zu folgen, entschlüpfte Winke, und endlich in der Nacht, während eines ziemlich starken Wundfiebers ausgestoßene Worte, verbunden mit ältern Bemerkungen, die ihm erst jetzt auf's Herz fielen, ließen das Geheimniß ihn errathen. Emma's unwillkürlicher Ausruf gab seiner Vermuthung neue Stärke. Alsobald drang sein scharfsehender Blick in das Innere ihrer reinen Seele, er betrachtete sie mit einer Art von Ehrfurcht, faßte ihre Hand, drückte sie herzlich, und sagte: »Sein Sie ruhig, seit einigen Tagen schon habe ich Hoffnung, Ihnen in Kurzem einen Platz zu verschaffen, den ich Ihrer Lage für angemessen halte, wenn nur nicht —«

»Gleichviel welcher!« unterbrach ihn Emma hastig, »aber nicht in Kurzem, heute! heute! sonst kommt Ihre Hilfe zu spät!«

Theodor verstand sie wohl, und gern hätte er auf der Stelle den Grund ihrer Aengstlichkeit hinweggeräumt, hätte es nur mit jener zarten Schonung geschehen können, die er jetzt ihr doppelt schuldig zu sein glaubte. Vielleicht noch heute, begnügte er sich ihr zu sagen, und lenkte dann das Gespräch auf andere Gegenstände, natürlich zuerst auf das Haus, das gegenüber noch in rauchenden Trümmern lag. »Ich habe das Kind besucht,« sagte er hingeworfen, »es hat außer dem Schrecken nichts gelitten. Auch mein Freund wird höchstens nur drei oder vier Tage das Bett hüten müssen, denn er hat noch ein starkes Fieber, ist aber übrigens ganz außer Gefahr.«

Die Wirkung dieser Nachricht hatte der schlaue Arzt richtig berechnet. Eine sichtbare Verwirrung überfiel das arme Mädchen, als Florio's Name genannt wurde. Aber sie erholte sich bald. Die doppelte Gewißheit, daß Florio nicht in Gefahr sei, und doch sie auch nicht besuchen könne, beruhigten sie augenscheinlich, sie sprach jetzt mit zunehmender Fassung von ihrer Zukunft, und als Theodor sie verließ, wiederholte sie zwar noch einmal ihre Bitte um schleunige Entfernung aus diesem Hause, fügte aber doch hinzu: ein paar Tage wolle sie sich noch gedulden, nur nicht länger. Der Arzt unterdrückte ein Lächeln und ging.

Wirklich hatte er seit einigen Wochen einen Plan zu ihrer Versorgung entworfen, und nur noch nähere Nachrichten von dem Manne einzuziehen gesucht, dem er sie anvertrauen wollte. Dieser Mann hieß Robert, und war

Inſpektor des Stadtgefängniſſes, in welchem muthwillige oder unglückliche Schuldner eingekerkert wurden. Seit mehr als dreißig Jahren verwaltete er ſein Amt mit Redlichkeit und Menſchenliebe, Böſewichtern ihr Schickſal nicht erſchwerend, Unglücklichen es gern erleichternd. So war er ein Greis geworden, ſeine Gattin ihm längſt vorangegangen, und nur eine Tochter ihm übrig geblieben, des Vaters Ebenbild, die ihn fromm und kindlich pflegte, ja bei des Alters zunehmender Schwachheit die Beſorgung der Gefangenen menſchenfreundlich mit ihm theilte. Dieſe Tochter hatte er jetzt vor Kurzem verheirathet, und wenige Wochen nachher lernte ihn Theodor kennen, da er, wegen einer Krankheit, der er ſelbſt keinen Namen zu geben wußte, den Arzt zum erſten Mal in ſeinem Leben zu ſich rufen ließ.

Theodor bemerkte bald, daß eigentlich eine Gemüthskrankheit den guten Alten peinigte, und ſagte es ihm. »Sie mögen wohl Recht haben,« verſetzte der Greis, »ich mache mir ſelbſt Vorwürfe über einen Kummer, den ich nicht bemeiſtern kann. Ich habe mein einziges Kind, fünf Meilen von hier, an einen wackern Mann verheirathet. Darüber ſollte ich mich freuen, denn meine Tochter iſt glücklich; aber ich, Herr Doktor, ich habe Alles verloren! Man pflegt wohl einen Vater zu beneiden, wenn es ihm gelingt, ſein Kind gut zu verſorgen, und freilich ſoll der Vater nur auf deſſen Glück dabei Rückſicht nehmen. Nun das habe ich auch gethan, aber lieber Gott! ich bin nur ein Menſch. Die ganze Freude meines Lebens iſt dahin! meiner Tochter

Hochzeittag war mir bitterer, als mit Gottes Hilfe einſt mein Sterbetag ſein wird. Ich habe ihr das nicht merken laſſen, nein, behüte mich der Himmel! ich will ihr Glück nicht trüben. Ich habe ſtandhaft ausgehalten, und habe noch gelächelt, als ſie in den Wagen ſtieg. Aber als der Wagen durch die Pforte rollte, und ich nun in meine verödete Wohnung zurückkehrte, da fiel mir eine Zentnerlaſt auf's Herz, und die liegt auch noch darauf!»

»Lieber Alter!» ſagte Theodor gerührt, »wenn Ihre Tochter ſo nahe iſt, ſo wird ſie ja oft zum Beſuch —»

»O ja,» unterbrach ihn der Greis, »ſie wird kommen, einmal, zweimal des Jahrs, das werden erquickende Tage für mich ſein. Aber es iſt doch nun alles anders. Ich hatte mich ſo an ſie gewöhnt — Niemand kann es mir jetzt recht machen, denn ſelbſt wenn dies und jenes beſſer geſchieht, ſo iſt es doch anders, als ſie es zu machen pflegte. Und dann, Herr Doktor, es lebte doch ein Geſchöpf auf der Welt, dem ich Alles war; jetzt iſt das vorbei, ihr Mann, ihre Kinder werden ihr Alles ſein, und der Vater ſteht allein, ein abgeſtorbener Baum. Ich weiß wohl, das muß ſo ſein, die Natur hat das weislich ſo gemacht, und ich murre nicht: aber iſt es denn meine Schuld, daß ich dem Gefühl unterliege? daß ich mir elender vorkomme, als irgend Einer der Gefangenen, die in dieſen Mauern ſeufzen!»

Seit Theodor ſeine Kunſt praktiſch übte, war es immer ſein Beſtreben, der Freund ſeiner Patienten zu werden;

nicht selten war es ihm gelungen, und nicht selten hatte er Wunderkuren vollbracht, indem er sie durch Mittel heilte, die in keinem dispensatorio stehen. Auch hier sah er wohl ein, daß seine Pulver und Tränkchen mehr verderben als nützen würden; einen Ersatz für das Verlorene mußte er dem Greise schaffen, sonst verzehrte ihn der stille Gram. Sein erster Gedanke fiel auf Emma. Aber es war leichter der Tochter Stelle zu besetzen, als dem Vater glaubend zu machen, daß sie wiederum besetzt sei. Er berührte diese Saite einigemal, doch der Alte äußerte entschiedenen Widerwillen gegen neue Bekanntschaften. »Ich glaub' es wohl,« sagte er, »Sie würden mir ein gutes Kind zuweisen, aber brächten Sie mir auch einen Engel vom Himmel, es wäre doch nicht meine Christel.« — Theodor brach für's Erste ab, besuchte ihn aber täglich, verschrieb ihm wenig, plauderte mehr mit ihm, und machte sich dem Greise bald so unentbehrlich, daß dieser ihm mit einem Händedruck versicherte: »ich kann die Stunde kaum erwarten, wo Sie zu kommen pflegen; es ist meine einzige heitere Stunde im Tage.« — Freilich sprach Theodor jedesmal von seiner Tochter mit ihm, und ließ sich geduldig die geringsten Kleinigkeiten hundertmal erzählen.

Indessen hatte, ohne eigentliche Krankheit, die Schwachheit des alten Mannes so sehr zugenommen, daß er genöthiget war, das Bett zu hüten. Ihm mangelte nicht blos Pflege, sondern sein Zustand wurde auch durch die Sorge um die Gefangenen noch verschlimmert, die er jetzt mit

Miethlingen theilen mußte, zu welchen er kein Vertrauen hegte. Dennoch konnte er sich nicht entschließen, den Rath seines freundschaftlichen Arztes zu befolgen, auch nicht einmal, nachdem Theodor ihm Emma's Geschichte erzählt hatte.

»Ich will es Ihnen nur gestehen,« sagte er schmerzhaft lächelnd, »es ist eine große Schwachheit von mir. Sehen Sie, so lange ich Niemand um mich habe, kommt es mir vor, als sei meine Tochter blos abwesend; sobald ich aber ein anderes Frauenzimmer hier erblicken würde, ach! so könnt' ich des Gedankens mich nicht erwehren, daß sie todt sei, wenigstens für mich! Lieber will ich mich behelfen, und mich selber mit dem Troste täuschen: wenn sie zurück kömmt, wird es besser werden.«

Aber der arme Alte konnte sich nicht länger behelfen, denn seine Hände fingen so stark an zu zittern, daß er keine Tasse, keinen Löffel mehr zum Munde führen konnte. Theodor überraschte ihn eines Morgens beim Frühstück, dem er gegenüber saß, wie Tantalus, und schon seit einer halben Stunde auf die schmutzige Köchin wartete, die ihm Thee einschenken und kredenzen sollte. Als sein Arzt kopfschüttelnd vor ihn trat, rief er mit einem Seufzer: »ich weiß schon, was Sie sagen wollen: ein alter Mann darf wohl ein wenig eigensinnig sein, doch ich treibe es gar zu arg. Wohlan, bringen Sie mir Ihre Waise, ich will versuchen, mich an sie zu gewöhnen. Hat doch Kant in seinem hohen Alter an eine andere Bedienung sich gewöhnen müssen. Aber freilich, Kant war ein Philosoph, und sein Bedienter war nicht seine Tochter.«

Theodor benutzte augenblicklich die vom Bedürfniß erzwungene Erlaubniß, denn sie wurde ihm gerade an dem Morgen ertheilt, als Emma Tages vorher den Blick in ihr offenes Herz ihn hatte thun lassen. Er flog zu ihr, beschrieb den Zufluchtsort, den er für sie ausgemittelt, bat sie, vor dem Worte Gefängniß nicht zu erschrecken, und schilderte ihr den Greis der Wahrheit so getreu, daß sie plötzlich ausrief: »Mir ist, als sprächen Sie von meinem guten Großvater. O geschwind, führen Sie mich zu ihm, lieber in dieser, als in der nächsten Stunde. Jede Freistatt wäre mir jetzt willkommen! selbst eine solche, wo Verdruß und Mangel mir drohten; wie gern eile ich an Ihrer Hand zu der, wo Uebung alter, liebgewordener Pflichten mir eine wohlthätige Wirkung auf mein Herz zusagt.« — Theodor versprach sie Nachmittags abzuholen. Seinem kranken Freunde, der noch immer fluchend das Bett hütete, sagte er vor der Hand kein Wort davon.

---

7. Ueberraschung und Ersatz.

Die mannigfaltigen Gespräche des alten Inspektors, die, wenn sie auch von der Sonne oder von einem Kirchthurm anhuben, doch immer bei seiner Tochter endigten, hatte Theodor, theils aus Gefälligkeit, theils in der geheimen Absicht sie zu benutzen, stets mit großer Aufmerksamkeit angehört, und war dadurch in den Stand gesetzt worden, jene geliebte Tochter, die er nie gesehen hatte, allenfalls zu malen, wenigstens vom Kopf bis zu den Füßen zu beschreiben. Er wußte, welche Kleidung sie täglich im

Hauſe getragen, in welche Locken ſie ihr Haar gelegt; er kannte ihren Gang, ihre Manieren; er wußte, daß Emma mit ihr von gleicher Größe war, und auch gerade wie jene ein wenig ſchnarrte. Ferner hatte er ſich die kleinen Gewohnheiten des Alten, die Art, wie er am liebſten bedient ſein mochte, wohl gemerkt; in Allem ertheilte er Emma umſtändlichen Unterricht, und das gute Mädchen faßte ihn ſchnell. Als er Nachmittags ſie abholte, hatte ſie ihre Kleidung ganz nach ſeiner Anweiſung verändert; ihr Herz brauchte ſie nicht zu verändern.

Das dunkle Gefängnißthor, durch welches der Wagen rollte, und die raſſelnden Ketten der Zugbrücke beklemmten ihre Bruſt, doch ſie ſchalt ſich ſelbſt ein Kind, und ſprach ſich Muth ein durch den heitern Gedanken, daß ſie dieſen finſtern Zufluchtsort im Geleite ihrer geretteten Unſchuld betrete. Theodor hatte die Abendſtunde gewählt, in welcher der Greis Thee zu trinken pflegte. Das geſchah ſehr pünktlich in einer gewiſſen Minute, und ſo lange ſeine Tochter ihn pflegte, war dieſe Minute nie verſäumt worden. Nur ſeitdem ſie ihn verlaſſen, und einem Manne nachgezogen war, mußte der Vater ſich in eine andere Ordnung, oder vielmehr Unordnung fügen, und ſelten ſtand die rauchende Maſchine mit dem beſtimmten Glockenſchlage vor ihm. Theodor führte Emma nicht zu dem Alten, ſondern zuerſt in die Küche, zeigte ihr aus dem Küchenfenſter die Thurmuhr, wiederholte ihr ſeinen Unterricht, und ging dann hinein zu Robert, der im Sorgeſtuhle ſaß, und an ſeiner Taſchenuhr die Minuten zählte.

»Verzeihen Sie,« sagte der Arzt, »daß ich zur ungewöhnlichen Stunde komme. Wenn Sie erlauben, so trinke ich Thee mit Ihnen.«

Wehmüthig lächelnd erwiederte der Greis: »Verzeihung? Erlaubniß? Da Sie mir eine Wohlthat erzeigen? — O bemühen Sie sich doch die Klingel zu ziehen, um die Köchin an die Theestunde zu erinnern, sonst stehe ich Ihnen nicht dafür, daß wir ihn so bald bekommen. Vielleicht bleibt er auch ganz aus, denn leider wiederfährt mir das auch bisweilen. Ja, vormals — setzte er mit einem Seufzer hinzu — als meine Tochter noch hier war, — o ich bitte, klingeln Sie.«

Wir wollen es einmal darauf ankommen lassen,« sagte Theodor, setzte sich dem Alten gegenüber, und hub ein gleichgiltiges Gespräch an. Robert antwortete nur zerstreut, denn aus Gewohnheit haftete sein zählender Blick auf der vor ihm liegenden Uhr. Als der Zeiger die gewohnte Minute berührte, hob der Greis sein Haupt empor, und wiegte es nickend, indem er nach der Thür sah, als wollte er sagen: »Ja, die Stunde ist wohl gekommen, aber der Thee —« Noch hatte er den Gedanken nicht ausgedacht, siehe da öffnete sich die Thür, und ein freundliches Mädchen trat herein, gerade so gewachsen, so gekleidet, als seine Christel; sie trug auf blankem Teller das blanke Theezeug, setzte es genau auf die ihr angewiesene Stelle, schwenkte, ohne ein Wort zu sagen, die Theekanne aus, that genau so viel Thee hinein, goß nicht mehr und nicht weniger

Wasser darauf, als ihr vorgeschrieben war, setzte dann die Kanne hin, um die Blätter ziehen zu lassen, griff muthig nach dem Schlüsselbund, welches neben dem Inspektor lag, hing es sich an die rechte Seite, und ging wieder hinaus, um Zucker zu holen.

Theodor hatte, während dieser stummen Scene, den Greis aufmerksam beobachtet: In dem Augenblicke von Emma's Erscheinung stutzte er, maß sie mit großen Augen vom Kopf bis zu den Füßen, folgte jeder ihrer Bewegungen mit Blicken, welche noch mehr Aengstlichkeit als Neubegier ausdrückten. Als sie den Thee so unbefangen und gerade auf seine Weise zubereitete, schlich sich wohl ein Lächeln ihm auf die Wange, und eine heitere Wehmuth glänzte in seinem feuchten Auge. Als sie ihm vollends den Schlüsselbund von der Seite nahm, und damit hinaus lief, da rollte ihm eine Thräne herab, und er sagte: »Ja, ja, so hat sie es auch gemacht, aber es ist doch nicht meine Christel!« —

»Sie wird es werden,« nahm Theodor das Wort, »sie wird in Kurzem Ihnen eine liebe Tochter werden.« — Der Alte schüttelte ungläubig den Kopf, schien sich aber selbst darum zu strafen, dankte seinem Arzte herzlich für die Ueberraschung, und meinte doch, das Mädchen habe so etwas an sich, das Vertrauen erwecke; mit der Zeit werde er sich wohl an sie gewöhnen.

Emma trat wieder herein, und spielte die ihr geläufige Rolle mit gutmüthiger Behendigkeit fort. Sie schenkte [illegible] den Thee ein, und der Greis bemerkte wohlgefällig,

daß sie genau so viele Stücke Zucker in seine Tasse legte, als er hinein zu legen gewohnt war. Dann gab sie mit Vorsicht die Tasse in seine beiden zitternden Hände, setzte sich neben ihn und fing an zu stricken, denn so hatte es auch die Tochter gemacht. Als der Alte nun zum ersten Male wieder ein weibliches Wesen in derselben Beschäftigung neben sich sitzen sah, da ergriff ihn das Bild seiner Tochter mit sanfter Gewalt, große Thränen rollten ihm über die Wangen, und er schluckte hastig seinen Thee hinunter, um nicht in ein lautes Weinen auszubrechen. Emma nahm ihm sogleich die Tasse ab, doch ohne sie wieder zu füllen, denn sie hatte nicht vergessen, daß genau zehn Minuten zwischen der ersten und zweiten Tasse verstreichen mußten. Ein beobachtender Blick, den sie von Zeit zu Zeit auf die Uhr warf, verrieth dem Alten, daß sie auch mit dieser Gewohnheit schon vertraut war; er warf einen dankbar lächelnden Blick auf Theodor und reichte ihm die zitternde Hand.

Noch hatte er kein Wort mit seiner neuen Hausgenossin gesprochen, sie immer nur verstohlen angesehen. Jetzt, da sie neben ihm saß, und mit gesenkten Augen emsig strickte, wagte er die erste Frage: »wie heißest du, mein liebes Kind?«

»Ich heiße Christel,« antwortete Emma, der Verabredung gemäß.

Der Name seiner Tochter, und fast mehr noch das gelinde Schnarren, mit welchem Emma ihn aussprach, erschütterten den Alten heftig; er brauchte einige Minuten, um seine tiefe Rührung zu überwältigen, dann aber sprach

er mit feierlicher Wehmuth: »du trägst ihren Namen, du hast ihre Stimme, und gewiß auch ihr Herz — nun so sei mir willkommen, meine zweite Tochter!« Er breitete bei diesen Worten seine Arme aus, und Emma flog an seine Brust.

Theodor entfernte sich nunmehr mit dem seligen Bewußtsein, Gutes gewirkt zu haben. So bald er fort war, fragte Emma ihren neuen Pflegevater, ob sie ihm nicht vorlesen solle? denn sie wußte, daß nun die Stunde dieses Zeitvertreibes gekommen war, den er freilich seit seiner Tochter Abreise hatte entbehren müssen. Fast erschrack er ein wenig, weil die Frage ihn überraschte, und er eine Art von zärtlichem Widerwillen bei dem Gedanken empfand, daß dieses fremde Mädchen wirklich Alles für ihn sein könne, was seine Christel ihm gewesen; ja fast hätte er ein wenig mit Emma geschmollt, als sie mit seiner Bewilligung ihr Vorleseramt nun wirklich antrat, und er sich nicht verhehlen konnte, daß sie besser lese, als seine Tochter.

So machte Emma in sehr kurzer Zeit Theodor's Prophezeihung wahr. Sie wurde dem Greise unentbehrlich, sie pflegte ihn mit der sorgfältigsten Liebe, sie fügte sich immer heiter in alle seine Eigenheiten — und siehe, das Herz, von Kummer und Sehnsucht zusammengezogen, that sich wieder auf, die Frühlingssonne schien hinein, und schuf einen heitern Wintertag. Das frohe Gemüth gab dem Körper neue Kräfte, das Zittern seiner Hände verschwand, er konnte wieder gehen ohne Stab, und die Mittagsstunde rückte ihm wieder zu spät heran, weil, wie vormals, einer Tochter Hand die Speisen bereitete, einer Tochter kind-

liche Unterhaltung sie würzte. Nie hörte Theodor wieder die Worte aus seinem Munde: »es ist doch nicht meine Christel!« ja, wenn er sich selbst zuweilen in einsamen Augenblicken auf diesen Ausruf ertappte, zürnte er auch mit sich selbst über seine eigene Ungerechtigkeit.

Den größten Beweis von Liebe und Zutrauen, den er seiner neuen Tochter gab, war der Auftrag, wöchentlich zweimal die Gefangenen zu besuchen, wenn ihn selbst des Alters Schwäche daran verhinderte. Dann mußte sie Abends ihm Bericht erstatten, und hier begegneten sich beider Herzen so oft in menschenfreundlichen Gefühlen, lernten so ganz sich kennen, daß bald des Greises Liebe zu Emma, und Emma's Achtung vor dem Greise den höchsten Gipfel erreichten.

Ein Leben, das so still und sanft dahin floß, geschmückt durch das Bewußtsein, die heiligsten Menschenpflichten zu erfüllen, ein solches Leben konnte nicht unglücklich sein. Wenn gleich der wuchernde Keim der ersten Liebe in Emma's Herzen nicht erstickt war; wenn gleich eine stille Sehnsucht oft ihren Busen ausdehnte und ihren Blick umdüsterte; so gingen solche Augenblicke doch immer schnell vorüber, denn Thätigkeit, der stärkste Zaum der Leidenschaft, zügelte jedes Gefühl, das ihr zu mächtig werden wollte. Den größten Theil des Tages widmete sie ihrem guten Vater; die übrigen Stunden füllte die Sorge für die Gefangenen, unter welchen sich fast immer Kranke befanden, die ihrer Pflege bedurften. So wiegten sie fast jeden Abend Müdigkeit, Jugend und Zufriedenheit mit

ſich ſelbſt, ſchnell in einen tiefen Schlummer, und immer ſeltener dachte ſie an Florio zurück, gegen den überdies ein geheimer Unwille ſie erfüllte, denn ſie hatte ſeit jenem Abend nichts wieder von ihm gehört; Theodor vermied ihn zu nennen, und ſie ſchämte ſich, nach ihm zu fragen. Freilich deutete eben der geheime Unwille noch nicht auf Gleichgiltigkeit, und ſie zürnte mit ſich ſelbſt, daß ſie an einen Menſchen, der nach einer ſolchen Scene fähig war, ſich gar nicht mehr um ſie zu bekümmern, noch immer nicht ganz ruhig denken konnte; aber ſie hoffte, die Zeit werde ſein Bild endlich ganz aus ihrer Bruſt vertilgen.

Und war denn Florio wirklich ſo gleichgiltig gegen Emma geworden? — Nichts weniger. — Noch hatte ſein Freund ihm nicht erlaubt, das Zimmer zu verlaſſen, als er ſchon eines Morgens, von Sehnſucht ergriffen, den Ueberrock um ſich warf, und die beiden ſteilen Treppen zu dem Dachſtübchen ſo haſtig hinauf ſtieg, als die Reſte ſeines Fiebers nur immer verſtatten wollten. Er fand die Thür verſchloſſen, er klopfte, nannte ſeinen Namen — vergebens! keine Antwort. Das kam ihm bedenklich vor. Aengſtlich ſprach er bei Madame Saalfeld ein, und, der Verſtellung ungewohnt, fragte er ſogleich nach Emma. —

»Mein Gott, Sie wiſſen nicht? —«

»Was? iſt ſie todt? —«

»Gott bewahre! ſchon ſeit einigen Tagen hat Ihr Freund ihr einen Dienſt bei dem Inſpektor Robert verſchafft. Ich wundere mich, daß er Ihnen nichts davon ſagt.« —

Florio ſtand verſteinert. »So?« ſtammelte er, »ei wirklich? — wer iſt der Inſpektor Robert? warum nennen Sie nur ihn? hat er keine Frau?«

»Er iſt ſchon längſt Witwer.«

»Witwer? verdammt! ſchickt ſich das? ein Mädchen wie Emma — iſt mein Freund von Sinnen? eine ſolche Unſchuld — zu dem Wollüſtling —«

»Wollüſtling, Herr Florio?« lächelte Madame Saalfeld, »der Mann iſt hoch in die ſiebzig.« —

Das war ein Wort zu rechter Zeit und beruhigte den irrenden Künſtler plötzlich, der ſchon vor Wuth an allen Gliedern bebte. Aber mit bitterm Groll gegen ſeinen Freund im Herzen, kehrte er zurück in die Krankenſtube, die er mit großen Schritten maß. Als Theodor herein trat, ſah er ihn gar nicht an, ſondern ſetzte ſeinen Spazirgang nur noch haſtiger fort. Der Arzt beobachtete ihn eine Zeit lang ſchweigend, merkte wohl, daß etwas vorgefallen ſei, und redete ihn freundlich an: »Was haſt du, Florio?«

Der Muſikus blieb vor ihm ſtehen mit funkelnden Blicken und ſagte bitter: »Mit uns iſt's aus!«

»Wie ſo? warum?«

»Wo haſt du Emma hingebracht?« —

»Zum Inſpektor Robert.«

»Warum haſt du mir nichts davon geſagt? —«

»Du haſt mich nie darum befragt.«

»Aber du wußteſt doch, wie nahe mir das Mädchen am Herzen lag?«

HARVARD - TAYLOR INST.

»Ich glaubte, die Grille sei längst verflogen, weil du gegen mich, deinen Freund, nichts mehr davon äußertest.«

»Dazu hatte ich meine Ursachen.« —

»Die können wohl nicht die besten gewesen sein.«

»Das Mädchen liebte mich.« —

»Desto schlimmer!« —

»Warum?«

»Weil du vermuthlich sie nur verführen und nicht heirathen wolltest.«

»Was ging das dich an?« —

»Mit deiner Erlaubniß, das ging mich sehr viel an: Ich war's, der ihre Unschuld rettete, in meinen Schutz hatte sie sich begeben; ich hatte geschworen, ihr Bruder zu sein; darum war es meine Pflicht, sie einer größern Gefahr, der Berückung ihres eigenen Herzens, zu entreißen.«

»Auch dann, wenn man einem Freunde dabei den Dolch in die Brust stoßen mußte?«

»O ja, auch dann. Dieser Freund wird zu sich selbst kommen, oder ich habe ihn nie gekannt. Könnte ich in dieser Zuversicht mich irren, so wäre es allerdings aus mit uns.«

Theodor sprach die letzten Worte mit einem so hohen Ernst, daß Florio erschüttert wurde. Er schwieg einige Augenblicke, mit sich selbst unzufrieden, und da nichts den Menschen störrischer macht, als dieses drückende Gefühl, so konnte die bessere Seele auch noch nicht die Oberhand ge-

winnen. »Sehr wohl, Herr Ritter,« sagte er mit verbissenem Grimm, »prunke nur mit deiner Tugend; thu dir immerhin auf deine unerbetene Hilfe recht viel zu Gute; dir zum Trotz will ich das Mädchen sehen, lieben und — und —«

»Und heirathen?« unterbrach ihn Theodor.

»Nein, zum Teufel! nein!« —

»Ach!« rief Theodor, und eine große Thräne trat in sein Auge, »so muß ich aufhören, den Menschen zu lieben, für den ich bis jetzt mit Freuden mein Leben geopfert hätte!«

»Das traf. Florio stürzte an seinen Hals. »Nein, du Satan!« schrie er schluchzend, »du sollst mich lieben! habe ich denn etwa vergessen, daß ein Freund mehr werth ist, als ein Mädchen?«

Theodor hielt ihn fest umarmt. »Ich habe dich wieder,« sagte er, »ich kannte dich wohl.«

Florio hielt Wort, so gut er konnte, das heißt, er suchte die Bekanntschaft des Inspektors nicht; er vermied sogar die Gegend, wo Emma wohnte, um sie nicht etwa am Fenster zu erblicken. Aber er wollte auch gar nicht mehr an sie denken, und er dachte nur an sie; ihr Name sollte nicht über seine Lippe kommen, und alle Augenblicke entschlüpfte er ihm. Er wurde still, verschlossen, und alle seine Kompositionen erhielten einen Anstrich von düsterer Schwermuth. Zu dieser gesellte sich noch ein Unglücksgefährte, das Mißtrauen, mit dem er sogar seinen Freund, und mehr noch, sich selbst quälte, denn er konnte den Gedanken nicht los werden, Theodor habe ihm Emma nur

aus den Augen gerückt, weil er selbst in sie verliebt sei. Er glaubte es nicht, er wollte es nicht glauben, und doch verfolgte ihn das Schreckbild, wie ein Gespenst.

---

8. Verleumdung.

Vergebens zerbrach der gute Theodor sich den Kopf, um die scheue Wortkargheit seines Freundes zu erklären. Daß Jemand auf der Welt an seiner Treue gegen Ottilien zweifeln könne, kam ihm gar nicht in den Sinn; am wenigsten hielt er Florio dessen fähig, weil er vergaß, daß ein eifersüchtiger Liebender an Allem zu zweifeln fähig ist. Hätte Florio nur sein Herz geöffnet, so hätte sicher die Freundschaft schnell den asmodischen Unrath herausgefegt; allein er schwieg finster und machte blos finstere Beobachtungen, die sämmtlich, wie er meinte, seine Vermuthungen bestätigten; denn es ist sonderbar, daß der Mensch eben so leicht glaubt, was er fürchtet, als was er hofft.

Theodor's Liebe war ein umwölkter Fels, man sah ihn nicht, aber er stand unerschüttert. Der Arzt trieb seine Geschäfte nach wie vor, der Freund hatte immer noch Stunden und Ohren für den Freund, der Mensch immer noch Rath und Hilfe für leidende Menschen. Das Alles, meinte Florio, könne unmöglich Statt finden, wenn man ernstlich liebe, denn er erfuhr es ja leider täglich an seiner eigenen Person, und so sehr auch Philosophen und Nichtphilosophen mit Maßstäben, aus Prinzipien zusammengesetzt, sich brüsten, nach welchen sie ihre Brüder neben sich zu messen vorgeben, so sind doch diese Maßstäbe gewöhnlich nur

aus ihrem eigenen schwachen Fleische geschnitten; ihre Gefühle, ihre Denkart, besonders, wenn beide schlecht sind, schieben sie gar zu gern den Handlungen des Nachbars unter.

Doch soll diese Bemerkung hier nur von dem verblendeten Florio gelten; daß auch die verblendete Ottilie den Geliebten treulos glaubte, war verzeihlicher; denn die Hölle in ihres Vaters sündiger Brust umstrickte sie mit Täuschungen, welchen das arme Mädchen nicht entrinnen konnte. Als Herr Klumm seinen Tobias aussandte, um die Spur der hübschen Dirne zu verfolgen, die am Arme des verhaßten Geliebten seiner Tochter ihm begegnet war; da hatte er selbst nur wenige Hoffnung, etwas in seinen Kram Taugliches zu entdecken. Er wußte, daß Theodor ein schlichter Bürger mit altbürgerlichen Gesinnungen war. Darum hielt er das fremde Mädchen blos für eine Verwandte von ihm, etwa für des Vetter Leinewebers Tochter, und meinte, wie schon erwähnt, er werde seine eigene Erfindungskraft zu Hilfe nehmen müssen, um der Sache bei Ottilien die gehörige Schwärze zu leihen. Aber hocherfreut, wie ein Räuber, der ein Haus brennen sieht, in dem er längst gern gestohlen hätte, vernahm er Dinge durch seinen Spion, die keines weitern Schmucks bedurften, und deren nackte Erzählung die giftige Wirkung auf Ottiliens Herz nicht verfehlen konnte.

Der Doktor und der Musikus, so hieß es in der ganzen Stadt, halten sich zusammen eine Maitresse in ihrer

eigenen Wohnung, sie bringen täglich die Abende bei ihr zu, und wechselsweise auch die Nächte. Sie ist von einem Gute des Ministers von Stolzenbeck gebürtig, eines ehrlichen Landmanns Tochter, darum hat der edle Kammeraffessor von Stolzenbeck sich ihrer annehmen, sie den Klauen ihrer Verführer entreißen wollen, aber der Wüstling Florio hat ihn mit blankem Degen überfallen, und unverwarnt tödtlich verwundet. Die wackere Madame Saalfeld hat endlich den Gräuel in ihrem Hause nicht länger dulden wollen, und den beiden saubern Herren das Quartier aufgesagt, wenn sie die berüchtigte Person nicht sogleich fortschafften. Da hat der Doktor einen alten schwachen Mann, den Inspektor Robert, breit geschlagen, daß er die Dirne zu sich genommen, und weil der Alte weder sehen noch hören, und von seinem Stuhle sich gar nicht mehr bewegen kann, so treiben die Buhler ihr Wesen dort wieder nach Gefallen.

Dieses Gift, aus Stadtklatschereien destillirt, wurde täglich tropfenweis in Ottiliens Ohren geträufelt. Sie wehrte sich lange mit der Halsstarrigkeit der Liebe gegen die Schlangenzungen, die in ihr Herz sich bohren wollten. Es ist nicht wahr, sagte sie zu dem Bedienten; ich glaub' es nicht, zu dem Vater; der hat es erfunden, zu sich selbst. Man will mich nur dem Kammeraffessor in die Arme liefern, gleichviel ob ich dann, nach entlarvter Verleumdung, der Verzweiflung Preis gegeben werde. Sie bat ihren Vater, sie mit

Mährchen zu verschonen, es sei vergebliche Mühe, von Theodor lasse sie nicht.

Herr Klumm sah wohl, daß sie nur seinen Berichten nicht traue, doch sicher wanken werde, wenn sie ihr von fremden Zungen bestätigt würden; darum entschloß er sich plötzlich, ihr die Freiheit wieder zu geben, wenigstens auf kurze Zeit, und während derselben seine Wachsamkeit zu verdoppeln, damit weder der Liebhaber noch sein Freund, Gelegenheit fänden, sie zu sprechen. Diese Vorsicht war überflüssig, denn Theodor's strenge Denkungsart verbot ihm jeden heimlichen Schritt, und Florio's Kampf mit dem Aufruhr in der eigenen Brust, ja selbst der falsche Verdacht, durch den er seinen Freund beleidigte, hinderten ihn jetzt, auf's neue für eine Liebe etwas zu wagen, die er für erloschen hielt.

Die Thüren von Ottiliens Kerker öffneten sich. »Was geschehen ist, sei vergessen,« sagte Klumm zu ihr, »ich verzeihe deiner Leidenschaft, daß sie die Warnungen eines liebenden Vaters verschmähte; ja ich verzeihe ihr sogar, daß sie ein Mißtrauen in meine Erzählung setzen konnte. Du bist jetzt frei, prüfe selbst.« — Fast erschrack Ottilie über diese unerwartete Freiheit. Sollte sie wirklich nur dadurch zu der fürchterlichen Ueberzeugung von des Geliebten Untreue geführt werden, ach! so wäre sie ja glücklicher in ihrem öden Kerker geblieben.

Der Bankdirektor veranstaltete einen großen Ball in seinem Hause, zu dem er alle die geschwätzigen Muhmen

und alle die neidischen Freundinnen seiner Tochter lud, sicher, daß auch selbst auf den Fall, wenn sie zu fragen unterlassen sollte, die dienstfertigen Zungen nicht ermangeln würden, ihr die verbrämten Stadtgerüchte mitleidig zu eröffnen.

Es gibt keine Erwartung in der Welt, in der man sich weniger irrte, als die, daß man die Menschen jederzeit bereitwillig finden wird, Nachrichten, die den guten Ruf eines Dritten schänden, zu verbreiten. Herr Klumm hatte sich nicht verrechnet. Man ersparte Ottilien die Mühe zu fragen, und ehe noch die dritte Polonaise ausgetanzt war, wußte sie schon dreimal mehr, als ihr Vater und sein Sprachorgan Tobias ihr zugetragen hatten. Wie konnte sie noch länger an der unseligen Wahrheit zweifeln? Unter den plauderhaften Muhmen befanden sich einige sehr respektable Damen, welche Alles bekräftigten, nicht als hätten sie täuschen wollen, sondern weil sie selbst davon überzeugt waren; denn die Menschen überhaupt (auch die Besseren) und besonders die Weiber (auch die Besten) untersuchen nur dann sehr genau, wenn von etwas Gutem die Rede ist; das Böse nehmen sie auf Treu und Glauben an.

In Ottiliens Brust erhob sich ein Sturm der widrigsten Gefühle. Die erste Wirkung dieser Empörung ihres Gemüths war eine erzwungene, ausgelassene Fröhlichkeit; sie lachte über Alles, versäumte keinen Tanz, walzte wie eine Bacchantin, trank hinterdrein Eiswasser, und wollte sich todt lachen, als man sie vor einer Lungenentzündung

warnte. Wäre Stolzenbeck zugegen gewesen, an diesem Abend hätte er ihr Jawort ohne Bedenken erhalten, denn es gelang ihr, sich völlig zu betäuben, es war ein Rausch der Verzweiflung! — Freilich verschwand dieser schnell, als sie gegen Morgen ermüdet ihr einsames Zimmer betrat, als das Geräusch der Musik, das Getöse der Sprechenden ihren Kopf nicht mehr umsauste, und in der Grabesstille das zusammengezogene Herz sich wieder entfaltete. Dann erst flossen Thränen, bittere Thränen aus ihren Augen und badeten den Pfühl, den der Schlummer floh.

»Ach Theodor!« rief sie schluchzend, »warst du es werth, daß ich an dieser Stelle so oft andere, süßere Thränen um dich geweint habe?« — Ihre Weiblichkeit empörte sich. Du bist ein schönes Mädchen, flüsterte die Eitelkeit ihr zu: wie viele Opfer hast du ihm gebracht! von den ersten, reichsten Jünglingen der Stadt umgaukelt, hattest du nur Augen für ihn. Einen Mann, der dir Rang und Reichthum bot, verschmähtest du um seinetwillen. Du warst eine Thörin. Ist es einmal der Weiber Los, an diese Sklaven ihrer Sinne gefesselt zu werden, nun so geschehe es mindestens ohne Liebe, deren sie Alle spotten; so wähle das Mädchen nur den Mann, der sie mit Glanz umgeben und ihre Ketten vergülden kann.

Durch solche Eingebungen empörter Weiblichkeit erbittert, traf Klumm am Morgen seine Tochter so verwandelt, als er es längst gewünscht hatte. Mit einer Hastigkeit fragte sie selbst nach Stolzenbeck, mit einer hastigen Aengstlichkeit, die freilich dem Unbefangenen leicht würde verra-

then haben, daß nur ihr Stolz Rache ſuchte. Doch ihm war es ja einerlei, aus welchem Grunde ſich Ottilie ſeinem Willen unterwarf; wenn es nur geſchah und er gerettet wurde, denn bald, bald mußte er gerettet werden. O wie vermaledeite er jetzt den abſcheulichen Muſikus, der den ſchon geneſenen Incroyabel wiederum auf mehrere Wochen außer Stand geſetzt hatte, die letzten Hoffnungen eines ſchiffbrüchigen Vaters zu erfüllen. Wer ſtand ihm dafür, daß Ottilie in dieſer erwünſchten Stimmung blieb? wer ſtand ihm dafür, daß die Geduld ſeiner Gläubiger noch Monden lang die Probe halten würde?

Um indeſſen wenigſtens die nun wieder geliebte Tochter in ihren Geſinnungen zu beſtärken, umarmte er ſie feierlich, beſtach ihr Herz durch eine erkünſtelte Freudenthräne, und ihre Eitelkeit durch die Erlaubniß, die verſäumten Moden nicht allein nachzuholen, ſondern auch Juwelen und Spitzen, ſo viele ſie deren bedürfe, um jeder Gräfin gleich zu ſchimmern, auf ſeinen Namen zu erborgen. Er hatte allerdings das rechte Mittel getroffen, Ottiliens Betäubung zu verlängern, denn das erbitterte wie das leere Weiberherz findet nur Zerſtreuung oder Troſt in befriedigter Eitelkeit.

Ottilie machte ſich auf der Stelle die gegebene Erlaubniß zu Nutze, ja, ſie überſchritt die Grenzen derſelben, noch immer in dem Wahne ſtehend, daß ſie eines reichen Mannes Tochter ſei. Sie fuhr aus einem Kaufmannsgewölbe in das andere, von einem Juwelenhändler zu dem andern; in wenigen Stunden hatte ſie Tauſende verſchleu-

dert, und eilte jetzt nach Hause, um ein Prunkgewand zu garniren, in dem sie geflissentlich jede Gesellschaft aufsuchen wollte, wo sie ihren Ungetreuen zu finden hoffen dürfte. Sie wußte, er liebte den Glanz nicht, darum wollte sie ihn eben damit ärgern, sie wollte gleichgiltig und stolz auf ihn herabblicken, sie wollte — ach! was wollte sie nicht Alles! ein schmollendes Weib ist um nichts vernünftiger als ein schmollendes Kind.

Ihn zu finden wurde ihr nicht schwer, denn kaum hatte Theodor erfahren, daß sie ihrer Gefangenschaft entledigt sei, als er selbst wider seine Gewohnheit in alle öffentliche Versammlungen sich drängte, wo ihre Gegenwart zu vermuthen war. Zum ersten Male sah er sie im Schauspiel wieder, aber sie in einer Loge, er im Parterre, sie mit flüchtigen Blicken verachtend über ihn hingleitend, er mit bekümmerten Blicken fest an ihr hängend; sie vom Glanz kostbarer Ohrgehänge umstrahlt, von jungen vornehmen Herren mit großen Backenbärten umflüstert, er im schlichten Oberrock im einsamen Winkel. Eine eben so widrige als traurige Empfindung bemächtigte sich seiner bei dieser Erscheinung. Es war gewiß, sie hatte ihn erkannt, ihr Vater war nicht gegenwärtig, und dennoch vermied sie seine Blicke oder ließ die ihrigen verachtend auf ihn fallen; sie lachte, scherzte mit den hirnlosen Köpfen, die sie umringten; die interessantesten Scenen des Schauspiels konnten sie nicht einmal von dieser faden Unterhaltung abziehen — Ach! was sollte er davon denken! Traurig sinnend stützte er den Arm auf das Orchester und legte den Kopf

in die Hand. Ottilie wurde dieſe Stellung ſogleich gewahr, denn ſie verſtand, wie alle Weiber, die Kunſt, zu ſehen was ſie ſehen wollte, ohne den Schein davon zu geben. Mit dem Munde fuhr ſie fort zu plaudern, aber in des Herzens Tiefe fing die Liebe ſich an zu regen, und eine ſanfte Stimme ſchallte herauf: ſieh, wie bekümmert er da ſteht, er iſt doch wohl unſchuldig.

Nur noch wenige Minuten durfte Theodor's Jammergeſtalt verweilen, ſo war es um ihre ſtolze Faſſung geſchehen. Doch unglücklicherweiſe wurde er in einem Augenblicke, in dem ſie eben abgewendet ſaß, zu einem gefährlichen Kranken gerufen, als ſie wieder hinabblickte, war er verſchwunden, und der Gedanke: »jetzt iſt er zu ſeiner Buhlerin gegangen, um ſich zu tröſten,« fiel wie ein Eisklumpen auf ihr Herz. Jetzt wurde ſie ſtill, die übelſte Laune trat an die Stelle der erzwungenen Fröhlichkeit, und erbitterter als zuvor fuhr ſie nach Hauſe.

Einige Tage nachher trafen ſie abermals in einem Concert zuſammen. Theodor hatte ſich früher eingefunden als Ottilie, er ſtand in dem Gange, durch welchen ſie durch mußte, um zu den für die Damen geſetzten Stühlen zu gelangen. Sie erſchien am Arm ihres Vaters, in einem ſilberdurchwirkten Kleide vom feinſten indiſchen Mouſſelin, ihr Haar mit Brillanten durchwunden. Sie ſtreifte nahe an Theodor vorbei, und ließ im Vorübergehen denſelben verachtenden Blick auf ihn fallen, der ſchon im Schauſpiel ihm ſo weh gethan hatte. Da ſie zu ſpät gekommen war, fand ſie nur noch einen Stuhl am Ende einer Reihe leer,

der nicht fern von Theodor ſtand. Sie ſetzte ſich, und Herr Klumm näherte ſich dem Orcheſter, doch ſo, daß er ſeine Tochter im Auge behielt. »Wohlan,« dachte Theodor, dem das drückende Gefühl, ſo überſehen zu werden, unerträglich wurde, »wohlan, ich will ſie ſprechen. Jetzt, in ihres Vaters Gegenwart, von ihm beobachtet, darf ich mit ihr ſprechen. Zwei Worte werden hinreichen, mich zu belehren, ob ich verleumdet, oder ob mein redliches Herz durch gleißneriſchen Schimmer hintergangen worden.« — Mit dieſem Vorſatz bahnte er ſich nach und nach einen Weg durch die ihn umgebenden Zuhörer, und in wenigen Minuten ſtand er neben Ottiliens Seſſel. Sie wurde es gewahr, ihr Buſen wallte, ihr Herz ſchlug hoch empor, ihre Farbe wechſelte. Auch Herr Klumm wurde es gewahr, und fing ſchon an, ſeinen dicken Bauch mühſam rückwärts zu ſchieben. Theodor ſah, daß er keine Zeit zu verlieren hatte.

Er bog ſich über die Lehne des Seſſels, und flüſterte mit rührender Stimme leiſe in ihr Ohr: »Ottilie! bin ich bei Ihnen verleumdet worden?«

»Ich verachte Sie!« antwortete ſie. »Das iſt zu viel!« rief er empört, und verließ den Platz, den ſogleich der Bankdirektor einnahm. Ach, wie gern hätte Ottilie all ihren Schmuck der erſten Bettlerin geſchenkt, hätte ſie das raſch geſprochene Wort damit zurück erkaufen können. Der rührende Ton ſeiner Stimme, der nun erſt tief und immer tiefer zu ihrem Herzen drang, ſetzte ſie in eine Bewegung, deren ſie nicht mehr Meiſter blieb. Thränen der Wehmuth drängten ſich in ihr Auge. Der Vater ſah und fragte, ob ihr nicht

wohl sei? sie schob es auf den erschütternden Klang einer Harmonika, die eben gespielt wurde. Aber noch immer perlten die Zähren neu hervor, als die Harmonika schon längst geschwiegen. Ach! wenn er dennoch unschuldig wäre! seufzte ihr Herz, und schüchtern wandte sie den Nacken, um in seinen Zügen die schon halb geglaubte Versicherung seiner Unschuld zu lesen. Ihr Auge fand ihn nicht mehr, er war fort, und dennoch konnte sie den schrecklich tröstenden Gedanken diesmal nicht hervorrufen, daß er zu ihrer Nebenbuhlerin gegangen sei. Vor dem Thore, in düsterm Gebüsch, einsam klagend, ihren Leichtsinn verwünschend, sah sie ihn im Geiste, und das Bild des Traurenden, von ihr gemißhandelten Geliebten, verbunden mit der drückenden Luft, die sie umgab, wirkten so gewaltsam auf ihre Nerven, daß ihr plötzlich schlimm wurde. Kaum hatte sie noch die Kraft, ihren Vater zu bitten, sie aus dem Gedränge zu führen. Man machte ihm Platz, er eilte mit der Wankenden nach der Thür. Dort hatte sich Theodor an den Pfosten gelehnt, mit verschränkten Armen. Fast wäre sie in die Knie gesunken, als sie ihn erblickte. Er sah es und sprang zu. Herr Klumm stieß ihn unsanft zurück. »Bemühen Sie sich nicht,« sagte er höhnisch, und rief dann seinen Bedienten zu, den Wagen schnell vorfahren zu lassen. Diesen einzigen freien Augenblick benutzte Ottilie, um vorüber rauschend, und ohne Rücksicht auf die hundert Menschen, die sie umgaben, dem Geliebten ziemlich laut zu sagen: »vertheidigen Sie sich, wenn Sie können!«

Bleich und zitternd vor Schrecken hatte er ihre Worte kaum verſtanden, als ſie ſeinen Augen ſchon entſchwunden war. Doch, nachdem er ſich erholt, und wieder Beſinnung genug gewonnen hatte, um das Echo in ſeinem Buſen zu vernehmen, das ihm unaufhörlich zurief: »vertheidigen Sie ſich, wenn Sie können!« da beſchlich ein ſanftes Gefühl tröſtend ſein Herz. »Ich bin alſo doch verleumdet worden? Gott ſei Dank! — es iſt keine elende Weiberlaune, die ſo kränkend ſich offenbarte — ſie glaubt mich ſchuldig — ich ſoll mich vertheidigen — gern! gern! — aber wie? — und wogegen? —

---

9. Der Krug geht zu Waſſer, bis er bricht.

Seit mehreren Wochen ſchon hatten die beiden Freunde von ihren Herzensangelegenheiten kein Wort mit einander geſprochen. Florio ſchwieg, weil das brüderliche Vertrauen in ſeiner Bruſt umnebelt war, und Theodor ſchwieg, weil ihm Florio aus dem Wege ging, oder ihm nur einſilbig antwortete. Jetzt aber, bei dieſer wichtigen Begebenheit, wo es darauf ankam, die Geliebte zu überzeugen, daß er kein Schurke ſei, und wo doch alle Mittel und Wege zu ſeiner Vertheidigung ihm abgeſchnitten waren; was blieb jetzt ihm übrig, als an des Freundes Buſen zu fliehen, dort Rath, Troſt, Hilfe zu ſuchen. — Er folgte dieſer erſten Regung ſeines Gemüths, er ſtürmte zu dem finſtern Florio in das Zimmer, fiel ihm um den Hals, und erzählte ihm haſtig, was vorgefallen. »Nun rathe, wie fange ich's an, aus ihrem Irrthum ſie zu reißen, und doch des Vaters

Rechte nicht zu kränken? rathe mir! du bist ja sonst so schlau. Du siehst, mein Glück, mein Leben, und was mehr als beides, die Achtung meiner Geliebten stehen auf dem Spiele.»

Florio sah ihn mit großen Augen an: »liebst du sie denn wirklich noch?» —

»Welche Frage!» —

»Aber du gehst ja täglich zum Inspektor Robert?»

»Was hat der Inspektor Robert damit zu schaffen?»

»Seine Pflegetochter — Theodor! Theodor!» — schmerzlich seufzend hob er den drohenden Finger auf. Jetzt erst verstand ihn Theodor und ein edler Unwille glühte in seinem Auge. »Pfui!» sagte er mit einiger Bitterkeit, »das habe ich nicht geahnet. Denkst du so von mir, so warst du nie mein Freund.»

Mit diesen Worten wollte er ihn verlassen, aber Florio umschlang ihn von hinten mit beiden Armen, drehte ihn herum, sah ihm in's Gesicht, und da er eine Thräne in seinem Auge erblickte, rief er mit triumphirender Wehmuth aus: »Gott sei Dank, ich war ein Esel! Bruder, vergib mir! ich habe das Unglück, verliebt zu sein, wie ein Rasender, und du weißt, wie dumm, wie schlecht die Liebe den Menschen macht.»

»Ich glaubte bisher das Gegentheil,» erwiederte der schnell beruhigte Theodor lächelnd, »doch gleich viel, ich stimme herzlich in dein Gott sei Dank! und vergessen sei, daß auch du mich einen Augenblick verkennen konntest.»

Eine herrliche Stunde wechſelſeitigen Herzensergusſes folgte auf dieſe Erklärung. Seit vielen Wochen war die ſonſt verſchwiſterte Heiterkeit ein fremder Gaſt in Florio's Bruſt geworden, aber heute bezog ſie freundlich die verlaſſene Wohnung wieder und wurde jubelnd empfangen. »Nun ſoll auch der Kellerſchlüſſel nicht mehr roſten,« rief der Glückliche, dem dieſer Augenblick ſeinen verlornen Schatz, Vertrauen zu dem Freunde, wieder gab, »heute müſſen wir trinken! trinken! unſere Liebe feiern! unſern Bund erneuern! und im blinkenden Glaſe finden wir auch wohl Rath für dich und mich!« Ohne Theodor's Antwort abzuwarten, rief er die Magd, ſandte ſie in den Keller, und bezeichnete ihr die roth geſiegelten Flaſchen, von welchen ſie eiligſt ein Paar herauf bringen ſollte.

Die Magd gehorchte, die Flaſchen ſtanden auf dem Tiſche; aber noch ſuchte Florio das Werkzeug, das vormals ſich von ſeiner Taſche nicht zu trennen pflegte, den Korkenzieher, als ein unerwarteter Zufall ſeine Freude ſtörte. Der Sekretär des Gouverneurs trat herein, und berichtete, daß an den Grenzen der Provinz eine gefährliche Epidemie, eine Art von gelben Fieber ausgebrochen ſei. Seiner Inſtruktion gemäß, habe der Herr Gouverneur beſchloſſen, einen Arzt dahin zu ſenden, um den Gang der Krankheit näher zu beobachten. Ihm ſei nicht entfallen, welchen preiswürdigen Dienſt vor einiger Zeit der Herr Doktor ſeiner Gemahlin erwieſen — (man erinnere ſich, daß im erſten Kapitel dieſer Geſchichte von der alten Katze der Frau Gouverneurin die Rede war) — ſchon lange habe er nur auf

eine Gelegenheit gewartet, ihm sein thätiges Wohlwollen zu bezeugen, diese sei nun gekommen, und ihm, dem Herrn Doktor übertrage er das ehrenvolle Geschäft, sich noch in dieser Nacht, ja in dieser Stunde auf die Reise zu begeben, um sein Vaterland mit einer medizinischen Grenzwache zu versehen. Wöchentlich erwarte er einen Rapport über den Verlauf der Sache, und wenn der Herr Doktor — als woran Se. Excellenz nicht zweifelten — mit medizinischen Lorbeern gekrönt, zurück kehrte; so würde der Herr Gouverneur solches nach Hofe berichten, worauf ein Medaille, oder wohl gar ein Titel zu erwarten stehe, als fürstliche Belohnung für das Bischen Lebensgefahr.

Am Schluß dieser zierlichen Rede überreichte der Sekretär ein spärlich zugemessenes Reisegeld, empfahl dem Arzte nochmals dringend, ja sogleich nach einer Postchaise zu schicken, weil die Sache nicht den geringsten Verzug leide, und ging seiner Wege.

»Hol' ihn der Teufel!« brummte Florio ihm nach, »hättest du doch die alte Katze lieber sterben lassen.« — Auch dem Arzte kam dieser Auftrag seines hohen Gönners sehr ungelegen, und doch — ihn abzulehnen, verboten Pflicht und Ehrgefühl. »Der Gouverneur hat Recht,« sagte er, »es ist Eines der wichtigsten Geschäfte, das man einem Arzte übertragen kann, es ist ein Vertrauen, das mich ehrt, eine Mühe, die sich selbst lohnt, wenn auch Titel und Medaillen ausbleiben. D'rum rasch an's Werk!«

Er sandte eilig nach der Post, packte hastig seinen Koffer, und bat Florio, dessen Unbesonnenheit er kannte und

fürchtete, bis zu seiner Zurückkunft nichts zu unternehmen, um Ottilien aus ihrem Irrthum zu reißen. »Meinen Auftrag erfährt sie Morgen ohnehin durch das geschwätzige Gerücht, und folglich wird ihr Herz mich entschuldigen.«

Der Wagen kam, das Posthorn tönte, Florio fluchte, und Theodor fuhr davon.

Ganz richtig hatte er vermuthet, daß Ottilie bald genug erfahren würde, welch ein mißliches Geschäft den Geliebten so plötzlich entfernt hatte. Noch leichter würde es ihm geworden sein, der Pflicht zu gehorchen, hätte er gewußt, wie tief bekümmert sie um ihn war. Verschwunden aus ihrem Gedächtniß war vor der Hand jede ihm aufgebürdete Schuld, so wie die ihm abgeforderte Rechtfertigung. Sie sah nur die Gefahr, in welche er sich so edelmüthig stürzte, sie zitterte für sein Leben, und fühlte mehr als jemals, wie innig es noch immer mit dem ihrigen verwebt war.

»Ist es möglich, unglücklicher zu werden!« rief das arme vom Glück verwöhnte Mädchen, unwissend wie nahe schon eine andere, blitzschwangere Wolke über ihr hing. —

Der Bankdirektor hatte wohl Ursach, den Renomisten Florio zu verwünschen, denn ohne jenen derben Stoß durch die hochadeliche Achsel, war seine Tochter vielleicht nun schon Frau von Stolzenbeck, er mit dem Minister verschwägert, sein Kredit erhalten, und von Rechnungen, Kontrollen und dergleichen keine Rede. Jetzt hingegen hatte die Verzögerung der Fama Zeit gelassen, die Nachricht von der Verplemperung des Minister-Söhnleins mit einer Bürgerlichen, bis zu den Ohren des stolzen Vaters zu tra-

gen, welcher, hoch ergrimmt, ſich nicht damit begnügte, dem Herrn Kammeraſſeſſor ein ſchriftliches Donner-Wort zuzuſenden und ihn augenblicklich von ſeinem Poſten abzurufen, ſondern auch die Genugthuung ſich nicht verſagen wollte, den übermüthigen Bankdirektor zu züchtigen. In dieſer Abſicht ſandte er auf der Stelle einen fürſtlichen Kommiſſarius ab, um den Zuſtand der Bank zu unterſuchen, und erhielt vom Fürſten ein Belobungsſchreiben für den Eifer, mit welchem er ſich zum Wohl des Staates auch entfernten Angelegenheiten annahm. Daß er den alten Klumm — der, wie ſchon erwähnt, noch immer für einen reichen und folglich einen ehrlichen Mann galt, wirklich auf einem fahlen Pferde ertappen werde, fiel ihm zwar nicht ein; nur necken wollte er ihn, nur ſeinen Stolz demüthigen, an den weitreichenden Arm des Miniſters ihn erinnern, und in dieſem Geiſte war die Inſtruktion des Kommiſſarius abgefaßt.

Neugier verbreitete die Ankunft dieſes finſtern Mannes in der Stadt, und Todesſchrecken in der Wohnung des Bankdirektors. Sein Gewiſſen war ſo ſchwer belaſtet, daß er bei der erſten Nachricht alſobald an Rettung verzweifelte. Doch verlor er den Kopf nicht, ſondern beſchloß in Eile noch alle die Mittel anzuwenden, mit welchen er vertraut, und deren Kraft ihm wohl bekannt war. Feierlich lud er den Herrn Kommiſſarius zu einem prächtigen Mittagsmahl, allein der kränkliche alte Mann verbat ſich alle Schmauſereien, wenigſtens bis nach geendigten Geſchäften. Als dieſes Mittel zu ſeinem Erſtaunen fehl ſchlug — denn

er hatte ja so oft gesehen, daß reiche Verbrecher, ihren Richtern an der Tafel gegenüber, in köstlichen Weinen von aller Schuld sich rein waschen — da griff er zu dem letzten, souverainen, dem nur ein Wunder die beiwohnende Kraft rauben konnte. Er raffte nämlich Alles zusammen, was er an Kleinodien besaß, und Ottilie noch kürzlich geborgt hatte, und übersandte es dem furchtbaren Manne mit einem kriechenden Billet, in welchem er demüthig bat, beifolgende Kleinigkeit der Frau Gemahlin als ein schuldiges Opfer der Ehrfurcht zu überreichen.

Doch welche Feder malt sein Schrecken, als das ganze Packet auf der Stelle zurück gesandt wurde, von folgenden trocknen Zeilen, im Kanzleistil abgefaßt, begleitet:

»Für Dero guten Willen dienstfreundlichst verbunden; jedoch will sich nicht geziemen, sothanes Geschenk zu acceptiren, sintemal es Erstens keine Kleinigkeit zu nennen, und ich Zweitens mit keiner Gemahlin versehen bin. Morgen Vormittag um neun Uhr gedenke ich mit Gottes Hilfe des hochfürstlichen Auftrages mich zu entledigen, und ersuche desfalls Dero Bücher in Bereitschaft zu halten.

Regierungsrath Selten.«

Ja wohl selten!« rief Klumm zähneknirschend, »zu meinem Verderben hat der Minister in der ganzen Residenz den einzigen Sauertopf ausgesucht, der fähig war, solche Diamanten auszuschlagen. Alles ist verloren! es ist um mich geschehen! — Plötzlich öffnete sich der Abgrund unter seinen Füßen. Er sah sich umringt von Schimpf und

Schande, vom Hohn seiner Mitbürger, ihm drohten Armuth und Gefängniß, vielleicht gar eine noch schimpflichere, öffentliche Strafe. Von diesen fürchterlichen Bildern ergriffen, beschloß er sein Leben schnell zu endigen, und so der Furie zu entrinnen, die ihn schon beim grauen Haare faßte. Er schloß sich ein, er lud eine Pistole, er schrieb Briefe, in denen er sich blos als einen Unglücklichen darstellte, der, durch das Bestreben Andern zu helfen, in dieses Labyrinth gerathen sei. Noch sterbend wollte er die Welt betrügen, und vielleicht wäre es ihm gelungen, wenn er nur den Muth gehabt hätte, seinen Vorsatz auszuführen. Aber so oft er nach der Pistole griff, zog er bebend die Hand zurück, und ein schmachvolles Leben hatte mindere Schreckniſſe für ihn, als ein schmerzlicher Augenblick. Er kämpfte die ganze Nacht hindurch mit sich selbst und suchte vergebens die feige Seele zu der freiwilligen Trennung von dem stumpfen Werkzeug ihrer Sünden zu bewegen. Als es Tag wurde, verbrannte er seine Briefe und hing die Pistole an die Wand.

Ein neuer Rettungsplan beschäftigte ihn. Trotz seines Alters und seiner Unbehilflichkeit wollte er die Flucht ergreifen. Er hatte ja noch etwas bares Geld, und viele, wenn gleich unbezahlte Diamanten. Die Grenze war nicht fern; er konnte unter fremdem Namen die nächste große Stadt erreichen, dort seine Geschicklichkeit im Spiele wieder hervorsuchen, und so im Alter noch neue Lorbeeren sammeln. Zwar, Postpferde durfte er nicht kommen lassen, ohne Aufsehen zu erregen, und sich verdächtig zu machen; aber er hatte ja selbst ein paar stolze Gäule im Stalle, denen man

wohl zumuthen durfte, acht bis zehn Meilen in einem Futter zu traben, sollten sie auch auf der Grenze liegen bleiben. Es war erst vier Uhr Morgens. Flugs ließ er anspannen, und raffte indessen Alles zusammen, was ihm gehörte oder nicht gehörte, und nur immer in Taschen sich fortbringen ließ. Auch vergaß er nicht, die geladene Pistole zu sich zu stecken, auf den Fall, wenn etwa der Kutscher, der nur zu einer Spazirfahrt befehligt war, Umstände machen sollte, ihn weiter zu führen. Der gespannte Hahn des Mordgewehrs sollte dann jede Bedenklichkeit aus dem Wege räumen. So ausgerüstet, stieg er in den Wagen und näherte sich dem Thore.

Aber bleich vor Schrecken starrte er mit offenem Munde den wachhabenden Offizier an, als dieser ihm höflich eröffnete: er habe Befehl, ihn nicht hinaus zu lassen. Der Commissarius nämlich, durch das angebotene kostbare Geschenk stutzig gemacht, glaubte berechtigt zu sein, ihn als einen fugae suspectum zu behandeln, und hatte unter der Hand sogleich die nöthige Hilfe reklamirt, um einem solchen Unheil zuvorzukommen. Der Offizier, der blos seine Ordre hatte, konnte keine weitere Auskunft geben, allein der Bankdirektor fragte auch nicht einmal nach Ursachen, die sein eigenes Gewissen ihm laut genug zuheulte. »Nun so fahre wieder nach Hause in's Teufels Namen!« sagte er zu dem Kutscher, und ließ umwenden.

Noch einmal versuchte er daheim sich Muth zum Selbstmord einzusprechen, aber vergebens. Gegen acht Uhr schleppte

er sich zu dem Regierungsrath, bat um Gehör bei verschlossenen Thüren, und als ihn der Commissarius in sein Kabinet geführt hatte, fiel er auf beide Knie nieder, bekannte einen ansehnlichen Defekt, kroch vor dem Manne im Staube herum, weinte, beschwur ihn bei seinen grauen Haaren, bei dem Glücke seines einzigen schuldlosen Kindes — und schon gelang es ihm wirklich die harte Dienstrinde zu erweichen, die pflichtmäßig des biedern Mannes Herz umgab, als er zu seinem Unglück, um den Bitten größern Nachdruck zu geben, nicht allein das Anerbieten von Geschenken wiederholte, sondern auch sehr deutlich merken ließ: der Herr Commissarius könne Jahr für Jahr eine ansehnliche Summe mit ihm theilen, wenn er jetzt und künftig durch die Finger sehen wolle.

»Sie sind ein böser Mensch,« sagte der ehrliche Regierungsrath, »heben Sie sich hinweg von mir! in Ihrer Expedition sehen wir uns wieder.«

»Herr!« schrie Klumm, »wenn Sie mich zur Verzweiflung bringen, so erschieße ich mich in Ihrer Gegenwart, und lade mein Blut auf Ihr Gewissen!«

»Wenn Sie zur Hölle fahren wollen,« sagte Herr Selten, »so kann ich es nicht hindern, ich thue meine Pflicht.« — Er klingelte und ließ Leute herein kommen, um im Nothfall den Verbrecher mit Gewalt zu entwaffnen. Allein die Vorsicht war überflüssig, Herr Klumm erschoß sich nicht.

Die gefürchtete Untersuchung ging zur bestimmten Stunde vor sich, und bestätigte des Bösewichts Aussage.

Sogleich ließ der Commissarius ihn in Verhaft nehmen. Die Nachricht verbreitete sich schnell, der Pöbel lief zusammen. Um Aufsehen zu vermeiden, wurde ein Miethwagen geholt, um den Verbrecher in der Stille nach dem Gefängniß abzuführen. Allein der müssige Pöbel ließ sich das willkommene Schauspiel nicht ganz rauben. Er umringte den Wagen, und begleitete ihn durch die Straßen, wobei Verwunderung, Neubegier und Spott in rauhen Tönen sich äußerten.

Unglücklicherweise mußte der Zug an Klumm's Wohnung vorüber. Hier verdoppelte sich das Getöse, Ottilie trat an's Fenster, fragte, erfuhr, sank ohnmächtig zu Boden.

Mit der Ruhe der Verstockung sah der von Gottes Rache ereilte Verbrecher bald links bald rechts zum Wagen hinaus, grüßte sogar Bekannte mit dem gewohnten lächelnden Stolze. Nur als die schwere Gefängnißpforte sich seufzend um ihre Angeln drehte, und hinter ihm sich klirrend schloß, überflog eine braune Röthe sein bleiches Gesicht; aber schweigend stieg er aus dem Wagen, folgte dem Polizeibeamten durch die langen, finstern Gänge, und wurde dem Inspektor Robert abgeliefert.

---

10. Opfer kindlicher Pflicht.

Kaum war Ottilie ihrer Besinnung wieder mächtig, als sie aus dem Hause stürzte, und Jedem, der ihr begegnete, ankreischte: »wohin ist mein Vater gebracht worden?« Wer sie nicht kannte, oder von Klumm's Entlarvung noch nichts erfahren hatte, hielt sie für wahnsin-

nig und ging schüchtern ohne Antwort vorüber. Ein mitleidiger Gewürzkrämer, der vor seinem Laden Alles mit angesehen und nach Allem sich erkundigt hatte, gab ihr endlich Auskunft. »Es thut mir herzlich leid,« setzte er hinzu, »der liebe Papa war immer ein contanter Kunde.«

Ottilie flog der abgelegenen Gegend zu, die sie bis jetzt nur dem Namen nach gekannt; sie schauderte, als sie von ferne die schwarzen Mauern erblickte. Bebend zog sie die Glocke. Der finstere Thorwart öffnete ein handbreites vergittertes Loch in der Pforte, und fragte mit rauher Stimme: »Wer da?«

»Ich wünsche meinen Vater zu sehen,« antwortete Ottilie stammelnd.

»Wer ist Ihr Vater?« —

»Der Bankdirektor Klumm.« —

»Aha, der Zeisig, der den Fürsten bestohlen hat. Na komme Sie nur herein, Jüngferchen, und melde Sie sich bei dem Herrn Inspektor; wenn es der erlaubt, so kann Sie meinetwegen alle Tage kommen.«

Mit Mühe erhielt sich Ottilie auf ihren Füßen. Der Athem verging ihr, als sie auf den düstern Hof des Gefängnisses trat. Das falbe Gras, mit dem er bewachsen war, die kleinen Fenster mit Eisenstäben verwahrt, die ihn rings umgaben; der alte Soldat mit gezogenem Säbel, der grämlich auf und nieder ging, und dessen Fußtritt allein die Todtenstille unterbrach; der Anblick aller dieser Gegenstände beklemmte ihre Brust noch heftiger. »Wo

finde ich den Herrn Inſpektor?" fragte ſie die Schildwache. Der Soldat deutete auf einige Fenſter, die unvergittert waren, und vor welchen Blumentöpfe ſtanden; die einzigen Merkmahle, daß hier auch Menſchen wohnten; aber der Unglücklichen ſchienen die Blumen auf Gräbern gewachſen. Sie wurde vor den alten Robert geführt, der ſie zwar freundlich empfing, jedoch bedauerte, daß er ihren Wunſch vor der Hand nicht erfüllen könne, weil er noch keine Inſtruktion, den Gefangenen betreffend, erhalten habe. »Doch erwarte ich dieſe bald," fügte er hinzu, »kommen Sie Nachmittag wieder; ich hoffe, daß man mir nicht die ſaure Pflicht auflegen wird, die Tochter von der Thür des Vaters abzuweiſen."

Leiſe ſchluchzend verließ Ottilie die Wohnung des Schreckens, und ſchon warteten ihr daheim abermals erſchütternde Scenen. Alle Zimmer des Hauſes waren verſiegelt worden, die Bedienten liefen in der Irre herum; die beſſern empfingen weinend ihre gute Mamſell; die ſchlechtern ſtahlen, was noch zu ſtehlen war, und ſchlichen ohne Abſchied davon. Ottilie, die noch vor einer Stunde ſich reich genug glaubte, um mehr als einem Armen eine Freiſtatt zu gewähren, fand jetzt keine Zuflucht in dem Hauſe, in welchem ſie geboren war, keine Kammer, in der ſie ungeſehen weinen konnte. Sie wankte fort zu einer Muhme, die ſeit vielen Jahren bei keinem Gaſtmahle ihres Vaters fehlte, und von der ſie ſtets mit Liebkoſungen überhäuft worden. Die vortreffliche Frau Muhme verſchwand vom Fenſter, als die Verlaſſene ſich ihrer Wohnung näherte;

ein Dienſtmädchen, beſſer als ihre Herrſchaft, kam ihr entgegen und ſagte mitleidig verlegen: Madame iſt nicht zu Hauſe. Bei zwei Andern ging es ihr eben ſo. Ach! für den Unglücklichen iſt Niemand zu Hauſe!

Mit ungewiſſen Schritten irrte ſie jetzt auf den Straßen umher, und wußte nicht, wo ſie bis zum Nachmittag verweilen, noch minder, wo ſie die Nacht zubringen ſollte, wenn man ihr das Glück verſagte, ſich mit ihrem Vater in den Kerker einzuſperren. Da ergriff plötzlich Jemand ihre Hand und drückte ſie ſchluchzend an die Lippen: es war Minchen, ihr geweſenes Kammermädchen, das, wegen des Billets an Theodor, aus dem Hauſe gejagt worden, und nachher noch manchen vergeblichen Verſuch gemacht hatte, ihre gute Mamſell zu ſehen und zu ſprechen. »Biſt du es, Minchen?« ſagte Ottilie tief bewegt, »kennſt du mich noch? —«

»Ach!« erwiederte das treue Geſchöpf, »erſt vor einer halben Stunde habe ich Ihr Unglück erfahren. Ich rannte nach Ihrer Wohnung wie ich ging und ſtand — da ſieht es aus — lieber Gott! — ich fragte nach Ihnen, Sie waren eben ausgegangen; ich erblickte Sie noch von ferne und folgte Ihnen, getraute mich aber lange nicht Sie anzureden, denn es kam mir vor, als ob mein Anblick Ihnen jetzt vielleicht zuwider ſein könnte. Nun habe ich aber ſehen müſſen, wie Sie vor den Thüren hoffärtiger Verwandten abgewieſen worden; das letzte Mal hörte ich den Seufzer wohl, den Sie zu Gott hinauf ſchickten, er drang mir durch Mark und Bein, ich trat Ihnen in den Weg, ich hoffte,

Sie sollten mich gewahr werden, es kam mir auch so vor, als hätten Sie mich starr angesehen, aber guter Gott! Sie hatten die Augen wie ein Blinder auf mich gerichtet, es war ein Blick, den ich nimmermehr vergessen werde. Da konnte ich mich nicht länger halten, und ergriff die liebe Hand, die mir so manche Wohlthat erwiesen hat. Beste Mamsell, wenn Sie in der Eile nirgend unterzukommen wissen, verschmähen Sie meine geringe Wohnung nicht. Ich habe einen Witwer geheirathet, einen Leineweber; er ist nicht jung mehr, aber ein braver ordentlicher Mann, der sein Auskommen hat, und der sich von Herzen freuen wird, die gute Herrschaft unter seinem Dache zu bewirthen, von der ich ihm so oft erzählt habe.»

Die dankbare Liebe der wackern Bürgersfrau erweichte Ottiliens Herz, ein erleichternder Thränenstrom brach aus ihren Augen. »Ja, mein gutes Minchen,» schluchzte sie, »ich bin sehr unglücklich! gewähre mir eine Zuflucht in deiner Wohnung nur bis diesen Nachmittag. —»

»O, so lange Sie wollen! Ihnen gehört Alles, was wir haben und vermögen!» —

Des Leinewebers Hütte war nicht weit entfernt, Ottilie wurde mit ehrfurchtsvoller Herzlichkeit empfangen, man führte sie in ein wohlaufgeputztes Stübchen, man nöthigte sie, auf einem weichen reinlichen Bette auszuruhen; der ehrliche Bürger trug das Beste herbei, was er in Küche und Keller hatte, und es schmerzte ihn nur, daß sein lieber Gast weder essen noch trinken wollte.

Mit steigender Beklemmung erwartete Ottilie die be-

ſtimmte Stunde, und war ſchon auf dem Wege, noch ehe ſie ſchlug. Ihre großmüthige Wirthin ließ ſich nicht abhalten, ſie zu begleiten. »Es könnte Ihnen etwas zuſtoßen,« ſagte ſie, »und es wäre Niemand bei der Hand, Ihnen zu helfen. Ich will nicht beſchwerlich fallen, ich will draußen vor der Pforte Ihre Zurückkunft erwarten.«

Diesmal wurde Ottilie von einem ſchönen, freundlichen Mädchen empfangen; es war Emma. Mit einem Auge voll Seelengüte kam dieſe ihr entgegen. »Mein Pflegevater hat mir aufgetragen, Sie zu Ihrem Vater zu führen. Sie haben die Erlaubniß, ihn täglich zu ſehen.« —

»Darf ich auch ganz bei ihm bleiben?« fragte Ottilie haſtig.

»Das weiß ich nicht. *Wollten* Sie denn ganz bei ihm bleiben?« ſetzte Emma gerührt hinzu.

»Wo ſonſt!« rief Ottilie, und eilte mit beflügelten Schritten den düſtern Gang hinab, der zu Klumm's Kerker führte. »*Hier*,« ſagte Emma, indem ſie auf eine kleine niedere Thür deutete, und aus ihrem Schlüſſelbund einen ſchweren Schlüſſel abſonderte. Ottilie bebte, während ihre Führerin das dreifache Schloß öffnete; ſie zitterte vor ihres Vaters Anblick, ſie zitterte, daß der ihrige ihm ein Vorwurf ſcheinen möchte, und faſt verließen ſie ihre Kräfte, als die Pforte ſich aufthat. Klumm ſaß auf einer hölzernen Bank, die, ſammt einem Tiſche, der von hundert Namen ſeiner Vorgänger zerſchnitten war, die einzige Geräthſchaft der von Rauch geſchwärzten Zelle ausmachte. Vor ihm ſtand ein Waſſerkrug und eine Schüſſel mit Grütze,

die er nicht berührt hatte. Mit einem Schrei des Jammers stürzte die Tochter an die Brust des Vaters — Emma trat zurück, lehnte die Thür an und harrte draußen, um den Ausbrüchen kindlicher Liebe keinen Zwang aufzulegen.

»Was willst du hier?« sagte Klumm, indem er Ottilien ziemlich unsanft von sich weg schob. —

»Was ich will? kann das mein Vater noch fragen? — Ihren Kummer theilen, ihren Zustand erleichtern, so viel in meinen Kräften steht.«

»Bemühe dich nicht,« versetzte er kalt, »ich bedarf deiner nicht. Oder willst du an dem Anblick eines Vaters dich weiden, den deine Halsstarrigkeit, deine Verschwendung in dieses Elend gestürzt haben?« — Ottiliens Innerstes erbebte.

»Ich?« stammelte sie kaum hörbar. —

»Ja, du! du allein! hättest du vor mehrern Monaten schon dem Kammeraſſeſſor deine Hand gereicht, ich wäre frei, wohlhabend und geehrt wie vormals. Hätte deine Eitelkeit nicht mein Vermögen verpraßt, es wäre nie dahin mit mir gekommen.« — Ottilie stand vernichtet, es flirrte ihr vor den Augen, eine scharfe Kralle schlug sich in ihr Herz, es blutete.

»Ich? — ich hätte? — wußte ich denn? — o mein Gott!« — Sie hielt sich an der Wand. Er achtete ihres Jammers nicht.

»Habe ich dich nicht hundertmal gebeten?« fuhr er fort, »habe ich dir nicht drohende Winke genug ertheilt? Du wolltest sie nicht verstehen. Dir lag das Schicksal bei-

nes alten Vaters minder am Herzen, als deine romantiſche Liebelei. Freue dich, du biſt nun erlöſt von der läſtigen Obhut des Vaters; geh nun hin und wirf dich deinem Buhler an den Hals, und heirathe ihn mit meinem Fluch belaſtet!" — Bei dieſen Worten ſank Ottilie zuſammen, kroch ächzend auf dem Boden zu ihm hin, umfaßte ſeine Knie und flehte um Barmherzigkeit. »Nie! Nie!" rief ſie ſchluchzend, „will ich gegen Ihren Willen mich vermählen! nie aus Ihrem Kerker weichen! — Hat meine Verſchwendung zu Ihrer Verarmung beigetragen, o, ſo geſchah es doch nur, weil Sie mich ſelbſt dazu ermunterten, und ich keine Ahnung von Ihrer Lage hatte. Ach! der Vorwurf, den ich hören müſſen, wird ein ewiger Stachel in meiner Seele bleiben! Vergönnen Sie mir mindeſtens nach meinen Kräften wieder gut zu machen! Behalten Sie mich hier! auf nacktem Boden will ich ſchlafen, trockenes Brot genießen, Tag und Nacht arbeiten, um Ihnen die gewohnten Bequemlichkeiten zu verſchaffen, und nur dann von meiner Arbeit aufſtehen, wenn Sie meiner Pflege bedürfen."

»Fort mit dir!" unterbrach ſie der Barbar, »ſoll dein Winſeln mir noch die letzten Tage verbittern? — ich will allein ſein, niemand um mich haben, am wenigſten dich. Willſt du meinen letzten Befehl erfüllen, und nicht mir zur Schande in meiner Vaterſtadt betteln gehen, ſo begib dich zu einer alten Verwandtin nach Grafenrode. Die Närrin hatte ſtets an meiner Lebensweiſe und Erziehung etwas auszuſetzen, hat mich oft erſucht, dich

ihr zu ſchicken; vielleicht iſt ſie auch jetzt noch albern genug, ſich deiner anzunehmen.» — Bei dieſem Ausſpruch blieb der Unmenſch, der Bitten, Thränen und Verzweiflung ſeiner Tochter nicht achtend. »Geh!» rief er endlich wüthend, »du haſt mich zum letzten Male geſehen!» —

Ottilie wankte hinaus, mehr todt als lebend. Draußen ſank ſie in Emma's Arme, welche tief erſchüttert die Unglückliche nach ihrem Zimmer brachte, und ängſtlich alles herbei trug, was ſie erfriſchen und erquicken konnte. Ottilie war zu betäubt, um ihre Liebe dankbar erwiedern zu können. Lange blieb ihr Schmerz ſtumm und thränenlos. Starr in einen Winkel blickend, als ſähe ſie ein Geſpenſt, ſuchte ihre zerrüttete Seele Hülfe für den Augenblick, Rath für die Zukunft. »Ja, ich will ihm gehorchen!» ſo brach ſie endlich das düſtere Schweigen, »ich will einen Ort fliehen, der mir täglich mit erneuertem Jammer droht! aber was ſoll aus dem Greiſe werden, der meine kindliche Hand zurückſtößt, und hilflos ſeinem Grabe zuwankt!»

»Sorgen Sie nicht,» ſagte Emma mit ſanfter, herzergreifender Stimme, »es iſt meine liebſte Pflicht, den Unglücklichen, welche in dieſen Mauern ſeufzen, beizuſtehen. Von gleichen Gefühlen iſt auch mein guter Pflegevater beſeelt, und wo unſer Beider Kräfte nicht ausreichen, da tritt noch ein edler Freund hinzu, ein junger Arzt, der nicht blos kranke Körper, ſondern auch kummervolle Herzen zu heilen vermag. Leider iſt er jetzt abweſend, aber ſobald er zurückkömmt, werde ich ihm die Sorgfalt für Ihren Vater dringend empfehlen — ich werde

ihm nämlich ſagen, daß der Mann unglücklich iſt; einer andern Empfehlung bedarf es bei Theodor nicht.“

Ottilie erſchrack, erglühte, wollte haſtig reden, ſchwieg, ſtarrte das Mädchen an, in ihrem Buſen entſtand ein Getümmel, ihr Gedächtniß kehrte zurück: das iſt ſie! rief es ihr plötzlich zu, das iſt die ſchöne Fremde, die — Gott! ſo war auch das noch mir vorbehalten.“ Sie kennen dieſen Theodor?“ ſtotterte ſie kaum vernehmlich.

»Ob ich ihn kenne? er war mein Retter! er iſt mein Bruder! o ich lieb' ihn unausſprechlich!“ — Ottilie taumelte von ihrem Sitze auf. »Wohlan, Mademoiſell — ſo ſagen Sie ihm — wenn er meiner noch bisweilen gedächte — ich heiße Ottilie — wenn die Unglückliche, die dieſen Namen trägt, noch Anſpruch auf ſeine Freundſchaft machen dürfe, ſo ſolle er meines alten, verlaſſenen Vaters ſich annehmen. Unter dieſer Bedingung verzeihe ich ihm alles! Leben Sie wohl, Mademoiſell! Sein Sie glücklich! ſo glücklich, als ich einſt zu werden hoffte!“

Dieſe letzte überraſchende Gemüthsbewegung gab ihrem Körper plötzlich überſpannte Kräfte; ſie entfloh als verfolge ſie ein Geiſt, ſie hörte nicht mehr die bittende Stimme hinter ihr, athemlos erreichte ſie die Straße, ergriff haſtig die Hand ihrer harrenden Begleiterin, und rannte ſo ſchnell voraus, daß dieſe, nachgezogen, ihr kaum zu folgen vermochte. Dieſe unnatürliche Spannung dauerte noch lange fort; ſie war unaufhörlich in Bewegung, konnte keinen Augenblick ſitzen, rannte immer auf und nieder, ſeufzte

nicht, weinte nicht, sprach wenig, stieß das Wenige hastig heraus, und mitten in diesem Sturm ihrer Seele stand nur der einzige Gedanke fest: ich will fort! — Sie zog einen kleinen Ring von einigem Werth vom Finger, und bat die Frau des Leinewebers, ihn zum nächsten Juwelier zu tragen, und um jeden Preis zu verkaufen. Von der Summe, welche für den Ring gelöst wurde, zog sie gewissenhaft nicht mehr ab, als eben hinreichte, um eine Reise mit der öffentlichen Post nach Grafenrode zu bestreiten; das übrige händigte sie Minchen ein, mit der Bitte, es ihrem Vater gleich nach ihrer Abreise zuzustellen. Dann ließ sie, trotz aller Vorstellungen, daß sie Erholung bedürfe, sich nicht abhalten, noch in derselben Nacht, eine Stadt zu verlassen, wo sie so lange als Schmuck und Krone der weiblichen Jugend beneidet und angebetet worden war. Ihre Hast vermehrte sich, als die treuherzige Wirthin, in der Hoffnung, sie zurückzuhalten, ihr lächelnd vertraute; Theodor sei ihres Mannes Vetter, und besuche ihr Haus recht oft, denn er sei gar nicht stolz. »Wäre er nur nicht eben verreist,« fügte sie hinzu — »doch wer weiß, vielleicht kommt er bald, vielleicht noch heute zurück.«

Ottilie erschrack vor dieser Möglichkeit, beschleunigte ihre Anstalten, und empfand nicht eher eine Art von Ruhe, als bis die wohlbekannten Sterne ihr wieder auf der Landstraße leuchteten.

Hätte Florio nicht, während die ganze Stadt von dieser Begebenheit voll war, gerade Tage lang zu Hause an seinem Flügel gesessen, und seiner Schwermuth Töne

geliehen, er würde dieſe Flucht nimmermehr zugegeben, oder, hätte er ſie nicht verhindern können, die Fliehende wenigſtens begleitet haben. So aber erfuhr er das erſte Wort von der ganzen Sache, nachdem die Kaffeeſchweſtern ſchon das letzte darüber geſprochen hatten. Er wollte wiſſen, wohin Ottilie entwichen, er rannte auf die Poſt, aber auch da wußte man ihm nur die erſte Station zu nennen. Verdrießlich ſchlug er ſich vor die Stirn: »Ich Dummkopf! was wird Theodor ſagen, wenn er zurückkommt!«

---

11. Rache des Himmels.

Aber Theodor's Abweſenheit verlängerte ſich wider Vermuthen von einer Woche zur andern, von einem Monat zum andern. Die epidemiſche Krankheit hatte einen furchtbaren Charakter angenommen, und drohte ſich immer weiter zu verbreiten. Theodor ſchonte nicht ſeiner Ruhe noch ſeines Lebens, und erſchöpfte ſeine ganze Kunſt, um dem Uebel vorzubeugen. Er ſchilderte ſeinem Freunde in einem langen Briefe die Gefahren, mit welchen er täglich kämpfte, die traurigen Beſchäftigungen, die ſeine Zeit fraßen, und bat, ihn wenigſtens durch Nachrichten von Ottilien zu erquicken. »Das laſſe ich wohl bleiben,« ſagte Florio finſter, »der arme Teufel trägt ſchon ſchwer genug; das Schlimmſte erfährt er immer noch zu früh.« Und ſo gab er in ſeiner Antwort vor: daß Kränklichkeit ihn ſchon ſeit vielen Wochen hindere, auszugehen; er alſo von Ottilien ihm nichts zu melden wiſſe. Nur daß ihren Vater eine mißliche Unterſuchung betroffen, ſchrieb er ihm, und daß es übel

mit dem Alten ablaufen könne, der sein Vermögen durchgebracht habe. Ottiliens Verarmung mußte für Theodor eine willkommene Nachricht sein, und alle seine Hoffnungen auf's neue beleben, das wußte sein Freund wohl, und darum eilte er, diesen Trost ihm mitzutheilen; nur daß sie fort über alle Berge sei, verschwieg er weislich. »Die Weiber fliehen ja doch nur,« meinte er bei sich selbst, »um sich verfolgen zu lassen, und verstecken sich, um gefunden zu werden.«

In den ersten Tagen seiner Gefangenschaft behauptete Klumm seine Störrigkeit, die er gern für männlichen Muth ausgegeben hätte. Aber Muth ist nicht blos Bekanntschaft mit der Gefahr (wie Leisewitz einst ihn definirte) Muth ist Gesundheit des Leibes und der Seele. Der redlichste Mann, dessen Körper kränkelt, hat selten Muth, und den stärksten Bösewicht lähmt das Gewissen. Bei dem alten Klumm vereinigte sich beides, den morschen Grundpfeiler seiner Störrigkeit umzustürzen. Die magere Kost, das klare Wasser, welches an die Stelle nahrhafter Speisen und feuriger Weine trat, schlug die stolzen Lebensgeister nieder, die ohne künstliche Hilfe sich nicht erneuern konnten. Die lästige Einsamkeit, die furchtbare Langeweile traten hinzu; Alles zusammen genommen pflegt in Gefängnissen fromme Bekehrung oder kleinmüthige Verzweiflung zu bewirken. Aber Bekehrung folgt auf Reue, denn die Tugend kann nicht eher wurzeln, bis der Flugsand eines bösen Gemüthes erst durch den ausgestreuten Samen der Reue zur Aufnahme edler Pflanzen befe-

ſtigt worden. Reue ſetzt hinwiederum Erkenntniß voraus, und wo ließe ſich die bei einem verſtockten Egoiſten hoffen, der jeden Menſchen, mit dem er in Berührung kommt, nur als eine Zahl betrachtet, die vorhanden ſei, um ſeiner eigenen Lebensnull einen Werth zu leihen. Alſo Reue war es nicht, die den Bankdirektor folterte; aber eine Leere, ſchrecklicher als Reue, weil die letztere doch immer eine Art von tröſtendem Gefühl erzeugt: man ſei nicht ganz verworfen, ſo lange man noch bereuen könne. In Klumm's hohler, leerer Bruſt zogen jetzt die Geſpenſter der Vergangenheit hin und her, auf und nieder. Er mochte ſich ſträuben, wie er wollte, bald faßte ihn hier die Jammergeſtalt des biedern Pfarrers am Sarge ſeiner verführten Tochter, bald dort das Bild der ſterbenden betrogenen Gattin, und wenn er die Phantome durch Gotteslästerungen verſcheucht hatte, ſo hob ſich aus der Tiefe der Geiſt der unglücklichen Mutter, die ihre blinde Liebe ſo ſchwer gebüßt hatte; und wenn er dieſem drohenden Geiſte den Rücken kehrte, ſo erblickte er ein Kind in der Irre, vergebens nach einem Vater rufend, eine hilfloſe Waiſe dem Laſter Preis gegeben! — So ſchwebten ſie alle, die grauen Schatten, an den düſtern Wänden ſeines Kerkers hin und her, und in ſchlafloſen Nächten ſtanden ſie alle um ſein Lager. Grinſend ſpottete er des Gewiſſens, und ſpottend zitterte er vor ſeinem Donner.

Nur eine Erſcheinung vermochte dann und wann ihn zu erweichen — Emma's Beſuch — ihre Geſtalt, ihre Züge, die ihm nicht fremd ſchienen, und oft in ſeinem

Innern eine seltsame Regung bewirkten. Ihres Versprechens eingedenk, und von eigenem Mitleid gezogen, kam sie täglich, wenigstens einmal, um den alten Mann durch einen sich selbst abgesparten Bissen zu erquicken, oder, wenn sie nichts zu bringen hatte, ihn wenigstens durch ihren freundlichen Zuspruch zu erheitern.

Einst, an ihres Pflegevaters siebzigsten Geburtstage, hatte sie eine Flasche Wein und einen Teller mit Kuchen für den alten Klumm zurückgesetzt, die sie, während der Inspektor seinen Mittagsschlummer hielt, dem Gefangenen brachte, ihn aber auch sogleich wieder verließ, weil sie Anstalten zu einer kleinen festlichen Mahlzeit machen mußte, durch welche der Geburtstag des Greises mit einigen alten Freunden gefeiert werden sollte. Bei ihm wurde, nach der Sitte unserer Väter, von Zinn gespeist. Vormals war er reichlich mit diesem Geschirr versehen, er hatte aber den größten Theil desselben seiner Tochter zur Ausstattung mitgegeben, und für sich selbst kaum so viel übrig behalten, daß er ein paar Gäste darauf bewirthen konnte. Darum ließ auch Emma gegen Abend den Teller zurückholen, den sie bei dem Gefangenen stehen lassen, und wollte, da nur trockener Kuchen darauf gelegen, blos mit ihrer weißen Schürze darüber hinfahren, und ihn dann zu den übrigen stellen. Bei einem flüchtigen Blicke, den sie, während dieses eiligen Geschäftes auf den Teller warf, wurde sie etwas frisch darauf Gekritzeltes gewahr, betrachtete es näher, und ließ fast vor Schrecken den Teller aus der Hand gleiten —

es war der Name ihrer Mutter, Amalie Thomasius. In Gedanken verſunken, hatte Klumm unwillkürlich dieſe Züge gekritzelt, da Emma's freundliche Erſcheinung ihn eben jetzt ſo lebhaft an ſeine vormalige Krankenwärterin erinnert hatte.

Schrecken, Erſtaunen, Neubegier, Hoffnung wechſelten ſchnell in Emma's bewegtem Gemüthe. »Der Mann hat meine Mutter gekannt, das iſt gewiß — auch meinen Vater, das iſt wahrſcheinlich. Wenigſtens wird er mir zu ſagen wiſſen, wo ich den Kaufmann Schneider antreffen werde, den hier Niemand kennen will.«

Sie konnte dieſen Abend ſich keinen Augenblick abmüſſigen, um einen Zufall aufzuklären, der ihre ganze Seele mit Erwartungen erfüllte, ſie zerſtreut und untheilnehmend bei der fröhlichen Mahlzeit machte, und für die nächſte Nacht ihr den Schlaf raubte. Mit dem früheſten Morgen bereitete ſie ſelbſt für den Gefangenen das Frühſtück, ſetzte es auf den nämlichen weisſagenden Teller, und trug es, wider ihre Gewohnheit, ſelber ihm hinauf. Er ſtutzte, als er ſie hereintreten ſah, noch mehr, da er eine ungewohnte, ſcheue Aengſtlichkeit an ihr gewahr wurde. So wie heute, hatte ſie ihn noch nie betrachtet, ſo forſchend, ſo wohlwollend, und doch ſo ernſt. Mit einem ſtammelnden Morgengruß ſetzte ſie das Frühſtück auf den Tiſch. »Sie werden ſich wundern,« ſagte ſie, »daß ich ſo früh erſcheine, und ſchwerlich errathen, welche Sehnſucht mich herführt. Irre ich nicht, ſo haben Sie dieſen Namen auf den Teller

geſchrieben, den ich Ihnen geſtern brachte?» — Sie ſchob ihm den Teller hin und erwartete zitternd ſeine Antwort.

Er ſchien verwirrt. »Es iſt wohl möglich,» ſagte er, »in der Zerſtreuung —»

»Haben Sie meine Mutter gekannt?» —

»Ihre Mutter? —»

»Ja, ſie hieß Amalie Thomaſius —»

»Des Pfarrers Tochter zu Seligheim?»

»Dieſelbe —»

Das war ein Blitz, der des alten Baums dicke Rinde endlich von einander riß. Todtenbläſſe überzog Klumm's Geſicht, ſein Auge verglaſte ſich, und gichteriſche Zuckungen verzerrten ſeinen Mund. Noch ehe er ſich erholen konnte, ſchmetterte der zweite Schlag ihn vollends zu Boden.

»O gewiß,» rief Emma, »gewiß haben Sie meine Mutter gekannt! und von Ihnen werde ich erfahren, wer und wo mein Vater iſt.»

»Ihr Vater —!» ſtammelte Klumm mit gelähmter Zunge.

»Wenigſtens werden Sie den Mann mir nachweiſen können, an den mein Großvater in ſeiner Todesſtunde mir dieſe Zeilen gab.» Sie legte ihm den Brief offen hin. »Leſen Sie, er iſt an einen Kaufmann Schneider gerichtet, den Niemand kennen will. Ach! wenn auch Sie nichts von ihm wüßten, das würde mich ſehr traurig, ſehr unglücklich machen!»

Mit gebrochener Stimme ſagte Klumm: „ich weiß nichts von ihm —» Er hatte die zitternde Hand des Greiſes erkannt; auch die Worte: Die Ueberbringerin

ist das einzige Kind meiner einzigen Tochter, waren ihm gleichsam mit feurigen Buchstaben erschienen — Erinnerung und Reue kochten in seiner Brust — er wagte es nicht, die starren Augen auf das Kind zu richten, das er verstoßen, dessen Mutter er gemordet, und das jetzt im Gefängniß sein Wohlthäter war. Emma, zu beschäftigt mit ihren Hoffnungen und Gefühlen, hatte noch immer nicht wahrgenommen, welche blutige Wunden jedes ihrer Worte dem Gefangenen schlug. »Ach!« seufzte sie, »finde ich auch bei Ihnen keine Aufklärung über das Räthsel meiner Geburt, so erzählen Sie mir wenigstens von meiner Mutter! Sie haben sie gekannt — es soll eine so gute Frau gewesen sein — und nicht glücklich! warum nicht glücklich? — welch ein trauriges Geheimniß! — nie hat mein Großvater mir es entdecken wollen — ach! ich fürchte, mein Vater hat sie unglücklich gemacht!« —

Emma schluchzte, und endlich ergossen sich der Wehmuth bittere Tropfen in die Gewissenswunden des Verbrechers. Ihn ergriff ein Schauder — vergebens zuckte er unter der gewaltigen Hand des furchtbaren Rächers — sie brach ihm den krampfhaft verschlossenen Mund auf, und wie aus einem alten aufgebrochenen Geschwür die verpestende Jauche quillt, so stürzten die Worte aus seinem Munde: »Ich habe sie verführt! ich bin dein Vater!«

Geknickt fiel die Blume zu seinen Füßen. »O ich Elender!« heulte Klumm, »es ist doch ein Gott!« und zum Ersten Male seit seiner Kindheit weinte er bitterlich. Emma wimmerte und legte wimmernd ihren Kopf

auf seine Knie. Glühende Thränen fielen auf ihr Haupt herab, und brannten durch die Locken auf ihre Stirn.

Der Tochter weiches Herz konnte des Vaters Jammer nicht ertragen; sie umschlang seine Füße, und sah bittend und schluchzend zu ihm hinauf. Die Scham verdrehte sein Auge von dem Kinde weg. »Deine Mutter ist gerochen!« heulte er, »du bist Gottes Werkzeug! — O ich leide tausendfachen Tod! ich kann deinen Anblick nicht ertragen! — Erbarme dich meiner! rächender Engel! laß ab von mir!« — Er verhüllte sein Gesicht mit beiden Händen.

»Ich will Sie trösten,« stammelte Emma kaum vernehmlich, denn die Thränen erstickten ihre Worte.

»Jetzt nicht! jetzt nicht!« rief der Zerknirschte, »um Gotteswillen, laß mich allein!«

Emma wankte hinaus, doch nur bis vor die Thür, da fiel sie auf ihre Knie und betete mit kindlicher Inbrunst um Ruhe für den Unglücklichen! dann ging sie träumend an ihre Geschäfte, aber schon nach einer Stunde zog ihr Herz sie wieder zu dem Vater. In stummer, starrer Verzweiflung fand sie ihn — heftig fuhr er zusammen, als sie herein trat. Aber sie hatte ihre Thränen mühsam getrocknet, und erkünstelte mit frommer Verstellung die gewohnte holde Freundlichkeit. Ihre Engelsmilde, ihre kindliche Angst, die schmerzende Wunde ja nicht zu berühren, ihre zarte Sorge, ihr liebevoller Trost, besänftigten nach und nach den Sturm in seinem Gemüthe, und nur die Regenspuren des furchtbaren Ungewitters blieben zurück. Die Eisdecke des Egoismus war gesprengt, in die kalte, finstere Tiefe drang ein

heller warmer Strahl, und entlockte ihm die Worte: Ach! daß ich beten könnte!"

Alsobald fiel Emma nieder und betete laut! und rief den Geist ihrer Mutter um Versöhnung an. Unwillkürlich faltete Klumm die zitternden Hände — mitbeten konnte er nicht, aber seine Lippen bewegten sich, und schwere Tropfen fielen von der grauen Wimper herab. — Es währte lange, ehe sein schüchternes Auge wagte, dem der Tochter zu begegnen, als ob er die Vorwürfe darin zu lesen fürchtete, die nur in seinem Gewissen standen. Allmälig aber gelang es ihr durch schonende Liebe an ihren Blick ihn zu gewöhnen, daß er zu ihr hinauf sah, wie eine Seele im Fegfeuer nach dem Engel, der die rettenden Arme nach ihr ausstreckt. So gern sie auch von der Geschichte ihrer Mutter noch mehr erfahren hätte, so nahm sie sich doch sehr in Acht, diese Seite nur leise wieder zu berühren. Daß sie in ihres Vaters Gewissen tief und schmerzlich anklinge, wußte sie nun, und das war ihr genug, um jeden Ausdruck ängstlich zu vermeiden, der als Beziehung auf jenes unglückliche Geheimniß hätte können gedeutet werden.

Lange kämpfte sie mit sich, ob sie ihrem guten alten Pflegevater vertrauen sollte, was vorgegangen; sie fühlte wohl, sie sei ihm unbedingtes Vertrauen schuldig, und hätte gern, wie sie gewohnt war, die süße Pflicht in ihrem ganzen Umfang erfüllt, wäre Nachtheil nur für sie allein daraus entsprungen. Aber sie kannte den alten Robert, seine strengen Grundsätze und strengere Tugend. Sie wußte gewiß, daß eine solche Entdeckung ihn gegen seinen Gefangenen

erbittern, und Einfluß auf deſſen Behandlung haben würde. So gern er Unglückliche, wenn auch ſtrafbarer Leichtſinn ſie in's Verderben ſtürzte, durch Nachſicht und Güte aufrichtete, ſo unerbittlich hart war er bisweilen gegen ſolche, deren Verbrechen aus dem Giftquell eines böſen Herzens gefloſſen waren. Je mehr er Emma liebte, je weniger würde er bei dem alten Klumm eine Ausnahme gemacht, ſondern ſich unabweichlich an die ihm ertheilte Vorſchrift gebunden haben, deren Inhalt die ſtrengſte Gerechtigkeit diktirt hatte. Wie hätte ſie, bei ſolchen ihr bekannten Geſinnungen, hoffen dürfen, für den ſchuldigen Vater beſſere Pflege zu erbitten? — Darum ſprach ſie nur von dem Gefangenen, als von einem unglücklichen Greiſe, deſſen Schickſal ſie tief rühre, und ſo gelang es ihr nach und nach, dem Pflegevater die Erlaubniß abzubetteln, von ſeinem eigenen Tiſche Jenen zu ſpeiſen, ihn mit bequemeren Möbeln zu verſehen, ja ſie durfte ihn ſogar nicht ſelten hinunter in den Garten führen, um durch Luft und Sonnenſchein ihn zu erquicken. Mit erfinderiſcher Genauigkeit theilte ſie Sorge, Zeit und Liebe zwiſchen den beiden Alten, ſo daß dennoch Jeder ſie ganz beſaß. Körper und Seele wurden dadurch ſo ununterbrochen in Thätigkeit geſetzt, daß ihr Herz nur ſelten an die erſte Liebe ſie erinnerte, ja, daß ſie ſogar bisweilen glaubte, der in der Aſche glimmende Funke ſei ganz verloſchen.

Wohlthätig war ihre Pflege für Klumm's Körper, denn ſeit vielen Jahren hatte er ſich keiner ſo feſten Geſundheit erfreut; aber der Aufruhr, den ſie in ſeiner Seele erregt hatte; die verlorne Einigkeit mit ſich ſelbſt, die leider

auch dem Laſter nicht fremd iſt und oft der Tugend ihre Ruhe nachlügt; die tägliche Qual und Beſchämung, gerade von dieſem Kinde, der Tochter jener verführten und ermordeten Mutter, Wohlthaten zu empfangen — alle dieſe widrigen Gefühle zu ertragen, dazu fehlte ſeiner Seele Kraft. Mit Schrecken wurde Emma gewahr, daß eine Geiſtesverwirrung täglich mehr und mehr überhand nahm; daß er ſie zuweilen nicht erkannte, oder für ihre Mutter ſie hielt, und daß bald ein düſterer Wahnſinn ihn mit einem ſchrecklichen Ende bedrohen würde.

»Ach!« rief ſie jammernd, »Gottes Hand liegt ſchwer auf ihm! um ſo heiliger wird mir die Pflicht, ihm ſeine ſchwere Bürde tragen zu helfen!«

---

12. Körbe.

So ſeltſam verwandelt hatte ſich die Bühne, als Theodor zurückkehrte. Was er Gutes gewirkt hatte (und es war viel) belohnte der Fürſt huldreichſt durch den Titel eines Hofraths.

Theodor nahm ſeinen Hofrath gelaſſen hin, und, des geſtifteten Guten ſich bewußt, machte er auf keine andere Belohnung Anſpruch. Auch ließ ſein Herz ihm keine Zeit, jetzt daran zu denken. Wo iſt Ottilie? war ſeine erſte Frage; wird ſie nun die Meinige werden? ſeine zweite. Ihres Vaters Unglück betrübte ihn, denn er fühlte, was die gute Tochter dabei gelitten hatte; aber die Armuth, in welche ſie verſunken war, machte ihm heimlich Vergnügen, denn jetzt konnte er ihr beweiſen, daß nur ſie ſelbſt, nicht der verlorne

Glanz, der sie einst umgab, ihn gefesselt hatte. Kaum gedachte er noch des Mißtrauens, durch welches sie ihn gequält, der Vertheidigung, zu welcher sie ihn aufgefordert hatte. Er hielt es für eine bloße Neckerei der Liebe, von der in der jetzigen Lage keine Rede mehr sein werde; und sollte wider Vermuthen wirklich noch ein Verdacht in dem Herzen der Geliebten wurzeln, so mußte ja, was er zu thun entschlossen war, Jenen schnell vernichten.

Daß er weder auf der Post, noch bei seinem ehrlichen Vetter erfahren konnte, wohin Ottilie geflohen, beunruhigte ihn wenig, denn der Vater mußte es doch wissen, und an den Vater wollte er sich wenden, hoffend, daß der arme Gefangene ihn günstiger aufnehmen werde, als der stolze Bankdirektor einst gethan hatte. Sein Stand und Amt öffneten ihm ohne Hindernisse Klumm's Kerker, und Emma führte den Freund, den Bruder, so gern zum Vater. Doch leider hatten die Geistes-Abwesenheiten des alten Mannes sich so schnell vermehrt, daß Theodor erst nach mehreren Tagen einen hellen Augenblick fand, in welchem Klumm seinen vormaligen Arzt erkannte, und des Vergangenen sich bewußt war. Natürlich verursachte dies Bewußtsein ihm abermals widerliche Empfindungen; er schämte sich, vor dem Gemißhandelten in dieser demüthigenden Lage zu erscheinen, verhehlte nicht, daß dessen Besuch ihm unwillkommen sei, und gab ihm zu verstehen, daß er für edler würde gehalten haben, wenn Theodor sich diesen Triumph versagt hätte.

O wie wenig kannte er den edlen Jüngling! und wie

sehr wurde er überrascht, als dieser seine Anwerbung um Ottilien erneuerte. Stammelnd nannte er ihm Grafenrode, als den Ort ihres jetzigen Aufenthalts; stammelnd fügte er hinzu, daß er keine Gewalt mehr über seine Tochter sich anmaße, und daß ihre Hand jetzt blos ein Geschenk ihres Herzens sein müsse. — Kaum hatte er diese Erklärung von sich gegeben, als er den seltsamen Gefühlen unterlag, mit welchen diese neue, unerwartete Begebenheit ihn bestürmte. Scheue Blicke, irre Reden, krampfhaftes Lächeln, verriethen dem kundigen Arzte die Zerrüttung seines Geistes. Theodor versprach Emma seine ganze Kunst aufzubieten, um den Wahnsinnigen zu heilen, und entfernte sich für diesmal befriedigt, denn er wußte doch nun, wo Ottilie zu finden, und hing doch nun sein Glück allein von der ab, an deren Liebe er nicht zweifelte.

Hastig eilte er in seine Wohnung, schrieb einen rührenden Brief an Ottilien, meldete ihr, daß ihr Vater der Wahl ihres eigenen Herzens ihr Schicksal anvertraue, und bat liebevoll um baldige Entscheidung des seinigen. Als er vollendet hatte, las er das Geschriebene Florio vor, der ihn wider seine Gewohnheit schweigend anhörte, und mit großen Schritten auf und nieder ging. »Du hast mir nichts zu sagen? mir keinen Rath zu ertheilen? —«

Keinen, versetzte Jener mürrisch.

Theodor siegelte und sandte den Brief auf die Post. Als das geschehen war, wollte er den wortkargen Freund verlassen, und an seine Geschäfte gehen, aber plötzlich hielt Florio ihn auf.

»Höre,« ſagte er, »du willſt heirathen, du machſt einen dummen Streich; aber hol' mich der Teufel! du ſollſt ihn nicht allein machen, denn kurz und gut, ich will auch heirathen.«

Theodor ſah ihn befremdet an und wußte nicht, ob er lachen oder ernſthaft bleiben ſollte.

»Unter uns, mein Freund,« fuhr jener fort, »aber ſage es Niemanden wieder, denn ich ſchäme mich — während deiner Abweſenheit habe ich ein Hundeleben geführt. Gott weiß, ich habe gegen die verdammte Liebe gekämpft wie St. Georg gegen den Lindwurm, aber es iſt Alles vergebens. Setze ich mich an meinen Flügel, ſo ſitzt ſie neben mir; ſchlage ich einen weichen Accord an, ſo höre ich ihre Stimme; male ich einen Notenkopf, ſo ſehe ich ihren Augapfel. Der Wein ſchmeckt mir nicht, der Scherz iſt von mir gewichen, wenn es noch länger ſo dauert, ſo werde ich ein verrückter Muſikant, ziehe auf den Dörfern mit der Geige umher, und laſſe mich von den Bauern verſpotten. Das muß anders werden, wenn auch ſchlimmer, und darum habe ich beſchloſſen, das Mädchen zu heirathen, es gehe wie Gott wolle.«

»Es wird gut gehen,« ſagte Theodor lächelnd, »du meinſt doch Emma?«

»Dumme Frage!« erwiederte Florio. —

»Nun ſo geh' auf der Stelle zu ihr.«

»Narr! wenn ich das könnte? ich bin ja ſchon dreimal bis an die Pforte geweſen, und jedesmal habe ich davor geſtanden wie ein Schulknabe, der ſeiner ſchlecht gelernten

Lection ſich bewußt, vor dem Präceptor erſcheinen ſoll. Wenn ich vollends die Klingel faſſen wollte, ſo war mir's, als hätte ich den Kopf eines Zitter-Rochen berührt. Nein, mit ihr ſprechen kann ich nicht.»

»Ei ſo nimm flugs die Feder und ſchreib. —»

»Meinſt du? —»

»Je eher, je lieber. Was fürchteſt du? Emma liebt dich.»

»Ach! was weißt du kalter Menſch von der Liebe? du gehſt an deine Geſchäfte, du kurirſt Kranke, du ſchlägſt dich mit der Peſt herum, und biſt immer dabei verliebt; aber ich armer Teufel! nicht eine Polonaiſe kann ich komponiren, und neulich bin ich im Konzert einmal aus dem Takt gekommen; ſiehſt du, das iſt Liebe. —»

»Jeder hat ſeine Weiſe,» ſagte Theodor, und Florio ſchrieb.

Als er fertig war, konnte ſein Freund ſich kaum des Lachens enthalten, denn der Brief war das vollſtändigſte Gemälde von dem Wirrwarr ſeines Herzens. Daß er Emma unausſprechlich liebe, und ſie ehrlich bitte, ihm ihre Hand zu reichen, konnte man allerdings daraus zuſammen leſen; übrigens aber war die Feuersbrunſt beim Nachbar, und Madame Saalfeld, und das Dachſtübchen, und die Arie: »ach was iſt die Liebe für ein ſüßes Ding,» und Gott weiß, was ſonſt noch Alles, ſo komiſch durch einander geworfen, daß man den Schreiber leicht für verrückt halten konnte.

»Es hat nichts zu bedeuten,» ſagte Theodor, »das liebende Herz wird dich ſchon verſtehen. Nur friſch geſiegelt und abgeſendet. Ich wünſche dir Glück, jetzt erſt wirſt du wahren Lebensgenuß kennen lernen. —»

»Das gebe Gott!« ſchrie Florio, denn er verbrannte ſich eben die Finger am Siegellack.

In großer Angſt erwartete er die Zurückkunft des Bedienten; Theodor durfte ihn nicht verlaſſen. Bald an der Thurmuhr, bald an der Taſchenuhr zählte er die Minuten, fluchte auf die ſchleichende Zeit, auf den ſchleichenden Boten, und als endlich der Menſch ganz vernünftig mit einem gemäßigten Schritt die Straße herabwanderte, ſtürzte Florio die Treppe hinunter, und rannte ihm entgegen. Aber langſam, verdrießlich, und mit leeren Händen kam er zurück, denn Emma hatte blos mündlich ſagen laſſen, ſie werde Morgen die Antwort ſchicken. — »Sie liebt mich nicht!« rief er in Verzweiflung, »wenn ſie mich liebte, ſie hätte auf der Stelle geantwortet.«

»Wie ungerecht!« erinnerte Theodor, »du haſt dich Monden lang bedacht, ehe es dir beliebt hat, deine Hand ihr anzutragen, ſie aber ſoll ohne Bedenken haſtig zugreifen, und der jungfräulichen Sittſamkeit nicht einmal das Opfer von einigen Stunden bringen. Sei ruhig, Morgen iſt ſie dein.

»Aber leb' ich denn bis morgen?« ſchrie Florio faſt weinend wie ein verzogenes Kind. Theodor ſchlug ihm vor, noch einige Stunden der Nacht bei einer Flaſche Wein ſich mit der künftigen Einrichtung ihrer beiderſeitigen Wirthſchaft zu beſchäftigen, da er vorausſetze, daß ſie ein Haus zuſammen miethen, wie bisher verbunden bleiben, und ihre Frauen ſich als Schweſtern lieben würden.

Er hatte das Mittel getroffen, den ungeduldigen Liebhaber zu zerſtreuen. Florio's Einbildungskraft fing augen-

blicklich Feuer, des Weines bedurfte sie nicht; er setzte sich mit funkelnden Augen dem schwärmenden Freunde gegenüber, und sah ihm andächtig zu, wie er das liebliche Bild der Zukunft malte; wie er Emma und Florio auf der rechten Seite des Hauses, Ottilien und sich selbst auf der linken einquartirte, und in der Mitte einen gemeinschaftlichen Speisesaal setzte, wie er die Sorge für die Wirthschaft den jungen Frauen, in jeder Woche abwechselnd, übertrug, die Kinderstuben einrichtete u. s. w. »Siehst du,« sagte er, »so kommen wir wenigstens täglich bei der Tafel zusammen, und nach dem Abendessen wird geplaudert (die Kinder schicken wir zu Bette), da theilen wir uns unter acht Augen alles mit, was bisher unter vier Augen blieb; da tragen uns die Frauen ihre höheren Wirthschaftsangelegenheiten zur Entscheidung vor; da entwerfen wir Pläne für glückliche Jahre oder einzelne fröhliche Tage; und vor dem Schlafengehen setzest du dich an den Flügel, wir Arm in Arm dir gegenüber, horchen deinen Fantasien —«

Länger konnte es Florio nicht aushalten, er sprang auf, nahm den Freund beim Kopfe, drückte ihn ungestüm an die Brust, und rief: du bist ein prächtiger Mensch!

Nach einer schlaflosen Nacht und einem von stürmischer Ungeduld zu Jahren ausgedehnten Morgen, erschien endlich ein Knabe, der ein Briefchen von Mamsell Thomasius brachte. Florio ließ es ihm zitternd aus der Hand, das Couvert flog in Stücken auf den Boden, mit einem

einzigen Blicke verſchlang er den Inhalt, taumelte hinter ſich auf dem Sofa, ſtieß aus hohler Bruſt ein bitteres ha! hervor, und ließ den Zettel fallen. Theodor hob ihn auf und las:

»Ihre Liebe hat mich tief bewegt, und ich glaube Ihnen das Bekenntniß ſchuldig zu ſein, daß ich Sie herzlich wieder liebe. Doch eine heilige Pflicht gebietet mir, Ihnen zu entſagen. Forſchen Sie nicht weiter. Ich habe dieſen Entſchluß unter tauſend Thränen gefaßt, aber ich kann und darf ihn nicht ändern. Vergeſſen und bedauern Sie

die arme Emma.«

»Unbegreiflich!« murmelte Theodor. »Nichts weniger,« knirſchte Florio, »ſie iſt ein Weib! dies einzige Wort löſt alle Räthſel.« — In ſtummer Wuth ſaß er da, und rief vergebens die ganze Hölle zu Hilfe, um ſeine Liebe in Haß zu verwandeln.

»Verdamme ſie nicht zu vorſchnell,« ſagte Theodor. »Bekennt ſie nicht ſelbſt, daß ſie dich liebt? Daß es ihr ſchmerzliche Ueberwindung koſtet, deine Hand auszuſchlagen? — Wer weiß, welche grillenhafte Bedenklichkeit — ich gehe zu ihr, ich werde mit ihr ſprechen.« — Das verbat ſich Florio ſehr ernſtlich. Seine Frau den Ueberredungen eines Freundes zu verdanken, die Idee war ihm allzu demüthigend. »Es iſt genug,« ſagte er, »ich bin ein Thor geweſen, ich büße für meine Thorheit! aber zum bettelnden, girrenden Korydon ſoll das

Mädchen mich nicht erniedrigen.» — »Es ist recht gut so,» rief er nach einer Pause, mit einem lauten erzwungenen Lachen, »es ist vorbei! ha! ha! ha! — ich schwöre dir, Bruder, ich liebe sie nicht mehr, ich schäme mich nur noch.»

Er glaubte wahr zu reden, aber Theodor sah, was er litt, denn während dem Lachen traten ihm die Thränen in die Augen. Darum ging er, ohne das Verbot zu achten, noch am selben Morgen zu Emma, um zu erforschen, aus welcher Quelle ihr seltsamer Beschluß entsprungen, und ob er in der That unabänderlich sei? — Das erste erfuhr er nicht, trotz seiner brüderlichen Bitten um Vertrauen; vom zweiten überzeugte er sich nur allzubald. Aus Emma's schon verweinten Augen brachen neue Thränen hervor.

»O!» rief sie, »wenn mein großmüthiger Wohlthäter mich darum verachten könnte, dann wär' ich doppelt unglücklich! Nur dies einzige Geheimniß habe ich vor Ihnen, es gehört nicht mir zu. Betheuern Sie Florio, daß ich ihn liebe! daß ich nie einen andern lieben werde! aber kann ich — darf ich —»

Hier stockte sie. Die Worte: darf ich meinen wahnsinnigen Vater verlassen? schwebten schon auf ihrer Lippe — gewaltsam wurden sie zurückgedrängt. Emma schwieg, weinte still; Theodor gab die Hoffnung auf, ihr unbegreifliches Geheimniß ihr zu entreißen, und entfernte sich betrübt, des unglücklichen Freundes An-

blick ſcheuend. Er, der Glückliche, der täglich von Ottilien ein freundliches Ja erwartete, mußte er nicht das Schauſpiel ſeines Glückes den Augen des Leidenden entziehen? Ihm bangte, Florio's wegen, vor des Briefes Ankunft, denn ihm den Inhalt zu verheimlichen, das hätte dem ohnehin Gereizten Verrath an der Freundſchaft ſcheinen mögen; und ihm die nahe Erfüllung der ſchönſten Hoffnungen mitzutheilen, das hieße doch wohl Feuer in ſeine Wunden gießen. Uebrigens ſprach Florio kein Wort mehr, weder von ſeiner getäuſchten, noch von des Freundes hoffnungsvollen Liebe, er kletterte den ganzen Tag auf den nahen Bergen herum, und wenn er Abends nach Hauſe kam, ſo ſchlug er den Flügel mit ſolcher Gewalt, daß jedesmal einige Saiten ſprangen.

Ottiliens Antwort erſchien endlich, und erſparte Theodor'n die Sorge, daß er ſein Entzücken in des Freundes Gegenwart nicht werde mäßigen können. Sie ſchrieb:

»Ich habe Sie ſehr geliebt — vielleicht liebe ich Sie noch zu meinem Unglücke! — Ich bin eine Bettlerin — mein Vater iſt ein Verbrecher — mit blutendem Herzen ſchreibe ich dieſes Wort. Eine Verbindung mit mir würde Ihre Laufbahn unterbrechen, über kurz oder lang Ihnen Reue gebähren. Selbſt unter günſtigern Umſtänden müßte ich Ihnen entſagen, denn mein verwöhntes Herz fordert ungetheilte Liebe. Wäre aber auch alles anders, und könnten Sie mich überzeugen, daß Robert's Pflegetochter Sie minder intereſ-

sirt, als die Welt behauptet, und des Mädchens eigenes Geständniß mir bestätiget hat; so bliebe dennoch eine ewige Kluft zwischen uns, denn in der Abschiedsstunde hat mein Vater seinen Fluch auf diese Verbindung gelegt, und so auf immer uns getrennt! — Leben Sie wohl! Leben Sie glücklicher als

Ihre Freundin Ottilie.»

Vom kaltem Schauer ergriffen, hielt Theodor das Blatt in der bebenden Hand! und reichte es abgewendet mit stummen blassen Lippen seinem Freunde hin.

Florio las und lächelte bitter. „Unglücksgefährte!» rief er aus, den Arm um des Freundes gebeugten Nacken schlingend, »laß uns bekennen, wir waren beide Thoren, und ich der Größere, denn du kanntest ja die Weiber nicht, aber ich! Doch, wenn ich dieser heuchlerischen Brut je wieder traue, so will ich verdammt sein, deine Recepte zu componiren. Gedenke des Sprichworts: Kurze Narrheiten sind die besten; laß fahren die eitlen Hoffnungen, auf eitle Mädchen-Herzen gebaut. Ermanne dich und höre meinen Vorschlag.»

Die
Frucht fällt weit vom Stamme.

Drittes Buch.

»Jedes Thier,« hub Florio an, »kann seine Stelle verändern, etwa den Armpolypen ausgenommen; selbst die Auster, wäre sie auch noch so fest an die Klippe gewachsen, kann sich los machen, aus der Schale strecken, und auf eine erbärmliche Weise vorwärts schieben. Vollends der Mensch, der hat nicht blos eigene Füße, sondern ihm gehören auch die Beine aller Postpferde, Postkameele und Posthunde in Europa, Asia und Kamtschatka. Und wozu traf die Natur diese weise Veranstaltung? damit er der verdammten Liebe entrinnen möge; weil nun einmal kein Fürst einen Kordon gegen diese heillose Landplage zieht, wie gegen das gelbe Fieber. — Es gibt Menschen, die gleich ganz aus der Welt hinauslaufen, wenn es ihnen auf dem Plätzchen nicht mehr behagt, auf welchem der Zufall sie anklebte; aber solche Leute haben vergessen, daß die Welt hübsch groß ist, und daß, wenn man auf der einen Stelle mit Sorge und Mühe nur Dornen erzieht, auf einer andern Stelle die Rosen wild wachsen.«

»Wer mit der Liebe Aug' im Auge kämpfen will, der ist ein Thor; nur fliehend, wie die Parther, muß man gegen sie fechten; denn so gewaltig sie auch sein mag, so hat sie doch nur schwache Füße, ermüdet leicht im Verfolgen. Darum, Herr Doktor, wenn du nicht eben Schutzpocken gegen die Liebe erfunden hast (welches allerdings eine Wohlthat für die Menschheit wäre), so laß uns fliehen über Hals und Kopf! — Du hast dir einen Nothpfennig

erſpart, ich auch; wie können wir den beſſer anlegen, als wenn wir die verlorne Ruhe damit zurück erkaufen?»

Theodor, auf den in dieſem Augenblicke die Wände ſeines Zimmers, die Stadtmauern und das Himmelsgewölbe drückten, fand ſeines Freundes Vorſchlag ſehr vernünftig. Ja, wir wollen fort, ſagte er, wir wollen nach Frankreich reiſen, und die neuen Wunder dort anſchauen, das wird uns heilſam zerſtreuen.

»Bewahre der Himmel!» antwortete Florio, »Wunder muß man nur von ferne ſehen, in der Nähe wird man ungläubig. Was ſollen wir überhaupt in einem Lande, wo es Weiber gibt? — Fort aus Europa! fort in die Morgenländer, dort iſt man noch ſo vernünftig, ſie zwiſchen vier Mauern zu ſperren, dort kann ein ehrlicher Mann noch ſicher ſeine Straße wandern. D'rum iſt mein Rath, wir ziehen in die Türkei.»

»Mir Alles gleich,» erwiederte Theodor, »nur bald, bald!» — Florio ſchlug den Kalender auf, fand, daß noch dieſen Abend ein Poſtwagen nach Wien abgehe, und wollte ſogleich auf das Poſthaus eilen, um Plätze zu beſtellen. Aber ſo bald war ſeinem Freunde doch zu ſchnell. Ottilie hatte ja geſtanden, ſie liebe ihn noch. Zwar hatte ſie ein Vielleicht hinzu gefügt; doch das Wort gehörte hier offenbar zu den unnützen, von welchen die Menſchen einſt Rechenſchaft geben ſollen. Ihre zarten Bedenklichkeiten mußten ſeiner Liebe weichen, und ihre Eiferſucht von ſelbſt verſchwinden, ſobald ſie ſein wahres Verhältniß zu Emma erfuhr. Die ewige Kluft zwiſchen Beiden hatte alſo

nur des Vaters Fluch gegraben, und sein Segen konnte sie wieder ausfüllen. Alle diese Betrachtungen reihten sich natürlich an einander, nachdem Theodor den Brief zum zweiten, und zum zwanzigsten Male gelesen hatte.

»Ich muß doch erst mit dem Vater sprechen,« sagte er zu seinem Freunde. Unwillig rief dieser: »Du bist unheilbar! willst du nicht mit, so reise ich allein.«

Mit vieler Mühe brachte es Theodor dahin, daß er ihm versprach, noch einige Tage zu warten, und aus den Tagen wurden Wochen, denn immer hoffte der aufmerksame Arzt, einen hellen Augenblick zu finden, in welchem der seelenkranke Gefangene seiner Besinnung mächtig sein, und durch einige Zeilen von seiner Hand der Tochter kindliches Herz beruhigen werde. Er nahm sich vor, den alten Klumm so selten als möglich zu verlassen, und jedesmal, wenn seine Berufsgeschäfte ihn dazu zwingen würden, Emma auf die Lauer zu stellen, um keine günstige Minute entschlüpfen zu lassen. Ach! er wußte nicht, daß in den wenigen Tagen, seit er das Gefängniß nicht besucht, ein neuer Zufall des Mannes schwachen Geist vollends zerrüttet hatte.

Als er nämlich an einem schwülen Abend, von Emma geführt, mit freierem Geiste als gewöhnlich, auf einem Grasplatz wandelte, auf dem auch andere Gefangene bisweilen Luft schöpfen durften, da begegnete ihnen ein Mensch in Ketten, mit einem langen verwilderten Bart, bleichen Wangen und brennenden Augen. »Das ist der Schlimmste unter allen Bewohnern dieses Hauses,« sagte Emma zu

ihrem Vater, und wollte ihn ſchnell vorüber führen. Aber plötzlich vertrat der Kerl ihnen den Weg:

»Sieh da, Herr Bankdirektor,« ſagte er hämiſch lächelnd, »willkommen, Herr Kamerad! Sie kennen mich wohl nicht mehr? — Wir haben uns freilich Beide ſehr verändert, ſind nicht mehr die rüſtigen Geſellen, die wir waren, da Sie noch als Baron Sonnenſtern den Leuten die Beutel fegten, und als Kaufmann Schneider unſchuldige Mädchen verführten. — Nun, Sie wollten mich ja todt ſchlagen, wenn ich Ihnen wieder vor die Augen käme. Ha! ha! ha! jetzt ſind wir Beide Galgenkandidaten. Aber die Luſt an hübſchen Mädchen hat, wie ich ſehe, den alten Sünder noch immer nicht verlaſſen.«

Kaum hatte der Böſewicht zu reden angefangen, als Klumm ſchnell ſeinen vormaligen Bedienten erkannte, den treuen Helfershelfer bei jedem Bubenſtück. Das gräßliche Gemälde ſeines Lebens, welches der Kerl mit wenigen kräftigen Pinſelſtrichen ihm ſo plötzlich vor die Augen ſtellte, der empörte Stolz, die zermalmende Scham, und vielleicht mehr als alles, der Umſtand, daß es gerade in der Gegenwart des unglücklichen Kindes geſchah, welches die Frucht jener Verbrechen war, wirkten ſo heftig auf ihn, daß er taumelnd in's Gras ſank, und Emma's Arm zu ſchwach war, ſeinen Fall zu verhüten. Sie gab der Wache einen Wink, den Böſewicht fortzuführen, und rief den nahen Gefangenwärter zu Hilfe, um ihren bewußtloſen Vater auf ſein Zimmer zu bringen.

In der folgenden Nacht ging sein Wahnsinn zum ersten Male in Raserei über, und obgleich die Anfälle der Wuth nach und nach wieder seltener wurden, so schien doch seit jenem Augenblicke jede Hoffnung zu gänzlicher Wiederherstellung seiner Vernunft verschwunden, und die jammernde Tochter mußte froh sein, wenn er nur wahnsinnig war.

Theodor meldete Ottilien den traurigen Zustand ihres Vaters, und bot Alles auf, sie zu überreden, daß er seinen Fluch gewiß zurücknehmen würde, wenn er seiner Vernunft Meister wäre. Aber er erhielt keine Antwort. Was blieb ihm jetzt übrig, als den stürmischen Wünschen seines ungeduldigen Freundes nachzugeben.

»Das Schicksal trennt mich von Ihnen,« sagte er zu Emma, »wir werden uns lange nicht wiedersehen, vielleicht nie! — In Ihrer Macht hätte es gestanden, durch Beglückung meines Freundes auch mir das Leben in meiner Vaterstadt wenigstens erträglich zu machen. Sie, die Sie so viel kindliches Wohlwollen gegen einen fremden alten Mann äußern, der sein Schicksal nur zu sehr verschuldet hat, Sie konnten einen Jüngling verschmähen, der Ihre Liebe verdiente! Doch es sei ferne von mir, Ihnen Vorwürfe zu machen. So unbegreiflich Ihr Betragen mir bleibt, so ist doch Eigensinn der letzte Grund, den ich vermuthen möchte. Meine Achtung für Sie ist unerschütterlich, wie meine Bruderliebe. Ich bin besorgt um Ihre Zukunft. Der gute Inspektor ist alt, Sie könnten in Kurzem Ihren Pflegevater, und, wenn ich abwesend bin, mit ihm

Ihre einzige Stütze verlieren. Darum erlauben Sie mir wenigstens in dieser Abschiedsstunde, daß ich mit Ihnen theile, was ich habe.»

Mit niedergeschlagenen Blicken ergriff er ihre Hand, und wollte ihr einen Beutel mit Gold hinein drücken. Tief bewegt schob sie ihn hastig zurück. »Um Gotteswillen!» rief sie, »nicht diese Beschämung! Ach! es drückt mich ohnehin so schwer, durch meine Verschlossenheit in Ihren Augen undankbar scheinen zu müssen, und nicht einmal Rechtfertigung nach meinem Tode hoffen zu dürfen, denn mein Geheimniß geht mit mir zu Grabe. Doch wie könnte ich in dieser Lage noch Geschenke von meinem Wohlthäter empfangen? — Nein, Gott wird für mich sorgen, denn ich werde meinen harten Pflichten treu bleiben, so lange ich athme, und darum traue ich auf die Verheißung meines sterbenden Großvaters. Reisen Sie glücklich, edler Mann, und gedenken Sie meiner nicht mit Unwillen. Bitten Sie auch Florio, daß er es nicht thue — ach! ich liebe ihn ja so herzlich! — Leben Sie wohl!» — Mit Thränen entwich sie aus dem Gemach, und es blieb Theodor'n nichts anders übrig, als sein Geschenk zu Robert zu tragen, und ihn zu bitten, es für Emma zu verwahren. Aber auch der biedere Greis nahm es nicht an.

»Was denken Sie von mir?» sagte er mit edlem Unwillen, »das Mädchen ist meine zweite Tochter, ich liebe sie, wie mein eig'nes Kind. Reich bin ich zwar nicht, aber so viel kann ich ihr doch hinterlassen, daß sie, wenn auch nicht ohne fremde Hilfe, doch ohne fremde Gnade leben

kann. So bald der Tod noch einmal leise bei mir anklopft, werde ich ein Testament machen, das meine gute Emma vor Mangel sichern soll.» — Wider Willen mußte Theodor seine brüderliche Gabe wieder zu sich stecken; der alte Robert segnete ihn gerührt, und mit schwerem Herzen kam er nach Hause, um seinem Freunde anzukündigen, daß er zur Abreise fertig sei.

»Nun endlich!» rief Florio, und packte eilig zusammen, ein paar Kleider, Wäsche und eine Guitarre machten sein ganzes Gepäck aus. Für Theodor, der wie ein Träumer herum ging, und auf die Frage: was er mitnehmen wolle? nur verkehrte Antworten gab, sorgte Florio besser als für sich selbst, legte dessen chirurgisches Besteck in den Koffer, und vergaß nicht einmal ein Glas mit frischer Kuhpocken-Materie, die sein Freund erst Tages zuvor gesammelt hatte. »Sieh, man kann nicht wissen,» sagte er sehr geschäftig, »in Konstantinopel hat man von Doktor Jenner's Erfindung wahrscheinlich noch nichts erfahren; es könnte leicht eine Pocken-Epidemie im Serail des Großsultans ausbrechen, da wärst du schnell bei der Hand, und könntest dir wohl den Orden vom halben Monde verdienen, Gold und Silber und Mocca-Kaffee nebenher. Dann verschafftest du mir Erlaubniß, mit meiner Guitarre die ewige Langeweile der Sultaninnen zu verscheuchen; zwar sind das auch nur Weiber, aber der Neuheit wegen möchte ich es doch mit ihnen versuchen.»

Theodor hörte nicht auf seine Possen, die er ohnehin sich selber mit Gewalt abkitzelte, denn im Grunde war ihm

nicht beſſer zu Muthe, als ſeinem Freunde, und er wollte nur ſich ſelbſt verbergen, daß es ihm ſo ſchwer werde, den Ort zu verlaſſen, wo die grauſame Geliebte hauſte.

---

2. Die Türken.

Glücklicher als Chenevix, ohne Sturm auf dem ſchwarzen Meere, ohne räuberiſche Anfälle in Servien, kamen beide Freunde nach Konſtantinopel. Auch geſunder als Chenevix, das ſchleichende Herzens-Fieber abgerechnet, erblickten ſie die vergoldeten Kuppeln der Minarets, mit dunkeln Cypreſſen maleriſch wechſelnd. »O wie ſchön! wie freundlich!« rief Florio aus, indem ſein Auge über den belebten Kanal nach der aſiatiſchen Küſte ſchweifte, »hier laß uns Hütten bauen.« — Aber bald wurde ſein Entzücken ſtill, als ſie das Innere dieſer ungeheuern Stadt betraten, und durch ſchmutzige übelriechende Straßen, zwiſchen elenden Hütten ſich durchwanden; ja, es verwandelte ſich in lauten Unmuth, da der Zufall ſie über den Sklavenmarkt führte, wo ganze Reihen von Jammergeſtalten, durch habgierige Juden zum Verkauf geſchleppt, von fühlloſen Käufern beſehen, betaſtet, und gleich erhandeltem Vieh hinter ſich her getrieben wurden. Ein Glück für Florio, daß die Türken kein Deutſch verſtanden, denn ſeine kräftigen Flüche hätten ihm ſicher die Ehre des Märtirerthums für die Menſchheit zugezogen.

Die Reiſenden meldeten ſich bei dem Geſandten ihres Hofes, und hatten das überraſchende Vergnügen, ſchon im Vorzimmer desſelben eine alte Bekanntſchaft zu erneuern.

Denn als sie bereits länger als eine Stunde der Hoffnung entgegen gähnten, bei Sr. Excellenz vorgelassen zu werden, siehe, da hüpfte ein junger Herr durch das Zimmer, den sie augenblicklich für den edlen Kammerassessor von Stolzenbeck erkannten. Er stutzte, als er sie gewahr wurde, und es schien sogar, als ob ein Blutstropfen der Scham, der lange in irgend einer Ader einsam stockte, sich bei dieser Gelegenheit auf seine Wange verirren wollte; aber ein spöttisches Lächeln, das dem jungen Helden immer zu Gebote stand, jagte das verirrte Tröpflein schnell wieder zurück, und mit vornehmen Blicken die Fremden messend, ging der Gesandtschafts-Kavalier unangemeldet zu Sr. Excellenz.

»Freund,« flüsterte Theodor, »was sagst du zu dieser Erscheinung?«

»Ich sage, daß uns Gott mit diesem Schurken straft, den wir überall in unserm Wege finden. Gib Acht, er wird uns bei dem Gesandten einen kühlen Empfang bereiten.«

Florio irrte nicht. Stolzenbeck's Vater, von den Ausschweifungen seines Sohnes unterrichtet, hatte für dienlich erachtet, ihn nach Konstantinopel auf einen sogenannten Ehrenposten, eigentlich aber unter die Aufsicht des dortigen Ministers zu senden, dem er ihn jedoch zugleich, als den einzigen edlen Sprößling der Familie, mit so zärtlicher Vaterliebe empfohlen hatte, daß der schlaue Gesandte wohl begriff, er müsse dem Sohne schmeicheln, wenn er des Vaters Freundschaft sich erhalten wolle. Darum durfte Stolzenbeck nach wie vor sein Wesen treiben, und schon längst gab es keine leichtfertige Jüdin mehr in Stambul,

mit der er nicht in vertrauter Bekanntſchaft geſtanden hätte. Bei dem Geſandten ſchien er etwas zu gelten, denn dieſe Herren müſſen ſich, während ihrer ganzen Laufbahn, daran gewöhnen, nur das, was irgend Einfluß hat, zu ſchätzen, zu ſuchen, zu bezahlen, und weder Verdienſt noch Moralität dabei in Betrachtung zu ziehen. Sehr merklich war daher die Kälte, mit welcher die Fremden aufgenommen wurden; der Herr Miniſter unterſuchte ihre Päſſe ſehr ſcharf, und da er nichts dagegen einwenden konnte, ſo fragte er wenigſtens mit ſpöttiſchem Scherz: ob ſie auf Abenteuer ausgezogen wären?

»Warum nicht?« erwiederte Florio mit funkelnden Augen, »immer beſſer, als wenn man wegen liederlicher Streiche uns hieher verbannt hätte.« Bei dieſen Worten richtete er ſeine Blicke ſtarr auf den Geſandtſchafts-Kavalier, der, ſich brüſtend, der Audienz beiwohnte, und durch den unvermutheten Ausfall ſeines ſchon bekannten Gegners ein wenig in Verwirrung gerieth. Der Miniſter ſtellte ſich, als habe er nichts bemerkt, und entließ die Reiſenden mit der Warnung, ſich während ihres Aufenthaltes wohl vorzuſehen, da man leicht in ſchlimme Händel mit den Türken gerathen könne, und auf ſeine Verwendung in ſolchen Fällen wenig zu rechnen ſei. Die beiden Freunde empfahlen ſich mit dem Vorſatz, Sr. Excellenz wo möglich nicht wieder beſchwerlich zu fallen.

Aber auch ohne dieſe abſchreckende Aufnahme, mußten ſie bald geſtehen, daß Konſtantinopel nicht der Ort ſei, wo

ein ehrlicher, verliebter Deutſcher ſein Vaterland, oder gar ſein Mädchen vergeſſen könne. Freilich war die Ausſicht auf den See von Marmora vortrefflich; das Gewühl im Hafen ein unterhaltendes Schauſpiel; eine Säule mit Hieroglyphen bedeckt, merkwürdig für den Alterthumsforſcher; aber wenn die Neubegier nach wiederholtem Anſchauen befriedigt war, ſo ſtellte ſich die Leere wieder ein, und machte nur der Sehnſucht nach der Heimath Platz.

»Nein,« ſagte Florio, »dieſe Türken mögen ganz gute Menſchen ſein (wenigſtens ſind ſie wohlthätig, denn ſie vermachen ihr Geld ſogar an arme Hunde und Katzen), aber wer kann ſich daran gewöhnen, mit Leuten umzugehen, die von Allem, was wir thun, gerade das Gegentheil verrichten? Wir entblößen unſer Haupt, indem wir grüßen, ſie würden das für ſchimpflich halten; wir nehmen den Hut ab, wenn wir in ein fremdes Zimmer treten, ſie ziehen die Pantoffeln aus; wir tragen kurze enge Kleider, ſie lange weite; unſer Kopfputz iſt ſchwarz, der ihrige weiß oder grün; wir umwickeln den Hals, ſie tragen ihn blos; wir ſcharren mit dem Fuße bei einer Reverenz, ſie bewegen Kopf und Hand; wir tragen lange Degen an der Hüfte, ſie einen kurzen Dolch an der Bruſt; ſtatt unſerer Ordensbänder, haben ſie Pferdeſchweife; wir ſchenken Ringe und Doſen, ſie Pelze und Kaftane; kurz, ſie ſcheinen es ſich zum Geſetz gemacht zu haben, Alles anders zu thun als wir. Der Henker mag mit den Leuten zu rechte kommen, zumal, da ihre Muſik abſcheulich iſt.«

Ein kleiner Zufall vermehrte Florio's Widerwillen gegen den längern Aufenthalt in Konſtantinopel. Er wollte eine Spazirfahrt auf dem Waſſer machen, und hatte ſich dazu ein artiges Boot, Kaike genannt, mit ſechs Ruderknechten gemiethet. Als er eben im Begriff war, vom Ufer abzuſtoßen, näherte ſich ein brutaler Polizeibeamter, fragte ihn, wer er ſei? und auf die Antwort: ein reiſender Franke, erwiederte er ihm ſehr ungeſtüm, daß er nicht das Recht habe, mit ſechs Rudern zu fahren, ſondern höchſtens nur von einem ſich dürfe fort bewegen laſſen. »Meinetwegen mag nur Einer rudern,« ſagte Florio, »wenn ich nur von der Stelle komme.« — Der Tag war ſchön, die Sonne ſchien heiß, kein Lüftchen bewegte die Wellen. Florio hatte einen Sonnenſchirm mitgenommen, um ſich während der Ueberfahrt gegen die ſenkrechten Strahlen zu ſchützen; kaum hatte er ihn aber über ſeinem Haupte ausgeſpannt, als ein Boot ihm pfeilſchnell nacheilte, und ein Verſchnittener ihn drohend befragte: warum er Seiner Hoheit, dem Großſultan, die gebührende Ehrfurcht verweigere?

»Bewahre der Himmel!« antwortete Florio, »ich habe allen Reſpekt vor Seiner ſultaniſchen Majeſtät.« —

»Nun, du elender Franke!« fuhr Jener ihn an, »wie kannſt du dich unterſtehen, in der Nähe des Serails einen Sonnenſchirm über dein Haupt zu halten?« —

»Ei zum Henker! hab' ich denn gewußt, daß man den türkiſchen Kaiſer ehrt, indem man ſein Gehirn von der Sonne ſchmoren läßt?«

Schwerlich würde ſeine Unwiſſenheit ihn von einem Beſuch in den ſieben Thürmen befreit haben, hätte er nicht zu rechter Zeit einige Zechinen für ſich reden laſſen, bei deren Anblick der Schreier verſtummte, und ihn ruhig ſeines Weges fahren ließ. »Aber,« brummte er vor ſich hin, »meint denn der Großſultan, mein Kopf ſei noch nicht verrückt genug? mich ſoll der Teufel holen, wenn ich in dieſer Peſtgrube länger verweile!«

Was ſeinen Unmuth vergrößerte, und ihn wirklich bekümmerte, war die fehlgeſchlagene Rechnung, daß Theodor und er in Koſtantinopel nicht blos ihr Brot verdienen, ſondern auch wohl Schätze ſammeln würden. Kranke, dachte er, und Leute, die gern Muſik hören, gibt es ja überall, doch ohne Ruhm zu melden, nicht überall Aerzte und Tonkünſtler, wie mein Freund und ich. Von dem Vertrauen auf ſein eigenes Talent war er freilich zurückgekommen, ſo bald er die demüthigende Erfahrung gemacht hatte, daß die Türken ihre abſcheuliche ſogenannte Janitſcharen-Muſik mit Bewunderung hörten, hingegen bei ſeiner Guitarre mitleidig die Achſeln zuckten. Nun gut, ſagte er, der Geſchmack iſt verſchieden, dieſe Menſchen ſind Barbaren; aber Barbaren müſſen doch auch krank werden, wie andere vernünftige Leute. Die Blattern richten jährlich grimmige Verwüſtungen unter ihnen an. Wofür habe ich denn die Kuhpockenmaterie ſo ſorgfältig eingepackt? eine Wohlthat wollte ich dem unmuſikaliſchen Volke erzeigen, aber das wanket nicht von ſeinem blinden Glauben an Prädeſtination,

und opfert lieber alle ſeine Kinder, ehe es die Sünde begeht, vernünftig zu werden.

Einmal nur machte er ſich Hoffnung, daß ein Strahl der Aufklärung dennoch zwiſchen den Dardanellen durchgeſchlüpft ſei, als ein Paſcha, der zufällig die Ankunft des fremden Arztes vernommen hatte, Theodor'n zu ſich rufen ließ. Florio begleitete ſeinen Freund. Sie fanden einen wackern gebildeten Mann, der vormals einen Geſandtſchafts-Poſten an einem auswärtigen Hofe bekleidet, und dort die Vorurtheile ſeiner Nation abgeſchüttelt hatte. Unter dem Siegel der Verſchwiegenheit erſuchte er den Arzt, ſeinen Kindern die Schutzpocken einzuimpfen, bat ihn aber flehentlich, ihn nicht zu verrathen, weil eine ſolche Widerſpenſtigkeit gegen das Schickſal ihn zum Gegenſtand des Haſſes unter ſeinem Volke machen würde.

»Aber du biſt ja ein vornehmer Mann?« erinnerte Florio, »bei uns thut der Pöbel alles, was die vornehmen Leute thun, iſt es bei euch denn anders?«

»Das wohl nicht,« erwiederte der Paſcha, »wäre nur mein Einfluß noch der vormalige. Aber ſeitdem ich das Unglück habe, ein Schwiegerſohn des Kaiſers zu ſein« —

»Das Unglück?«

»Allerdings.« —

»Bei uns würde eine ſolche Verbindung zu den höchſten Ehrenſtaffeln führen.«

»Ach! mich hat ſie in's Elend geführt. Als es dem Großherrn beliebte, mich mit ſeiner zweijährigen Tochter zu verloben.« —

»Zweijährig! was macht man mit dem Kinde?«

»Nichts, man bekommt es nicht einmal zu sehen, muß ihm aber unaufhörlich kostbare Geschenke senden, die in des künftigen Schwiegervaters Beutel fließen. So ist in wenigen Jahren mein ansehnlicher Reichthum geschmolzen. Ach! wie gern hätte ich alles geopfert! aber daß ich auch eine geliebte Frau verstoßen mußte —«

»Verstoßen?« —

»Ja, der Eidam des Kaisers darf weder eine andere Gattin, noch ein Kebsweib unterhalten.«

»Auch wenn die Braut in Windeln liegt?«

»Gleich viel.« —

»Recht und Sitte erlaubten mir, mehrere Weiber zu heirathen, aber die Liebe fesselte mich nur an eines, an Fatimen; sie hatte mir Kinder geboren, die unser Band noch fester knüpften. Wir waren glücklich, als des Sultans unverlangte Gnade plötzlich unser Glück zertrümmerte. Großmüthig wollte Fatime sich opfern, auf einer fernen Insel unser Schicksal beweinen. Mein Herz konnte sich nicht entschließen, darein zu willigen. Ich bereitete ihr in meiner Nähe einen verborgenen Aufenthalt, wo ich sie insgeheim besuchte, auch zuweilen im Schutz der Nacht die Kinder in der Mutter Arme führte. Lauernde Verräther trugen es dem Sultan zu; ich wurde abgesetzt, und muß als Gnade betrachten, daß mir der seidene Strick noch nicht zu Theil geworden.«

»Eine schöne Gnade,« murrte Florio, »und was wird denn nun am Ende aus der Braut?«

»Ich bin ein alter Mann,« fuhr der Pascha fort, »sterbe ich, ehe sie mannbar wird, so erbt sie alles, was ich besaß. Erlebe ich es aber, daß sie heranwächst, und schenkt der Sultan mir seine Gnade wieder — nun so wird sie meine Frau, und ich vermuthlich Gouverneur irgend einer fernen Provinz.«

»Dann sperrst du sie hoffentlich ein?«

»Wollte ich auch, so stünde das nicht in meiner Gewalt; denn ich allein muß Konstantinopel verlassen! sie, die Prinzessin, bleibt und lebt nach ihrem Gefallen.«

»Eine vortreffliche Einrichtung; und wenn du Kinder mit ihr zeugst, was wird aus denen?«

»Ach! die nimmt mir der Sultan, unter dem Vorwand ihrer erhabenen Geburt, und sie sterben alle eines frühen — unbekannten Todes.«

»Ei so würde ich sagen: großen Dank für die Ehre!«

»Die kleinste Weigerung wäre ein todeswürdiges Verbrechen.«

Florio knirschte mit den Zähnen. Das Unglück des Greises rührte ihn tief.

»Ich bitte dich um Gotteswillen, Theodor, eile, daß wir fortkommen. Es könnte dem Sultan einfallen, mich zum Pascha zu ernennen, und mir ein Windelkind in's Ehebett zu legen, o dann griffe ich lieber nach der seidenen Schnur.«

Theodor war bereit aufzubrechen, und ging, sich bei dem Gesandten zu beurlauben, in dessen Wohnung er alles in größter Bestürzung fand. Herr von Stolzenbeck hatte, mit Hilfe einer alten Jüdin, die allerlei Waren vertrödelte, einen Liebeshandel mit einer Türkin angesponnen, und sich endlich gar während der Stunde des Gebets in Weiberkleidern zu ihr führen lassen. Dort wurde er von dem Vater des Mädchens ertappt, der ihm ganz trocken erklärte, daß er sich kurz und gut entschließen müsse, entweder ein Türk zu werden und das Mädchen zu heirathen, oder sich stranguliren zu lassen. Ohne Bedenken wählte der zagende Sünder das erstere, und wurde sogleich einem Iman übergeben, um ihn zur Beschneidung vorzubereiten. Der Gesandte war außer sich, als er es erfuhr; er wollte Schritte bei der hohen Pforte wagen, den Sohn seines Gönners zu befreuen, allein man gab ihm zu verstehen, er werde besser thun, zu schweigen, denn wenn die Sache ruchbar, und nicht auf vorgeschriebene Weise wieder gut gemacht werde, so könne man ihm für einen Besuch des wüthenden Pöbels nicht Bürge sein.

Florio konnte nicht aufhören zu lachen, wenn er an den beschnittenen Stolzenbeck dachte. »Wir sind gerochen!« rief er aus, »jetzt soll unser Besuch bei den Türken mich nie gereuen.«

»So ist der Mensch,« sagte der mildere Theodor, ihm seine Schadenfreude verweisend, »lieber mag man ein-

mal das Laster bestraft, als zehnmal die Tugend belohnt sehen.“ —

»Und da hat man Recht,“ fiel ihm Florio in's Wort, »denn es gibt keine unbelohnte Tugend, weil keine Macht auf Erden ihr das Bewußtsein rauben kann; aber es gibt ungestraftes Laster, und jeden ehrlichen Kerl muß es in der Seele freuen, wenn er einen Schurken in der Klemme sieht. Fürwahr, ich gäbe eine Fußzeh d'rum (denn die Finger kann ich nicht entbehren), wenn ich bei dem Aktus der Beschneidung gegenwärtig sein dürfte.“

Die Erfüllung dieses Wunsches blieb freilich unerreichbar. Gern hätte Florio zum mindesten dem neuen Türken Glück gewünscht, aber es verlohnte nicht die Mühe, so lange in Konstantinopel zu verweilen, bis Mustapha Stolzenbeck wieder öffentlich erscheinen konnte. Die Freunde reisten ab nach Smyrna, und hatten eine langweilige Fahrt, auf welcher Florio, so oft die Geduld ihn zu verlassen drohte, lachend ausrief: Stolzenbeck ist beschnitten.

---

3. Der taube Konsul.

Warum sie eigentlich nach Smyrna reisten? — weil sie dort am sichersten ein Schiff zu finden hofften, das sie nach Marseille bringen werde. Von dort über Nizza durch die engen Pässe in Italien einzudringen, war Florio's Lieblingsgedanke; denn er stand auch noch in den Wahn, daß nur in Italien gute Musik gefunden werde, obgleich

das schmutzige Land auch diesen Ruhm, so wie den längst überlebten Ruhm der Waffen, bald wird aufgeben müssen. Dort, bildete er sich ein, viel Geld verdienen zu können. Sein Reisesäckel, von Anbeginn weit minder strotzend, als der seines sparsamern Freundes, war schon beträchtlich zusammengeschrumpft, und der Gedanke ihm unerträglich, auf Theodor's Kosten zu zehren.

»Aber wie,« fragte dieser, »wenn das Blatt sich wendete, du in Italien reiche Quellen fändest, und ich—«

»O, dafür sorge nicht,« unterbrach ihn Florio, »für Krankheiten steh' ich dir, ich kenne meine Italiener; die würden sich's zur Schande rechnen, wenn sie nicht jährlich wenigstens ein paarmal aus den Armen der Venus zu den Altären des Aeskulap hinkriechen müßten. Ueberdem bist du ein fremder Arzt, und obendrein ein tedesco, folglich kann es dir nicht fehlen.

Sie landeten glücklich in dem berühmten Smyrna, das, an manchem Vorzug reich, ihnen mehrere Tage hindurch zerstreuenden Genuß gewährte. Ihre reizende Wohnung in der Straße der Franken, die sich an der See hinabzieht, grenzte an Gärten, welche durch den Fluß Meles gewässert wurden. An diesem Flusse soll Homer geboren sein; darum lagerte sich Florio so gern an dessen Ufer, und las mit Entzücken die tausendjährigen Lieder des unsterblichen Sängers; oder er wandelte nicht fern zwischen den Marmortrümmern, die einst am Janus-Tempel prangten; oder er bestieg den

anmuthigen Bergrücken, den vormals ein herrliches Theater schmückte, dessen Steine von den Barbaren nun schon längst in Kaufgewölbe vermauert sind. Wollte er seinen Aerger darüber vergessen, so eilte er nach dem lebendigen Hafen, und mischte sich in das Gewühl der Juden, Christen, Türken, Griechen, Armenier, und wie die Nationen alle heißen, welche die Gewinnsucht von allen Seiten hier zusammenweht. Da gab es Waren aller Art hoch aufgeschichtet. Da gesellten sich die persische Seide und das angorische Ziegenhaar zu den Gewürzen der Molucken und dem Campesche-Holz des mexikanischen Meerbusens; das Opium der Türken zu den Tüchern aus Languedoc, die levantische Wolle zu dem Zinn der Engländer. Stunden lang konnte Florio sich gaffend herumtreiben, und müde kehrte er Abends mit dem Wunsch nach Hause: »möchte doch ein guter Dichter mir eine Oper schreiben, der Markt zu Smyrna betitelt, das sollte Chöre geben!«

Indessen währte dies Vergnügen nur so lange, bis auch hier ein kleiner Zufall ihm den reizenden Aufenthalt verleidete. Eines Tages nämlich hatte er den Gipfel des Berges erklettert, auf dem ein elendes Schloß, welches die Türken eine Festung zu nennen belieben, die Stadt beschützt. Vor dem Thore dieser Festung wandelte ihn die Lust an, sich einen Spazirstock von einem alten Baume zu schneiden, als ihn plötzlich von hinten ein derber Knüttel, von einer nervichten Faust geführt, zwischen die Schultern traf. Er sah sich um, und erblickte

einen vierschrötigen Griechen, der von der Urbanität seiner Vorfahren nichts geerbt zu haben schien, und seine unhöfliche Begrüßung so eben wiederholen wollte. Florio fiel ihm in den Arm, und rang mit ihm. Doch jener war ihm an Stärke weit überlegen, warf den Tonkünstler zu Boden, und würde ihn vielleicht zu Tode geprügelt haben, wenn nicht sein zurückgebliebener Dolmetscher noch zu rechter Zeit herzu gesprungen wäre, und ihn aus den Fäusten des wüthenden Menschen gerettet hätte. So bald Florio wieder zu Athem kommen konnte, trat er vor seinem Gegner hin, stemmte die Arme in die Seite und sprach mit komischem Zorn: »Nun erkläre mir wenigstens, du Satan! warum hast du mich geprügelt?«

Der Dolmetscher übersetzte dem Griechen die Frage, und alsobald zeigte dieser auf den Baum: »der gottlose Franke,« rief er, »hat eine Ruthe von diesem Baume geschnitten.« —

»Nun zum Teufel!« polterte Florio, »der Baum ist halb verdorrt, die Ruthe ist keinen Asper werth.«

»Um Vergebung,« erwiederte der Dolmetscher, »da haben Sie allerdings, wiewohl unwissend, ein großes Verbrechen begangen, denn dieser ehrwürdige Baum ist aus dem Stabe des heiligen Polycarpus entsprossen.«

»So?« — sagte Florio besänftigt, indem er ein Lachen verbiß, »das habe ich freilich nicht gewußt, und habe auch nicht die Ehre, den heiligen Polycarpus zu kennen; aber wenn dem so ist, mein Freund, so hast du ganz Recht gehabt

mich zu prügeln, und ich bitte dich, dieſen Piaſter von mir anzunehmen, um dem lieben Heiligen eine dicke Wachskerze dafür zu kaufen.“

Dies Argument machte den Griechen ſo geſchmeidig, daß er ſich erbot, ein ganzes Bündel Ruthen von dem Baume zu ſchneiden, wenn der fremde Herr ſie etwa als Reliquien mitnehmen wolle. Florio dankte, ging ſeiner Wege, und war herzlich froh, als er bei ſeiner Nachhauſekunft vernahm, daß in wenigen Tagen ein Schiff nach Marſeille abſegeln werde. Doch die Rechnung war abermals ohne den Wirth gemacht, und der Wirth, der hienieden den großen Gaſthof zur Weltkugel hält, iſt bekanntlich der Zufall.

Am Abend vor der beſtimmten Abreiſe waren Theodor und Florio zu dem Konſul ihres Hofes eingeladen worden; ein guter ehrlicher Mann, der zwar das Unglück hatte, ſtocktaub zu ſein, ſich aber der Fremden um ſo treuer annahm, da er aus ihrer Vaterſtadt gebürtig war. Erſt ſeit wenigen Wochen war er von einer Reiſe in ſein Vaterland zurückgekehrt, und hatte nebenher auch einen alten Oheim in Grafenrode beſucht. Das entfiel ihm zufällig bei der Tafel, ohne zu ahnen, welch ein hohes Intereſſe das Städtlein Grafenrode für einen ſeiner Gäſte hatte. Theodor erblaßte, als er es nennen hörte, und hätte vor ſein Leben gern nach Ottilien gefragt, aber der geliebte Name wollte nicht über die Lippe. Florio errieth ſeines Freundes Wunſch, und ſchrie dem Tauben in die Ohren:

»haben Sie unſere ſchöne Landsmännin, die Mamſell Klumm, dort nicht geſehen?«

»O ja,« verſetzte der Konſul, »ich war noch am Tage vor meiner Abreiſe auf ihrer Hochzeit.«

»Hol' Sie der Teufel!« fuhr Florio haſtig heraus. Zum Glücke verſtand der ehrliche Konſul ihn nicht, wurde auch nicht gewahr, daß Theodor todtenbleich den kalten Schweiß ſich von der Stirn trocknete. Unbefangen fuhr er zu erzählen fort:

„Es war eine ſonderbare Hochzeit. Die ſchöne Braut ſchien ſehr niedergeſchlagen, und bei der Trauung fiel ſie gar in Ohnmacht. Das Hochzeitmahl wird eben nicht ſehr fröhlich geweſen ſein. Ich war froh, daß meine Reiſeanſtalten mir einen Vorwand liehen, gleich nach der Trauung mich zu entfernen. Ich denke ſo, die Ohnmacht war nur eine kleine Ziererei. Es hieß, die Braut habe einen Geliebten gehabt, dem ſie den Korb gegeben, und es hintennach bereut. Jetzt wird ſie ihn wohl ſchon vergeſſen haben, denn ihr Mann wollte, gleich nach der Vermählung, eine Reiſe mit ihr nach Italien machen. Apropos, Sie reiſen ja auch dorthin, vielleicht begegnen Sie ihr irgendwo.«

Den armen Theodor erſtickte faſt die Angſt, und kaum vermochte er, bis zu aufgehobener Tafel auf ſeinem Seſſel ſich zu erhalten. Florio veränderte ſo ſchnell das Geſpräch, daß er darüber vergaß, nach den Namen von Ottiliens Gemahl zu fragen. Kaum wurden die Stühle gerückt, als beide auch ſchon nach ihren Hüten griffen, und ſich haſtig empfahlen. So bald ſie im Freien waren, ſank Theodor an

seines Freundes Brust, und weinte bitterlich. »Laß die Ungetreue fahren,« brummte Florio, »sie war deiner Liebe nicht werth. Und wo lebt ein Weib auf Erden, das eines braven Mannes ganze Liebe verdiente? Nur zu unserer Qual sind sie geboren, und in der Türkei fangen sie gar schon mit dem zweiten Jahre an, das Elend der Männer zu gründen. Fort nach Welschland! dort wollen wir uns auf das Grabmahl der Metella lagern, und ihrer Asche fluchen, weil sie auch ein Weib war!«

»Um Gotteswillen! jetzt nicht nach Italien!« stammelte Theodor. »Du hast gehört, daß wir sie dort finden würden. Ihr Anblick, an der Seite eines fremden Mannes, würde mich zur Verzweiflung bringen!«

»Nun in Gottes Namen, wohin du willst,« erwiederte Florio, »ich verlasse dich nicht.«

Nach langem Ueberlegen wurden sie eins, nach Persien zu ziehen. Warum? das wußten sie selbst nicht recht. Dem unglücklichen Liebenden war jedes Land gleichgiltig, wenn es nur weit, weit von seinem verhaßten Vaterlande lag. Florio meinte, in Persien sei das Gebirge Ararat zu finden, auf welchem Noah den ersten Wein gepflanzt. Die Trauben von Schiras habe er rühmen hören, die möchten wohl in gerader Linie von jenen noabitischen Reben abstammen, er wolle sie kosten, und wenn sie gut wären, sich täglich einen Rausch trinken, um die eigensinnige Emma ganz zu vergessen.

Dieser veränderte Reiseplan verursachte einen Aufschub von einigen Tagen, den Florio benutzte, um, ohne seines

Freundes Wissen, noch einen Besuch bei dem tauben Konsul abzustatten, und ihm den Namen von Ottiliens Gatten abzufragen. Den erfuhr er nun zwar nicht, denn der Konsul hatte ihn vergessen, und wußte sich weiter nichts zu erinnern, als daß er ein Fremder und ein reicher Mann gewesen. Hingegen erfuhr er etwas anders, das er lieber nicht gewußt hätte. Von Ottilien nämlich fiel das Gespräch ganz natürlich auf ihren Vater. »Man schreibt mir,« sagte der Konsul, »daß der alte Sünder wieder in Freiheit gesetzt worden, und ein hübsches junges Mädchen, welches ihn schon im Kerker bediente, als Maitresse bei sich hat.«

»Hol' Sie der Teufel! Unglücksrabe!« rief der erschütterte Florio.

»Ich danke Ihnen,« versetzte der Konsul, »reisen Sie glücklich.«

Florio taumelte nach Hause. »Freue dich, Brüderchen, ich bringe dir ein Solamen miserum. Der Satan bläut auch mich mit Fäusten. Ich weiß nun, warum die unschuldige Emma mich verschmähte, sie war bereits vom alten Klumm verführt.«

»Das ist nicht wahr!« sagte Theodor.

Florio lachte bitter und erzählte, aber Jener blieb bei seinem es ist nicht wahr!

»Ei zum Henker! warum könnte es nicht wahr sein? — wenn die Gemahlin des armen Uzim Oschantey, der bekanntlich ein schöner Prinz war, mit einem häßlichen Neger buhlen konnte, warum nicht Emma mit dem alten Klumm? — Ich muß noch Gott danken, daß es nicht in

ihrer Macht ſteht, mir Beine von Marmor anzubrechſeln; aber mein Herz, das hat ſie in Marmor verwandelt, und damit bin ich wohl zufrieden. Fort! fort nach Perſien!"

---

4. Die Glücksſonne.

Diesmal geleitete ein wohlwollender Genius die beiden Abenteurer, und wenn es gleich vergebens war, Blumen auf ihren Pfad zu ſtreuen, weil derjenige, dem die Dornen in den Ferſen ſtecken, überall auf Dornen tritt; ſo ſchüttelte er hingegen Goldſtücke auf ihre Häupter herab, die Theodor redlich mit ſeinem Freunde theilte, obſchon er ſie allein verdiente. In Mingrelien war es, wo zuerſt der fremde Arzt von einer Fürſtin, die Vapeurs hatte, zu Rathe gezogen wurde. Er half, und ſchnell verbreitete ſich ſein Ruf durch ganz Perſien. Die Großen ſchickten Boten über Boten; er wurde vom Euphrat zum Tigris, vom Araxius zum Indus berufen, und da er überall neue Lebensquellen öffnete, ſo ſprudelten auch für ihn überall nur Goldquellen hervor. »Ach! wozu nutzt mir das?" rief er oft ſchwermüthig, wenn er mit vollen Taſchen nach Hauſe kam, »wäre Ottilie mir treu geblieben, und hätte ich mit der Hoffnung ſammeln dürfen, ihren Vater mit dem durch mich Erworbenen zu löſen; ja dann würden dieſe Goldſtangen, dieſe Perlen und Diamanten einen Werth für mich haben."

»Sammle du immer d'rauf los," ſagte Florio, »die Säckelchen behalten dennoch ihren Werth, wenn auch keine Ottilie dadurch erkauft wird. Unabhängigkeit iſt mehr

werth, als ein Weib, und ich begreife nicht, wie man diesen höchsten Schatz des Menschen zu einem genus foeminum hat stempeln können. Unabhängigkeit soll in Zukunft mein Liebchen sein. Jetzt liege ich freilich dir zu Liebe auf der faulen Bärenhaut, denn mit der Musik ist leider in Persien eben so wenig zu verdienen, als in der Türkei; auch werd' ich armer Musensohn es nie so weit bringen, als du Aeskulaps Jünger, dessen Kunst einen goldenen Boden hat; aber ich begehre auch nicht mehr, als nöthig ist, um immer in meiner Tasche einen blanken Thaler, und in meinem Keller eine blinkende Flasche zu haben. Jenen will ich denn gern mit dem Armen, diese mit dem Freunde theilen, und so hole der Henker alle Mädchen!"

Mit solchen Verwünschungen war es dem guten Florio doch nie rechter Ernst, denn der Anblick eines jeden schönen Mädchens wirkte auf ihn, wie der Anblick der Karten auf einen Spieler, der sein Geld verloren, und es gern wieder gewinnen möchte. Theils dieser natürliche Hang, theils Langeweile, verwickelten ihn auch in Persien in manche kleine Abenteuer, die den Leser vermuthlich besser unterhalten werden, als die Krankengeschichten seines Freundes.

Theodor lächelte zweifelmüthig, aber Florio, im Vertrauen auf die National-Sitten der Mingrelier, suchte einen Liebeshandel mit einem hübschen Weibe anzuspinnen, brachte es auch in Kurzem so weit, daß sie Wangen und Augenbraunen um seinetwillen greller färbte, und hinter ihrem Schleier ihm brennende Blicke zuschoß, die ihn auf-

munterten, einen Beſuch zu wagen. Aber — war es Zufall oder Bosheit der ſchönen Morgenländerin — gerade in dem Augenblicke, als er zum erſten Male ſeinen Arm um ihren weißen Nacken ſchlang, ſtürzte vor Wuth ſchäumend, der Ehemann herein, mit Dolch und Schwert bewaffnet, von handfeſten Dienern ſeiner Rache begleitet. An Gegenwehr war nicht zu denken, der ertappte Liebhaber hielt ſeines Lebens ſich verluſtig.

»Franke!« ſchrie der beleidigte Mingrelier ihn an, »du biſt mir Genugthuung ſchuldig, nach unſern Sitten und Rechten.«

Florio, herzlich froh, daß es noch zu einer Erklärung kam, ehe man ihm den Kopf ſpaltete, erbot ſich zu jeder landüblichen Genugthuung, wobei er wenigſtens an Ketten und Baſtonaden dachte. Allein, wie angenehm wurde er überraſcht, als der gekränkte Gatte nichts mehr und nichts weniger als ein Schwein forderte, und zugleich den Vorſchlag hinzufügte, es auf der Stelle zu braten und in Geſellſchaft zu verzehren. Florio fiel ihm gerührt um den Hals. »Heute,« rief er, »werde ich vollends überzeugt, daß die Mingrelier allein die Weiber nach Würden zu ſchätzen wiſſen. Ja, mein Freund, du ſollſt ein Schwein haben, und zwar das fetteſte, das ſich nur immer auftreiben läßt.« — Er hielt Wort, der brave Ehemann war zufrieden, und beide wurden die beſten Freunde. Auf den Nothfall kaufte Florio eine ganze Herde fette Schweine, und ſo lange er in Mingrelien war, thaten ſie ihm gute Dienſte.

Auch in Ispahan fand er die Gewohnheit sehr vernünftig, junge Mädchen auf Monate oder Jahre zu vermiethen. Der Preis war mäßig, und es wurde ein förmlicher Kontrakt darüber geschlossen, den jedoch der Mann nicht länger zu halten verbunden war, als ihm beliebte, wenn er nur, indem er das Mädchen verstieß, die im Kontrakt festgesetzte Summe ihm auszahlte. Er hörte, daß es gewöhnlich sei, eine hübsche Frau auf neunzig Jahre zu miethen, daß es aber nur von ihm abhängen werde, die Dauer des Kontraktes zu bestimmen. Er schränkte diese klüglich auf neunzig Tage ein, und ließ sich, so lange sein Freund in Ispahan Geschäfte hatte, von einer schönen Georgierin Gesellschaft leisten.

Anfangs glaubte er wirklich im Strom der sinnlichen Freuden den wahren Lethetrank gefunden zu haben; doch die Unbehaglichkeit, die er bald empfand, die Scham, die ihn ergriff, wenn Emma's Bild wider seinen Willen vor ihm schwebte, die Achtung vor sich selbst, dies zarteste beruhigendste Gefühl, das ihn zu verlassen drohte, und ohne welches keine Freude einem edlen Manne Genuß gewährt; Alles das erinnerte ihn nur zu oft, daß er auf diesem Wege seine Ruhe nicht wieder finden werde, und daß es leichter ist, den Glauben an weibliche Tugend wegzuspotten, als seiner zu entbehren. Außerdem erlebte er noch manche kleine Abenteuer, die ihm, der sich nun einmal an fremde Sitten nicht gewöhnen konnte oder mochte, den Aufenthalt in Persien bald eben so unleidlich machten,

als den in Konſtantinopel. Einſt ritt er ſpaziren auf einem ſchönen Roſſe, das er gekauft hatte und liebte; da begegnete ihm ein Perſer auf einer elenden Mähre, der ihn ohne Umſtände mit der Piſtole in der Hand nöthigte, den herrlichen Gaul gegen jenes Gerippe zu vertauſchen.

»Guter Freund,« ſagte Florio, »du treibſt ein ſchlechtes Handwerk, und wagſt viel, ſo nahe bei der Reſidenz auf offener Landſtraße zu rauben.«

»Franke! wahre deine Zunge!« verſetzte der Perſer, »ich bin kein Räuber, ſondern heiße Bagrat Mirza, du darfſt nur bei Hofe nach mir fragen.«

Mit dieſen Worten ſchwang er ſich ohne weitere Erklärung auf das wiehernde Roß, und ritt in geſtrecktem Galopp davon. Den armen Florio und ſeinen Verdruß trug die Mähre Schritt vor Schritt nach Ispahan zurück, wo er ſich ſogleich bei einem Richter meldete, und den Bagrat Mirza auf Straßenraub anklagte.

»Unmöglich!« ſagte der Richter, »Bagrat Mirza iſt ein Günſtling unſers Königs.«

»Aber er hat mich mit Gewalt gezwungen, mein Pferd mit ihm zu tauſchen.«

»Dann war vermuthlich das ſeinige ſchlechter als das deinige?«

»Allerdings, ſein verdammter Ackergaul iſt keinen Schuß Pulver werth, ein echtes Seitenſtück zu den Poſtpferden am memeliſchen Strande. Bemühe dich nur heraus vor die Pforte, da ſteht er und hängt die Ohren.«

»Ich brauche mich deshalb gar nicht vor die Pforte heraus zu bemühen; mir genügt an deinem eigenen Geständniß; denn je schlechter sein Gaul war, und je besser der deinige, je gewissenhafter hat Bagrat Mirza seine Pflicht erfüllt.«

»Eine saubere Pflicht —«

»Franke,« unterbrach der Richter ihn zornig, »rede dich nicht um den Hals. Du sollst wissen, daß Bagrat Mirza ein Eilbote unsers Königs ist, und daß solche Eilboten das Recht haben, jedes Pferd zu nehmen, welches mehr Schnelligkeit verspricht als ihr eigenes. Auf diese Weise wird der Dienst des großen Königs befördert, und seine Herrlichkeit sei gepriesen! Du aber packe dich fort!«

Florio fluchte, ging und ließ die Mähre dem Richter vor der Thür.

Ein andersmal bekam er Händel, weil er über einen Talisman lachte, der, aus Sprüchen des Korans verfertigt, in einem seidenen Beutelchen am Halse eines vornehmen Persers hing, und gegen eine Schar von Uebeln schützen sollte. Fast täglich zog seine spottende Laune ihm Verdruß zu, und fast täglich ermahnte ihn Theodor, zu bedenken, daß ein Perser im deutschen Vaterlande nicht minder Anlaß zum Spott finden werde, und daß es zum Beispiel auf eins hinauslaufe, ob ein Europäer mit dem von einem Fürsten ihm geschenkten Ringe in allen Versammlungen prahlt, oder ob ein Perser den Falken, den ihm der König verehrt, acht Tage lang auf allen Straßen herum trägt.

Sogar sein Lieblingsthema, Schmach der Weiber, fand in einem Lande nicht überall Beschützer, wo man Mieth-Kontrakte auf neunzig Tage schließen konnte.

»Es ist wahr,« sagte einst ein frommer Iman zu ihm, »unsere Gesetze begünstigen dergleichen Unsittlichkeiten, aber ein edler Mann pflegt diese Erlaubniß nicht zu benützen. Denn so lautet ein trefflicher Spruch in einem unserer heiligen Bücher: Am Tage des Gerichts wird die Erde, auf welcher ein Eheloser geschlummert hat, gegen ihn aufstehen und sprechen: was habe ich Böses gethan, daß mich ein solcher Feind der Natur mit Füßen getreten?« Florio lachte, aber sein besseres Gefühl strafte den Spötter Lügen, und stand im marternden Widerspruch mit seinen trostleeren Grundsätzen.

Zu all diesem Verdruß gesellte sich endlich noch der Mangel an gewohnten Bequemlichkeiten des Lebens, der einem solchen echten Lebemann bald unerträglich wurde. Zwar rühmte er den Wein von Schiras, und that sich gütlich an den herrlichen Fasanen, die sich wild in Persien finden, und nach Martial's Zeugniß, zuerst von den Argonauten nach Griechenland gebracht wurden; desto weniger konnte er sich hingegen mit dem Gom vertragen, eine Art von Hirsenbrei, die ihm statt des Brotes aufgedrungen wurde; und vollends die Art in Persien zu reisen, brachte ihn oft zu komischer Verzweiflung. Da mußte er bei Nacht zu Pferde steigen, um Hitze und Ungeziefer zu vermeiden; da mußte er kleine Kästchen an den

Sattel hängen, die Lebensmittel enthielten, ja sogar ein Schlauch mit Wasser wurde seinem Pferde unter den Bauch geschnallt. Denn wenn sie des Morgens, müde und schläfrig, ein berühmtes Wirthshaus, Caravanserei genannt, erreichten, so war das freilich kein Hôtel de Baviere in Leipzig; vier nackte Wände, ein schmutziger Boden, und ein rauchender Kamin, um sich selbst das Essen zu bereiten, mehr wurde da nicht gefunden.

Darum war Florio herzlich froh, als Theodor eines Abends ihm erklärte, er habe nun des Goldes genug, und sei entschlossen, in sein Vaterland zurückzukehren. Dort wolle er künftig mit seiner Kunst nur den Armen dienen, zu seinem Vetter, dem Leineweber, in's Haus ziehen, und dessen Kinder zu Erben einsetzen.

»Recht so!« sagte Florio, »auch ich will nur noch ein paar Jahre in der Welt herumschwärmen, und mir ein Kapitälchen zusammen leiern, das hinreicht, täglich eine Flasche Wein zu bezahlen. Dann komme ich wieder zu dir, unterrichte deine Vettern in der Musik, und, wenn von meinen Pfennigen etwas übrig bleibt, so mögen sie es auch in Gottes Namen erben. Straft der Himmel uns mit einem hohen Alter, nun, so liefern wenigstens die verliebten Thorheiten unserer Jugend uns Stoff genug zum Schwatzen.« — Mit solchen Schattenbildern einer faden Zukunft, nahmen die Freunde, in Ermanglung besserer Aussichten vorlieb, und Florio half emsig dem Arzte seine Schätze zusammenpacken. Ungern entließ der persische Monarch den letztern, denn ihn selbst hatte Theodor einigemal von

königlichen Vapeurs befreut. Um ihm daher noch einen rührenden Beweis von seiner Gnade mit auf den Weg zu geben, ernannte er ihn zum Culom Schah, welches so viel bedeutet, als Sklave des Königs. Florio wünschte dem Hofrath Glück zu dieser neuen Würde, und versprach, dieselbe gleich nach ihrer Zurückkunft in's Vaterland, durch die bekannte Klatsch-Zeitung der eleganten Welt verkündigen zu lassen.

---

5. Die Muhme.

So froh als Florio nur immer sein mochte, jene Morgenländer zu verlassen, wo es für ein Majestätsverbrechen galt, einen Sonnenschirm über seinem Haupte zu entfalten; wo man durchgeprügelt wurde, wenn man eine Ruthe von einem Baume schnitt; wo man arabische Hengste gegen elende Postgäule vertauschen mußte, und wo die eifersüchtigen Ehemänner durch Schweine beruhigt wurden; eben so froh ist auch der Schreiber dieser wahrhaften Geschichte, daß er seine Helden glücklich wieder auf dem Weg zur Heimath gebracht hat, und sie vor der Hand ruhig verlassen darf, um die holden Mädchen wieder aufzusuchen, nach deren Gegenwart vermuthlich der Leser, gleich ihm, Verlangen trägt.

Noch ist ja nicht einmal das artige Landstädtchen Grafenrode beschrieben worden, in dessen Mauern Ottilie eine Zuflucht fand. Ja, wäre das Haus ihrer Muhme eben so freundlich gewesen, als das Städtchen, in dem es lag, so hätte sie wenigstens ihren geheimen Kummer

ungestörter nachhängen mögen. Die gute Frau Bartels war zwar eine ehrliche Frau, gehörte aber zu den Leuten (wie es deren leider nicht wenige giebt), die mit ihrem Wohlwollen blos solche Menschen beschenken, welche einzig und allein mit den Augen des Gönners sehen, in seine Seele denken, nach seiner Ansicht handeln. Sie konnte es durchaus nicht leiden, wenn irgend Jemand auf seine eigene Weise und nach seiner Ueberzeugung, glücklich oder unglücklich sein wollte. Wer sich ihr ganz hingab, sich ganz von ihr abhängig machte, den liebte sie nach ihrer Art recht herzlich, und that ihm Gutes, so viel sie vermochte. Aber wehe dem Beschützten, wenn er eine andere Meinung oder andere Freunde hatte, dann zog sie ihre Hand sogleich von ihm ab. Jedermann hat erfahren, oder begreift auch leicht ohne Erfahrung, wie lästig ein solcher Charakter selbst dann ist, wenn man Wohlthaten von ihm empfängt; darum hatten die Menschen sich nach und nach von Frau Bartels zurückgezogen, sie war im Alter allein geblieben, und vertrieb sich die Zeit mit Schmähungen über den Undank der Menschen. Der letzte, der sich ganz von ihr beherrschen ließ, war ihr Mann gewesen, und sie konnte es ihm noch jetzt nicht verzeihen, daß er ohne ihre Erlaubniß gestorben war. Seitdem beschränkte sich ihr Umgang fast allein auf ihre alten Mägde, die außerordentlich mit ihr zufrieden waren; denn da diese ihr nicht widersprechen durften, auf ihre höhern Einsichten jederzeit vertrauten, so ging sie übrigens mit ihnen um, wie eine liebende Mutter. Hunde oder Katzen

hielt sie nicht, weil diese Beester nie Raison annahmen. Mit Gewalt wollte sie aber weder Menschen noch Vieh zu ihrer Meinung zwingen, sondern man mußte einsehen, daß sie Recht hatte, und freiwillig folgen. Mit des alten Klumm's Mutter war sie ziemlich nahe verwandt gewesen; den Sohn hatte sie nie leiden mögen, denn er war ja auch ein Mensch, der alles nach seinem eigenen Kopfe that. Doch machte sie wirklich mehrere Versuche, Ottilien schon als Kind in ihre Pflege zu bekommen, den letzten noch vor einigen Jahren, als die wackere Gouvernante gestorben war. Aus Liebe konnte sie dies Verlangen nicht äußern, denn sie hatte das Mädchen nie gesehen; die häßliche Langeweile sollte es ihr vertreiben, täglich einsehen lernen, daß ihre gute Pflegemutter immer Recht, und alles schon voraus gewußt habe; auf welchen Fall sie auch Ottilien ihr Vermögen hinterlassen wollte.

Ja, wäre sie reich gewesen, so würde Herr Klumm sich keinen Augenblick bedacht haben, den Vorschlag einzugehn; aber ob sie gleich in ihrem Landstädtchen für eine wohlhabende Frau galt, und nach dortigem Zuschnitt es auch wirklich war, so konnten doch einige tausend Gulden einen Mann nicht blenden, der täglich in Goldstücken wühlte, und einst gewohnt war, mehr auf eine Karte zu setzen, als diese ganze Erbschaft betragen mochte. Daher wurde das Anerbieten der Frau Bartels mit einem so kalten Danke zurückgewiesen, daß der verarmte, gefangene Klumm jetzt befürchten mußte, Ottilie werde eine eben so kalte Aufnahme finden. Allein darin hatte er sich geirrt.

Zagend betrat die Fliehende das Haus der unbekannten Muhme; doch kaum hatte sie sich genannt, und das Schicksal ihres Vaters schluchzend erzählt, als die gute Frau Bartels ihr um den Hals fiel, eben so laut schluchzte als sie selbst, und sie auf der Stelle zu ihrer Tochter annahm. Freilich mußte sie dagegen schon in der nächsten Viertelstunde hören und einsehen, daß die Frau Muhme längst alles vorhergesagt, wie es kommen werde, und daß man sehr übel gethan, ihren Rath zu vernachlässigen. Diese Punkte schweigend zu bejahen, war nicht genug, Ottilie mußte sie ausdrücklich zugestehen; so bald aber nur diese Präliminär-Artikel zwischen ihnen festgesetzt waren, erklärte Frau Bartels ihr schönes Mühmchen für ihre liebe Tochter, und räumte ihr alle mit diesem Namen verbundenen Rechte ein. Dagegen forderte sie aber auch unbeschränktes Vertrauen und kindliche Hingebung.

Von dem Unglücklichen ist beides zu gewinnen. Ottilie selbst fühlte das Bedürfniß, ihr Herz zu erleichtern, und ehe zwei Tage vergingen, wußte Frau Bartels schon ihre ganze Geschichte bis auf den kleinsten Umstand. Dieses Vertrauen entzückte die geschwätzige Dame, der schon lange Niemand etwas vertraut hatte. Welch ein reicher Stoff, ihre Meinung zu sagen, und wie sie es gemacht haben würde. Daß Ottilie ganz ohne ihre Zustimmung einen Liebeshandel angesponnen, wurde ihr verziehen, weil ihr ja damals die weise Frau Muhme noch unbekannt war; wenn sie nur jetzt in Allem ihren Rath befolgte, ihre Schritte lenken ließ. Aber ach! da gab es bald die erste

Mißhelligkeit, die durch Theodor's schriftliche Anwerbung veranlaßt wurde.

Ottilie ermangelte nicht, ihr des Geliebten Brief sammt den Gründen mitzutheilen, die sie bestimmten, ihre Hand ihm zu verweigern. Schon das war ein Vergehen, daß sie einen Entschluß faßte, und sogar Gründe dafür aufstellte, ohne zuvor die Meinung der Pflegemutter vernommen zu haben. »Kind,« sagte sie, »in solchen Dingen verlaß dich ganz auf mich, und höre, wie ich es machen würde. Was deinen Vater betrifft, der hat seine Rechte über dich verwirkt; auch wäre es unvernünftig, wenn er sich der Versorgung einer Tochter widersetzen wollte, für die er selbst nichts mehr zu thun im Stande ist. Der junge Mann ist Arzt; unser alter Doktor Quirinus ist glücklicherweise gestorben, es fehlt uns hier an einen guten Practicus; ich besitze zwar vortreffliche Hausmittel und habe große Kuren damit gethan, aber das dumme Volk will sich mir nicht anvertrauen. Darum wird dein Freiwerber sich hier recht wohl befinden, besonders wenn er bei schweren Fällen sich meines Raths bedient, denn ich kenne die hiesigen Naturen. Du heiratheſt ihn, ihr wohnt in meinem Hause, ihr beerbt mich einst, und so werdet ihr recht gut zu rechte kommen. Sieh', das ist meine Meinung, und darnach richte deine Antwort ein.«

Ottiliens Herz widersprach dem Grundsatz, daß ihr Vater seine Rechte über sie verloren habe, obgleich Frau Bartels wiederholt versicherte, er müsse den Verstand eingebüßt haben, wenn er nicht mit beiden Händen zugreife. Als nun vollends einige Tage nachher die Nachricht von

seinem ausgebrochenen Wahnsinn die Tochter zu Boden warf, da rief die Alte triumphirend: habe ich es nicht gesagt? der Mann hat den Verstand verloren.» —

»Gleichviel,» erwiederte Ottilie, mit einiger Heftigkeit, »als er seinen Fluch auf diese Verbindung legte, da war er vollkommen bei Sinnen, und so lange er lebt, ja selbst nach seinem Tode, werde ich mir nie erlauben, mein Gewissen mit jenem Fluche zu beladen.» — Diese Widerspenstigkeit gab der mütterlichen Liebe in dem Herzen der Frau Bartels den ersten Stoß. Sie wurde kälter, schneidender, und ließ schon dann und wann den Wink fallen, daß man nur bei gebührender Folgsamkeit in ihrem Hause auf Unterstützung rechnen dürfe.

Ach! gern würde Ottilie dieses Haus sogleich verlassen haben, aber wohin? — zu ihrem unglücklichen Vater, dahin zog sie freilich ihr Herz, doch woher sollte sie die Mittel nehmen, um ihre Heimreise zu bestreiten? Schon als sie ihre Vaterstadt verließ, hatte sie sich von Allem entblößt, und kaum so viel übrig behalten, als zur höchsten Noth erforderlich war, um den Wohnort der Frau Bartels zu erreichen. Ein Geschenk von dieser durfte sie bei Ausführung eines solchen Plans nicht hoffen. Sich an Theodor zu wenden, war, wie jetzt die Sachen standen, unmöglich, und gegen den Gedanken, von ihrem gewesenen Kammermädchen Geld zu leihen, empörte sich ihr Stolz; auch hätte Theodor dann leicht erfahren können — nein, die Arme wußte keinen Menschen auf der Welt, von dem sie Unterstützung hoffen, oder den sie darum ansprechen dürfte.

»Aber wie?« flüsterte plötzlich ein romantisch-kindlicher Enthusiasmus ihr zu, »kann es die Tochter beschimpfen, wenn sie sich auch allenfalls bis zu ihrem Vater hin betteln muß?« — Diese Vorstellung bemeisterte sich ihrer ganzen Seele; sie fand Süßigkeit in dem Gedanken, zu Fuß nach Hause zu wandern, unterwegs recht viel zu leiden, und — nebenher allen guten Menschen, die ihr begegnen würden, recht sehr interessant vorzukommen. Sie würde augenblicklich zur Ausführung dieses Vorsatzes geschritten sein, hätte sie nicht die Bedenklichkeit zurückgehalten: ob man sie auch im Kerker ihres Vaters aufnehmen werde? — Geschah das nicht, wohin sollte sie dann? — zu Minchen? die jetzt Theodor's Muhme war? die er besuchte? bei der sie seine Gegenwart nicht vermeiden konnte? — nein, das ging nicht. Aber wohin sonst? ihr blieb ja dann keine andere Zuflucht? — Diese Ueberlegung bestimmte sie, an Emma zu schreiben, bevor sie sich wirklich auf den Weg machte, und Emma's Antwort, von Robert diktirt, benahm ihr gänzlich die Hoffnung, ihres Vaters Gefängniß ohne höhere Erlaubniß theilen zu dürfen. »Aber sein Sie d'rum ganz ruhig,« fügte Emma hinzu, »was nur eine Tochter für ihren Vater thun kann, das thue ich mit Freuden für diesen Unglücklichen, und so lange ich eine Hand zu rühren vermag, soll es ihm an nichts fehlen.« Ottilie seufzte und beneidete die Fremde, welche geboren schien, ihrem Herzen weh zu thun.

Es blieb ihr jetzt nur noch eine ferne Aussicht übrig. Sie verstand außerordentlich schön zu sticken, und diese

Kunſt wollte ſie jetzt anwenden, um ſich nach und nach eine kleine Summe zu erſparen, dann in ihrer Vaterſtadt, ſo nahe als möglich dem väterlichen Kerker eine kleine Wohnung zu miethen, dort ihr Gewerbe fortzuſetzen, und in jeder Feierſtunde, den Vater pflegend, ihm durch das Erworbene gütlich zu thun. — Ach! ſo weit ausſehend dieſe Hoffnung war, ſo ließ das Schickſal ihr doch nicht einmal den Troſt, mit ſpäter Erfüllung derſelben ſich ſchmeicheln zu dürfen. Denn Einmal gab es im ganzen Städtchen Niemanden, der ihre Arbeit ihr abkaufen oder bezahlen wollte. Zweitens erklärte Frau Bartels ſehr beſtimmt, daß, wer in ihrem Hauſe wohne, nicht für Geld arbeiten dürfe; daß ſie Gott ſei Dank Vermögen genug beſitze, um ihre Pflegetochter mit allem Nöthigen zu verſorgen, es aber für überflüſſig halte, Grillen und Launen zu unterſtützen.

So ſah die arme Ottilie ſich gezwungen, einen Plan aufzugeben, der allein in kummervoller Einſamkeit ihr Herz und ihre Einbildungskraft durch tröſtende Bilder erheitern konnte. Sie verſank in tiefe Schwermuth, die für jeden Lebensgenuß ihr eine ſtumpfe Gleichgiltigkeit einflößte. Was um ſie her geſchah, und wie es geſchah, es war ihr alles einerlei; ein Zuſtand, aus welchem für die Leidende wenigſtens der Vortheil entſprang, daß ſie die Gunſt ihrer Pflegemutter völlig wieder gewann, denn ſie nahm ſich nie die Mühe einer andern Meinung zu ſein, als Frau Bartels, ſondern that und ſprach Alles, was jene wollte.

Das Haus der Muhme Bartels ſtieß an einen ſchönen großen Garten, der ſich weit in's Feld hinaus erſtreckte, und die Fenſter von Ottiliens Zimmer gingen auf ein dichtes Luſtgebüſch, aus welchem Linden und Acacien ihr Wohlgeruch zudufteten, und die Nachtigall ihr Frühlingslied hinauf ſchmetterte. Darum war das Plätzchen am offenen Fenſter Ottilien lieb geworden, ſie ſaß da beſtändig mit ihrer Arbeit, und auch ihr Klavier, das beſte, welches Frau Bartels in dem Städtchen hatte auftreiben können, ſtand nicht fern.

Der Beſitzer dieſes Gartens und des ſchönen dazu gehörigen Hauſes, war ein Mann von faſt ſechzig Jahren, ein Fremder, der ſeit langer Zeit ſich hier angeſiedelt, und im Städtchen für einen Goldmacher galt, denn er hatte immer Gold vollauf, und Niemand wußte, wo er es hernahm. Daß er Pfersberg hieß, war Alles, was man von ihm erfahren konnte; allein ſein Vaterland, ſein Gewerbe und Stand blieb Jedermann verborgen, weil er überhaupt nur ſelten ſprach, und von jenen Dingen nie. Umgang ſuchte er nicht, und wenn man den ſeinigen ſuchte, wich er aus. Den ganzen Tag pflegte er in den Gebirgen herumzuklettern, und wenn man auf dem Heimwege ihm begegnete, ſah man gewöhnlich einen großen Bündel Kräuter in ſeiner Hand. Was konnte er mit den Kräutern anders thun, als Zaubertränkchen davon kochen, vielleicht ſich gar dadurch verjüngen; wenigſtens äußerte der Bürgermeiſter, ein wohlhabender Bäcker, er habe auf ſeiner Wan-

derſchaft gar viel von einem gewiſſen Grafen St. Germain reden hören, und die Beſchreibung jenes Wundermannes treffe vollkommen mit dieſem Fremdling überein. Wozu konnten ihm denn auch die einfältigen Kräuter nützen? Sein alter Bedienter und einziger Hausgenoſſe verſicherte zwar, er trockene ſie blos, und lege ſie dann zwiſchen Bogen Löſchpapier, aber das möchte ihm der Henker glauben! es hing ja auch ein ausgeſtopfter Krokodil in ſeinem Vorhaus an der Decke, und man wollte ſogar wiſſen, daß er mehrere Schlangen im Weingeiſt verwahre. Alſo ein Zauberer und nebenher ein Goldmacher, das blieb entſchieden.

Ein ſolcher verdächtiger Mann konnte freilich nicht geliebt zu werden hoffen, zumal, da er die Ehre verweigert hatte, in die Schützengilde aufgenommen zu werden, auch nicht einmal durch ein patriotiſches Geſchenk ſeine Achtung für die ſchießende Bürgerſchaft an den Tag zu legen wußte. Außerdem ging er auch nie in's Gotteshaus, noch weniger zum Abendmahl, ja er hatte ſogar zu einer Kollekte für eine abgebrannte Kirche nichts beigeſteuert, darum wurde ſeiner nicht ſelten auf der Kanzel verblümt erwähnt, und die wachſamen Hirten hielten es für ihre Pflicht, ihre fromme Herde vor einem räudigen Schafe zu warnen, das unter dem Deckmantel heidniſcher Tugenden in den chriſtlichen Stall zu ſchleichen drohe.

Die erwähnte heidniſche Tugend nämlich, die man dem Sonderling nicht abſprechen konnte, war die Wohlthätigkeit. Bettlern, die anfangs ſein Haus beſtürmten, gab er zwar

nichts, aber manchem verarmten fleißigen Bürger hatte er schon wieder aufgeholfen, im Stillen würde ich hinzusetzen, wenn in einer kleinen Stadt sich irgend etwas im Stillen verrichten ließe. Also wußte es Jedermann, und ob es ihm gleich kein Mensch als ein Verdienst anrechnete, so fand man doch gerathen, einen Fremdling nicht zu verdrängen, bei dem, trotz seiner Gottlosigkeit, jeder wahrhaft Nothleidende schnelle Hilfe fand. Man ließ ihn also endlich ruhig seinen Weg gehen, und hörte nach einigen Jahren ganz auf, von ihm zu sprechen. Die Kinder nannten ihn nur den blauen Kräutermann, weil er immer dunkelblau gekleidet ging und Kräuter aus den Bergen holte. Sie liefen nicht vor ihm, denn er war besonders freundlich gegen Kinder, beschenkte sie auch wohl bisweilen, und ihre Eltern hoben dann die geschenkten Groschen heilig auf, weil sie meinten, es wären Heckethaler. In den ersten Monaten seines Aufenthaltes hatte der blaue Kräutermann sein Auge besonders auf einen muntern sechsjährigen Knaben geworfen, den er herzlich liebkoste, ihn an sich zu ziehen suchte, und nie unbeschenkt von sich ließ. Das Kind kam auch recht gern zu ihm; aber der dicke Herr Diaconus Pumpfel warnte dessen Eltern, ihr Söhnlein vor den Stricken des Satans zu hüten, und die Erschrockenen ließen den Buben nicht mehr aus den Augen.

Pfersberg schien im Ernst darüber zu trauern, daß der Knabe ihn vermied, ja er sprach sogar wider seine Gewohnheit mit den Eltern darüber, und that ihnen den Vorschlag, ihm das Kind zu überlassen, er wolle für dessen

Erziehung und Fortkommen väterliche Sorge tragen; allein er wurde schnöde abgewiesen, und ihm zu verstehen gegeben, daß man, bei aller Armuth, den Knaben doch lieber in der Furcht Gottes wolle aufwachsen lassen. Der Fremdling zuckte die Achseln und schwieg. Ein Menschenkenner würde deutlich in seinen Zügen die Worte gelesen haben: „Ich bin ja schon so oft verkannt worden, und habe es gelassen ertragen, warum sollte ich jetzt murren?“ — So zog er sich in sein Schneckenhaus zurück, wußte nicht, was man von ihm sprach, wollte es auch nicht wissen, sondern lebte blos für die schöne Natur in den Bergen, und die nachahmende Kunst in seinem Garten.

Bald nach seiner Ansiedelung in dem Städtchen Grafenrode, hatte Frau Bartels, als Nachbarin, seine Bekanntschaft gesucht, um über die Einrichtung seines Hausstandes ihm ihre Meinung zu eröffnen; ja sie lud ihn ausdrücklich deswegen zu einer Abendmahlzeit ein, zu welcher sie, um ihn zu ehren, auch den Herrn Bürgermeister gebeten hatte. Der Grobian! er schlug die Einladung aus, schützte nicht einmal Kopfschmerzen vor, und dachte gar nicht daran, wenigstens durch einen förmlichen Besuch seine Ungeschliffenheit wieder gut zu machen. Natürlich war Frau Bartels seit dieser Zeit sehr übel auf den blauen Kräutermann zu sprechen, und nannte ihn gewöhnlich einen Narren, der leicht noch etwas Schlimmeres sein möchte.

So war er denn auch Ottilien geschildert worden, und sie hatte eine Menge verkleinernder Anekdoten von ihm hö-

ren müſſen, die ſie zwar augenblicklich wieder vergaß, deren Nachhall aber doch ſo viel bei ihr wirkte, daß ſie nicht den geringſten Trieb empfand, ihn kennen zu lernen, oder auch nur zu ſehen. Das letztere konnte ohnehin ſich ſchwerlich zutragen, da ſie faſt nie ausging, und wenn ſie auch bisweilen im Garten eine Geſtalt zwiſchen den Bäumen wandeln ſah, ſo hinderte doch das dicke Gebüſch, des Mannes Züge zu erkennen. Pfersberg hingegen hatte Ottilien wohl erblickt, und die Schwermuth auf dem ſchönen Geſichte war ihm ſeltſam auf das Herz gefallen. Ohne zu wiſſen warum, lenkte er ſeine Schritte öfter nach dem Gebüſch unter ihrem Fenſter, lauſchte hinter dem grünen Blätter-Vorhang, wenn ſie, wie gewöhnlich, ſaß und emſig arbeitete, oder horchte, in's Gras geſtreckt, wenn ſie am Klaviere traurige Melodien mit der ſchmelzenden Stimme begleitete. Einſt ſah er ſie ſogar an einem frühen Morgen am Fenſter ſtehen und weinen. Dieſe Thränen bewegten ihn ſo tief, daß er dem Verlangen nicht mehr widerſtehen konnte, das holde Geſchöpf näher zu kennen, das ſo unglücklich ſchien. Zum erſten Male ließ er ſich herab, ſeinem verwunderten Bedienten den Auftrag zu ertheilen, ſich nach der Fremden in Frau Bartels Hauſe zu erkundigen.

Der alte Philipp brachte ihm die Antwort: ſie ſei eine unglückliche Verwandte von der Frau Nachbarin, deren Vater ein vornehmer Mann geweſen, aber den Galgen verdient habe, und im Zuchthauſe ſitze. »Wer hat dir befohlen, nach ihrem Vater zu fragen?« antwortete Pfersberg trocken. Im Grunde war es ihm aber doch lieb, die Art

ihres Unglücks zu erfahren, denn er hatte sie für liebekrank gehalten; und ob er gleich auf jeden Fall beschlossen hatte, ihr wo möglich Hilfe zu leisten, so fühlte er doch, daß es ihm so lieber war. Der Kummer einer guten Tochter hat für einen alten Mann mehr Rührendes, als die Leiden einer zärtlichen Liebhaberin. Die Frage war jetzt, wie es anzustellen sei, um Ottiliens nähere Bekanntschaft zu machen? — Ohne sich lange zu besinnen, ging Pfersberg gerade zu Frau Bartels, die über den Besuch nicht wenig erstaunte, und insgeheim davon gekitzelt wurde, denn der blaue Kräutermann besuchte ja sonst niemand. Er nahm zum Vorwand eine Mauer zwischen ihren beiden Häusern, welche ausgebessert werden mußte. Aus seinem Kauf-Kontrakt war ihm wohl bekannt, daß die Kosten für diese Ausbesserung der Frau Nachbarin allein zur Last fielen; allein er stellte sich unwissend, und bat sich die Erlaubniß aus, die Mauer auf seine eigenen Kosten, ein wenig solider als bisher, aufführen zu lassen. Schon dieser Vorschlag mußte Frau Bartels zu seinem Vortheil einnehmen, als er aber vollends sie um Rath fragte, welches Maurers (es waren deren zwei im Städtchen) er sich dazu bedienen solle? und sie ihm folglich ihre Meinung sagen konnte, da hatte er ihr ganzes Herz gewonnen. Die gute Frau wußte nicht, daß er blos das Gespräch zu verlängern strebte, weil Ottilie nicht gegenwärtig war, und er immer noch hoffte, sie herein treten zu sehen. Aber sie erschien nicht, man mußte endlich aufbrechen, und es blieb ihm in der Eil nichts anders übrig, als die Frau Nachbarin in seinen Garten ein-

zuladen, wo er ſie gerade jetzt mit ſchönen reifen Kirſchen bedienen könne. Die Einladung wurde dankbar angenommen, doch von der Pflegetochter kein Wort erwähnt, und Pfersberg kam verdrießlich nach Hauſe, denn zu der fehlgeſchlagenen Hoffnung geſellte ſich die unangenehme Ausſicht, dieſen Nachmittag noch einige Stunden bei der wortreichen Frau Bartels verlieren zu müſſen.

Allein diesmal war ſein Stern ihm günſtiger, denn ſchon bei der Mittagstafel wurde Ottilien eröffnet, ſie ſolle ſich ein wenig putzen, weil man gegen Abend einen Beſuch bei dem Herrn Nachbar Pfersberg abſtatten wolle. Ottilie machte große Augen, denn ſie hatte ihre Muhme nie anders als mit Geringſchätzung von dieſem Manne reden hören, ſie äußerte daher ihre Befremdung über dieſen Entſchluß. »Kind,« ließ Frau Bartels ſich vernehmen, »man muß nicht über Menſchen urtheilen, wenn man ſie nicht kennt. Ich habe es immer zum Herrn Bürgermeiſter geſagt: wer weiß, was dahinter ſteckt; und ſiehſt du! meine Meinung hat mich abermals nicht betrogen. Der Fremde iſt bei mir geweſen, ein reputirlicher, manierlicher Mann, ich kann nicht anders ſagen. Er will die Mauer zwiſchen unſern Häuſern auf ſeine Koſten ausbeſſern, hat mich auch in ſeinen Garten eingeladen, um Kirſchen zu eſſen, und ich verſichere dich, er hat die beſten Kirſchen in der ganzen Gegend, denn zu ſeines Vorfahrs Zeiten bin ich oft in dem Garten geweſen. Ja, hätte der meinen Rath befolgt, er wäre nicht bankerott geworden, und hätte das ſchöne Grundſtück nicht verſchleudern dürfen.«

Nun war die gute Frau Bartels im Zuge und erzählte lang und breit die Geschichte des vormaligen Besitzers, wie wunderlich der es angefangen, und wie oft sie ihm vergebens ihre Meinung gesagt. »So geht es,« schloß sie endlich, als die Uhr schon fünfe schlug, »wenn man verständiger Leute Rath verachtet. Jetzt, Ottchen, geh' und mach' dich schnell ein wenig zurecht.« Ottilie ging, fand aber nicht für nöthig, außer einem Strohhut, ihrem einfachen Anzuge noch etwas beizufügen. Daß die Frau Muhme diese nachlässige Befolgung ihres Rathes nicht weiter bemerkte, rührte von dem Umstand her, daß sie mit ihrer eigenen Toilette zu beschäftigt war, denn es hatte sich ihr plötzlich die vernünftige Betrachtung aufgedrungen, daß sie doch erst in ihrem fünfzigsten Jahre und Herr Pfersberg vielleicht in seinem sechzigsten stehe; sie eine muntere Frau, er ein rüstiger Mann sei; daß ihre Häuser dicht an einander stießen, und noch hundert dergleichen Dinge, die einen Finger Gottes vermuthen ließen. Darum hatte sie, trotz der Sommerhitze, ihre schöne schwarze Sammtkappe hervorgesucht, nebst einem großen Fächer, auf dem des Dauphins Wiegenlied: Marlborough s'en va-t-en guerre geschrieben stand, und so ausgerüstet, trat sie mit Ottilien in den Garten des Sonderlings.

Sobald Pfersberg von ferne die schöne Begleiterin gewahr wurde, eilte er, seine Gäste zu empfangen, und führte sie in eine Laube, wo die reifsten Kirschen in kostbaren Porzellan-Schalen aufgeschichtet standen. Das Verlangen, Ottilien zu gefallen, machte ihn, wider seine

Gewohnheit, geſchwätzig; doch hütete er ſich auch wohl, der Frau Nachbarin die Gelegenheit zu rauben, über Alles, was vorkam, ihre Meinung zu ſagen, wie es nämlich beſſer zu machen ſei, und wie ſie es ſchon vor vielen Jahren beſſer gemacht habe. Niemand konnte ihr vorwerfen, daß ſie ſolche Gelegenheiten nicht redlich benutzte. Aber auch Pfersberg ließ die kurzen Pauſen nicht entſchlüpfen, die dann und wann durch ihren Huſten entſtanden; er redete Ottilien an, verwickelte ſie in ein Geſpräch über die Muſik, und wußte mit Geiſtes-Gewandtheit ihr in wenigen Minuten ſo viel abzugewinnen, daß er ſich überzeugen konnte, ſie ſei ein ſehr gebildetes Frauenzimmer. Vielleicht klingt das unwahrſcheinlich, doch nur für ſolche, die nie bemerkt haben, daß die Weiber zwar ihre Herzen, nicht aber ihre Köpfe tief zu verbergen wiſſen. Wenn ein Mädchen ſchüchtern ſchweigt, ſo iſt freilich ſchwerer zu errathen, ob es richtig denkt; ſo bald es aber redet, über irgend eine Materie in ein ordentliches Geſpräch ſich einläßt, ſo iſt derjenige, der ſie noch nicht zu beurtheilen verſteht, entweder verliebt, oder ein Dummkopf.

Verliebt war Pfersberg nicht, und ein Dummkopf wahrlich auch nicht. Des Mädchens Thränen und ihre Schönheit — (denn warum ſollte ein alter Mann ſeinem Gefühl für die Schönheit abſterben?) — hatten ihm ein warmes Intereſſe für ſie eingeflößt, er wünſchte ihr Freund zu werden, wünſchte aber auch ſie dieſer Freundſchaft würdig zu finden, und darum gewährte es ihm ein ſüßes Vergnügen, als ſie, obgleich mit ſparſamen Worten, Gedan-

ken und Empfindungen äußerte, die mit den seinigen im Einklang standen. Noch zu hundert kleinen, sein erstes günstiges Vorurtheil rechtfertigenden Bemerkungen bot sich ihm Gelegenheit dar, als er seine Gäste in sein Haus durch seine Zimmer führte. Frau Bartels bewunderte Alles, besonders die zierlichen Möbeln, und das köstliche Porzellan, und erinnerte blos, wie Dies und Jenes anders zu stellen sei, damit es besser in's Auge falle. Ottilie ging an alle dem vorüber, als an Dingen, deren Anblick ihr nicht neu war. Hingegen schien sie mit Vergnügen seine Kräutersammlung zu betrachten, und es entfuhren ihr dabei die Worte: »ach! wäre ich nicht von Jugend auf in den Mauern einer großen Stadt erzogen, vielleicht würde ich etwas davon verstehen.«

Als Pfersberg die Thür zur Bibliothek öffnete, warf die Frau Nachbarin mit stummen Kopfnicken einen Blick hinein, und wollte sogleich wieder umkehren, weil der seltene Fall eintrat, daß sie nichts weiter darüber zu sagen wußte, als daß die vergoldeten Bände doch wohl zu kostbar wären, sie lasse ihre wenigen Bücher nur in Pappe binden. Ottilie hingegen trat hastig hinein, denn sie hatte nun schon so lange diese Geistesnahrung entbehren müssen. Ihr Blick flog von Titel zu Titel, und wenn er auf einem verweilte, so bemerkte Pfersberg mit geheimen Entzücken, daß es immer ein gutes Buch war. »Ach! nun wundere ich mich nicht mehr,« rief sie aus, »daß Ihnen die Zeit nie lange wird. Ich hätte nicht geglaubt, in Grafenrode solche Bücher zu finden.« — »Närrchen,« unter-

brach Frau Bartels sie spöttisch, »auf unserer Bodenkammer liegen noch Bücher genug von meinem seligen Manne, nur freilich nicht so schön gebunden als diese.«

»Es würde mich unendlich freuen,« sagte Pfersberg zu Ottilien, »wenn meine Büchersammlung künftig zu Ihrer Unterhaltung beitragen könnte. Wählen Sie nach Gefallen.« —

Ottilie dankte freundlich und benutzte das Anerbieten auf der Stelle. Sie wählte le voyage du jeune Anacharsis und Tiedge's Urania. Durch diese Wahl, die von ihrem Geschmacke und von der Richtung ihres Geistes zeugte, wurde dem Fremdling der Gedanke noch lieber, daß er ein Mittel gefunden habe, den angeknüpften Faden zwanglos weiter zu spinnen. Er ließ sogleich die verlangten Bücher zu der Nachbarin hinüber tragen, und legte ein Verzeichniß seiner ganzen Sammlung bei, damit Ottilie die Bücher anzeichnen könne, die sie künftig zu lesen begehre.

Weit interessanter als die ganze Bibliothek war der Frau Muhme das blanke Silbergeschirr, in welchem jetzt der Thee aufgetragen wurde. Sie fand den Mann immer liebenswürdiger, äugelte bald nach ihm, bald nach dem Silber, erinnerte sich selbst verschiedene Mal, daß es Zeit sei, aufzubrechen, riß sich endlich mit sichtbarem Widerwillen von der angenehmen Unterhaltung los, und betheuerte noch beim Schlafengehen: sie habe lange keinen so frohen Tag verlebt, ob sie gleich in ihrer schwarzen Sammtkappe tüchtig habe schwitzen müssen.

7. Die Geschichte des blauen Kräutermannes.

Nur eben so viel Zeit ließ Frau Bartels verstreichen, als nöthig war, um Kuchen zu backen, und sonstige Anstalten zu einer leckern Mahlzeit zu treffen, dann erfolgte eine feierliche Einladung an den Herrn Nachbar, welche diesmal nicht zurück gewiesen wurde. Alles, was die Witwe an Silber und feinem Tischzeug besaß, wurde prunkend dabei aufgestellt, und Herr Pfersberg, als ein Mann von Welt, ermangelte nicht zu bemerken, was bemerkt werden sollte. Auch aß er über Vermögen von allen Schüsseln, welche Frau Bartels eigenhändig zubereitet hatte, und setzte sich dadurch immer fester in ihrer Gunst.

So war nunmehr ein nachbarliches Verhältniß entstanden, dem, um es enger noch zu knüpfen, nach Frau Bartels Meinung nichts weiter fehlte, als eine deutliche Erklärung von Seite des Fremden, das aber Pfersberg blos benutzte, um unvermerkt immer tiefer in Ottiliens Herz zu schauen. In der That gelang es ihm, in diesem schönen Herzen Alles zu lesen, was Natur und Erziehung hinein geschrieben, nur nicht die feurigen Worte, welche die Liebe darein gegraben hatte; denn die Schrift der Liebe gleicht der geheimen Schreibekunst mit Citronensaft, nur erwärmt wird sie sichtbar. Pfersberg hielt sich überzeugt, daß Ottilien's Schwermuth allein von dem Unglück ihres Vaters herrühre, er wünschte sich ein Recht zu erwerben, dessen Schicksal zu mildern, und mit dem ihrigen sie auszusöhnen; ein wohlwollendes Vertrauen, welches sie ihm oft bewies, machte ihn noch kühner, und

als Ottilie eines Tages Bücher zurückgesandt hatte, um andere dagegen einzutauschen, fand sie, beim Aufschlagen der letztern, einen an sie gerichteten Brief. Verwundert erbrach sie denselben, und mit wachsendem Erstaunen las sie Folgendes:

»Mademoiſell!«

»Niemand in Grafenrode kennt meine Geſchichte. Nur zu Ihnen habe ich Vertrauen, erlauben Sie, daß ich ſie Ihnen erzähle, und den Grund, warum ich das thue, bis zum Schluß dieſes Briefes aufſpare.«

»Einſt verwaltete ich einen kleinen Dienſt in **, hatte Frau und Kind, und war ein glücklicher Mann. Die unſelige Jakobiner-Riecherei, welche aus der franzöſiſchen Revolution, jener wahren Büchſe Pandorens, entſprang, ſtürzte auch mich in's Verderben. Einige gradſinnige und eben darum unbeſonnene Aeußerungen, die mir entſchlüpften, zogen mir die heftigſte Verfolgung zu. Vierzehn Monate lang mußte ich in einem Kerker ſchmachten, dann wurde ich Landes verwieſen. Mein treues Weib war indeſſen vor Gram geſtorben; meinen ſechsjährigen Sohn, einen lieblichen muntern Knaben, hatte ein barmherziger Verwandter zu ſich genommen. Ich drückte ihn, ach! zum letzten Mal an mein Herz und floh nach Oſtindien.«

»Dort lernte ich einen braven Engländer kennen, den Eigenthümer einer anſehnlichen Handlung, in der ich Arbeit und Brot fand — Ruhe nicht! denn auch mein letztes Kleinod, das ich in Europa zurückgelaſſen, meinen lieben kleinen Ludwig, mußte ich beweinen. Durch einen Schif-

fer aus meiner Heimath erfuhr ich, daß jenes Städtchen, in welchem sein Pflegevater wohnte, von der großen Nation zerstört worden sei, weil man einen ihrer raubsüchtigen Marodeurs in demselben erschlagen hatte. Die wehrlosen Einwohner waren theils ermordet, theils zerstreut, und Niemand wußte, wo mein Kind geblieben."

»Finstere Schwermuth war mein Loos, bis das Bedürfniß jedes guten Menschen, etwas auf der Welt zu lieben, mich nach und nach an die Kinder meines Freundes fesselte, zwei liebenswürdige Knaben, ungefähr in gleichem Alter mit meinem verlornen Ludwig. Sie waren ihres Vaters einzige Freude und mein einziger Trost. Ein Scharlachfieber raffte sie Beide in wenig Tagen hinweg. Ihre gute Mutter, deren schwache Brust ohnehin schon lange gegen das heiße Klima kämpfte, folgte den Lieblingen bald in's Grab. Wilson und ich sanken einander bleich in die Arme, und suchten vergebens Trost in der Freundschaft. Um von den Gegenständen sich zu trennen, deren Anblick täglich seinen Schmerz erneuerte, beschloß er eine Reise nach China, wohin er bisher in seinen Geschäften nur Bevollmächtigte zu senden pflegte. Ich begleitete ihn."

»Seine dortigen Handels-Spekulationen schlugen so glücklich ein, daß seine Reichthümer sich in Kurzem verdoppelten. »Ach wozu! für wen!" rief er oft bekümmert, »ich habe Niemanden mehr auf der Welt!" — Ich suchte den Gedanken in ihm zu erwecken, die leidende Menschheit an Kindes Statt anzunehmen, und er ergriff diese Idee mit Wärme. »Ja," sagte er, »ich habe nun Gold genug,

um unserm braven Howard gleich, irgend einen großen, wohlthätigen Zweck dadurch erreichen zu können. Den will ich fest in's Auge fassen, und so den einsamen Gang zum Grabe mir mit Blumen bestreuen. Laß uns in mein Vaterland zurückkehren, bleibe bei mir, auf unserer Insel bist du sicher vor Bosheit und Dummheit. Theile, was ich habe, und hilf mir Menschen beglücken.» — Mit diesem Vorsatz schifften wir uns ein, aber Wilson trug den Keim des Todes schon im Busen. Er kränkelte und schien von Tage zu Tage seinem erwünschten Ziele, der Vereinigung mit Weib und Kind, sich zu nähern. »Ich fühle es,» sagte er eines Abends zu mir, »ich werde mein vaterländisches Ufer nicht wieder sehen. Sterbe ich, Freund, so bist du mein einziger Erbe, denn es lebt Niemand auf der Welt, der ein Recht an mein Erworbenes hätte. In der Tasche, die ich immer um den Leib geschnallt trage, wirst du reiche Wechsel und andere Papiere finden, zu welchen ich zum Ueberfluß noch diesen Morgen eine Schrift gefügt habe, die dich für ihren Eigenthümer erklärt. Ich weiß, auch du bedarfst des Reichthums nicht, aber du wirst das Gute damit ausrichten, was mir das Schicksal zu vollbringen untersagt. Und wer weiß, vielleicht findest du noch einst deinen Ludwig wieder, dann erzähle ihm, daß du einen Freund hattest, den in seinen letzten Augenblicken die Hoffnung froh machte, für den Sohn seines Freundes gesammelt zu haben.»

»So sprach mein edler Wilson, und das Vorgefühl eines nahen Todes hatte ihn leider nicht betrogen. Er starb

in meinen Armen am Vorgebirge der guten Hoffnung, und ich sah mich plötzlich im Besitz einer Erbschaft, die meine Erwartungen weit übertraf. Ach! welch ein elender Ersatz für einen seltenen Freund! — Allein mit schwerem Herzen setzte ich meine Reise fort. In England blieb ich länger als ein Jahr, um arme Verwandte von Wilson auszuforschen, mit denen ich theilen könnte. Meine Mühe war vergebens. Nur die leidende Menschheit, an die er mich verwiesen hatte, war ihm noch verwandt, und mit ihr habe ich bis diesen Augenblick redlich getheilt.»

»Daß ich bei meiner Zurückkunft in's Vaterland die ängstlichsten Nachforschungen angestellt, um von meinem verlornen Kinde etwas zu erfahren, brauch' ich wohl kaum zu erwähnen. Wo ich nur immer einen vormaligen Einwohner jenes erwähnten Städtchens zu finden wußte, dahin reiste ich, und es blieb kein Ort zwanzig Meilen in die Runde übrig, durch dessen Thore ich nicht mit hochklopfendem Herzen gefahren wäre, den ich nicht mit Thränen getäuschter Hoffnung wieder verlassen hätte. Alles was ich mit Gewißheit ausmittelte, war, daß der gutherzige Verwandte, der Pflegevater meines Ludwig, unter den Trümmern seines einstürzenden Hauses begraben worden, als er zu spät noch einige seiner besten Habseligkeiten aus den Flammen retten wollte. Ob meinen Sohn ein gleiches Schicksal betroffen, wußte niemand. Vergebens nahm ich zuletzt zu den Zeitungen meine Zuflucht, keine meiner dringenden Fragen ist jemals beantwortet worden, so ansehnlich auch der Preis war, den ich darauf setzte.»

»Endlich mußte ich die Hoffnung aufgeben, daß noch ein Menſch in der Welt lebe, der meinem Daſein wieder neuen Werth leihen könne. Ich ſuchte mir ein Plätzchen, von der Natur mit Reizen ausgeſtattet, die fähig waren, meinen nagenden Kummer in ſanftere Schwermuth zu verwandeln. Hier fand ich eine freundliche Gegend, die mich anzog und den Entſchluß in mir erweckte, hier den Tod zu erwarten. Die Berge, von welchen Grafenrode umgeben iſt, begünſtigten meine alte Liebhaberei, die Kräuterkunde. Dieſe und das Beſtreben, meines Freundes letzten Willen an Unglücklichen zu vollziehen, füllten alle meine leeren Stunden. Auch an Menſchen verſuchte ich noch einmal mich zu ketten, an Kinder nämlich, die allein noch wahre Menſchen ſind. Ich hatte mir einen Knaben auserleſen, der durch einige Aehnlichkeit mit meinem Ludwig, mein Herz tief bewegte, ſo oft ich ihn ſah. Ich wollte ihn an Kindesſtatt annehmen, ihn, wie man es zu nennen pflegt, glücklich machen; eigentlich mir ſelbſt noch eine Freude im Alter bereiten. Doch auch dieſen letzten Wunſch mußte ich aufgeben, denn des Knaben Vater, ein hieſiger Bürger, ſchlug mir meine Bitte mit Härte ab, und das Kind, das ſich bereits an mich gewöhnt hatte, durfte nicht mehr zu mir kommen.«

»So blieb ich denn allein auf den Genuß der Natur beſchränkt, zu dem man freilich, um durch ihn beglückt zu werden, ein zufriedenes Herz mitbringen muß. So hab' ich unter Pflanzen ein Pflanzen-Leben geführt, bis ich Sie, Mademoiſell, erblickte. Es wäre lächerlich, wenn ich Ihnen ſagen wollte, ich ſei verliebt in Sie. Mein Alter, Ihre

Jugend, ich werde beides nie vergessen. Aber daß Ihre stillen Leiden, die Thränen, die Sie oft an Ihrem Fenster vergossen, wenn Sie unbelauscht sich wähnten, die rührenden Töne, welche Sie täglich aus Ihrem Klavier hervorzauberten, daß alles dieses einen lebhaften Eindruck auf mich gemacht hat, das darf ich doch wohl ohne Erröthen Ihnen erklären. Ich suchte Ihre persönliche Bekanntschaft, es gelang mir, und seitdem gesellte sich zu meinem Interesse für Ihre Person eine hohe Achtung für Ihre schöne Seele. Der Wunsch, Ihr Freund, Ihr Bruder zu werden, der stolze Wunsch, Ihr Schicksal zu erleichtern, drängte sich mir auf. Ich forschte nach Ihrer Lage, ich erfuhr, daß Sie um einen unglücklichen Vater weinen, und alsobald war mein Entschluß gefaßt, den ich jedoch Wochen lang mit mir herum trug, um durch keine Unbesonnenheit mein Alter zu entehren."

»Jetzt endlich darf ich mit Bewußtsein erklären: ich habe den Schritt reiflich überlegt; ich trete als ein ehrlicher, besonnener Mann vor Sie, und frage Sie mit Freimüthigkeit: wollen Sie mir das Recht einräumen, Ihren Vater auch den meinigen zu nennen? wollen Sie durch das Geschenk Ihrer Hand mir und ihm Lebensglück im Alter gewähren?" —

»Sie kennen mich nur wenig, aber doch wohl genug, um überzeugt zu sein, daß nicht die thörichte Hoffnung, die Liebe eines jungen reizenden Mädchens zu gewinnen, mein Herz berücken konnte. Freundschaft, Achtung, Ver-

trauen, ist Alles, was ich von Ihnen erwarte. Ich kann und werde keine Pflicht Ihnen auflegen, die mit Ihrem Herzen im Widerspruch stünde. Den Jammer Ihres Vaters wenden, den Dornen-Pfad eines ehrlichen Mannes am Ziele mit Rosen bestreuen, die Thränen der Armuth trocknen, das werden an meiner Seite die einzigen, Ihrem Herzen entsprechenden Beschäftigungen sein. Für ein anderes Mädchen als Ottilien, würde ich noch Manches hinzufügen können, allein für Sie habe ich genug gesagt."

»Jetzt prüfen Sie — antworten Sie mir nicht schnell — es gilt die Ruhe Ihres Lebens — aber vergessen Sie, daß es auch die meinige gilt."

---

8. Die Hochzeit.

Heftig war der Sturm, den dieser Brief in Ottiliens Busen erregte. Durch Thränen und Gebet suchte sie ihr beklommenes Herz zu erleichtern, mit Thränen und Gebet flehte sie kindlich zu einer höhern Macht, ihr Schicksal zu bestimmen, und wenn sie ermüdet auf ihr Lager sank, stand zur Rechten ihr alter wahnsinniger Vater, Hilfe, Rettung von ihr heischend; zur linken der edle Pfersberg, der ihr den Schlüssel zu des Vaters Kerker reichte. Aber ach! zu den Füßen des Bettes schwebte eine traurende Gestalt, die sich ängstlich verhüllte, um nicht, Liebe und Mitleid erregend, das edle Opfer zu hindern. Tage und Nächte lang kämpfte das arme Mädchen, um sich von der letzten Hoffnung los zu reissen, die ihr noch im Stillen dann und wann

mit einer frohen Zukunft geschmeichelt hatte. »Entsage! entsage!« rief die Tugend ihr zu. »Wird Theodor jemals wiederkehren? — und wenn er wiederkehrt, wird er dich noch lieben? — und wenn er dich noch liebte, wird dein Vater seinen Fluch widerrufen? O ergreife die Gelegenheit, um seinen Segen zu verdienen! Glücklicher könntest du einst werden, glücklicher machen nie!«

Entschlossen ging Ottilie zu Frau Bartels, und zeigte ihr des Nachbars Brief. Anfangs wurde die gute Frau Muhme freilich sehr unangenehm überrascht, und sie bedauerte insgeheim die vielen Schweißtropfen, die sie in der schwarzen Sammt-Kappe so unnützerweise vergossen hatte. Ihre erste Antwort war, Pfersberg sei ein alter Geck, und ihre Meinung sei, man müsse ihn auslachen und fortschicken. Nachdem sie aber die Sache ein wenig näher überlegt hatte, fand sie zwar keinen Grund, ihn nicht auszulachen, doch manchen, ihn nicht fortzuschicken. Er war denn doch der einzige, der eine lange verdrießliche Einsamkeit durch seinen Umgang unterbrach; der einzige, der ihre Meinungen hörte und auch schon einigemal befolgt hatte; der reichste Mann im Städtchen, der gleichsam ihr Schwiegersohn wurde, dessen Wirthschaft sie einrichten konnte. Das Letztere ist bekanntlich (das Leinewand-Sammeln ausgenommen), der liebste Zeitvertreib altender Frauen, die gar zu gern einem jungen Ehepaar erzählen, wie man es machen müsse, und wie sie es einst gemacht haben. Auch Frau Bartels konnte dieser Versuchung nicht widerstehen, und sie sprach daher

zu Ottilien am andern Morgen: »Besserer Rath kommt über Nacht. Ich habe die Sache reiflich überlegt, und meine Meinung ist, du nimmst den blauen Kräutermann, nota bene, wenn er dich zur Erbin seines Vermögens einsetzt, das ist Conditio sine quano, wie mein seliger Mann zu sagen pflegte. Schlimm ist es freilich, daß er noch ein so rüstiger Mann ist, und schwerlich bald sterben wird.«

»Das wünsche ich auch nicht,« versetzte Ottilie, »wenn ich einmal meine Hand ihm reiche; und was die Erbschaft betrifft, so bitte ich Sie, Frau Muhme, erwähnen Sie kein Wort davon. Nach einem solchen Briefe wäre es sehr unzart von mir, wenn ich mein Jawort gleichsam verkaufen wollte. Er ist ein edler Mann, und wird schon für meine Zukunft sorgen.«

»Kind, das verstehst du nicht,« sagte Frau Bartels altklug lächelnd, und nahm sich vor, trotz Ottiliens Widerspruch, vor allen Dingen darüber mit dem Nachbar zu reden.

Pfersberg kam ihr zuvor, denn, als er eingeladen wurde, um Ottiliens Antwort aus ihrem Munde zu vernehmen, wiederholte er seine Anwerbung, ehe er sie noch zum Worte kommen ließ, und fügte derselben sogleich jenes Anerbieten hinzu, welches er, um Frau Bartels zu gewinnen, für eben so nöthig erachtete, als er bei Ottilien es für überflüssig gehalten hatte. Nach dieser Erklärung führte Frau Bartels die schüchterne Braut ihm ohne Bedenken zu, und Ottilie reichte ihm die zitternde Hand, und ihre blasse Lippe stammelte das Versprechen, heilig zu erfüllen, was er von

Ihr begehrt, wenn ihm daran genüge. Mit einem Händedruck antwortete der Biedermann: »ich bin so stolz, mir mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß Sie mir einst sagen werden, es hat mich nicht gereut.«

Nun hatte Frau Bartels alle Hände voll zu thun, um Anstalten zur Hochzeit zu treffen, denn es sollte — wie man in Grafenrode es zu nennen pflegte — eine große vornehme Hochzeit werden. So lästig das auch im Grunde sowohl der Braut als dem Bräutigam war, so wollte doch Pfersberg der guten Muhme die Freude nicht verderben. Lächelnd billigte er alles, lobte alles, bewunderte alles, und gab Geld her, so viel sie nur immer verlangte. Endlich waren die Kleider fertig, die Kuchen gebacken, die Gäste gewählt, und der feierliche Tag wurde angesetzt.

Je näher er rückte, je beklommener wurde Ottiliens Herz. Am Tage zwang sie sich zu lächeln, die Nacht durch weinte sie, und ob ihre Seele gleich mit festem Muthe auf dem Entschluß beharrte, das schwere Opfer zu bringen, so war ihr Körper doch zu schwach, um durch den unaufhörlichen Kampf nicht bis in jede Nerve erschüttert zu werden. Ihre Gestalt schwand sichtbarlich, Aug' und Wange wurden hohl, ihre Kräfte nahmen bedenklich ab. Mehr als einmal beschwur sie Pfersberg, ihm freimüthig zu bekennen, wenn ihr Entschluß sie gereue; aber dann reichte sie ihm, durch Thränen lächelnd, die Hand, und bat ihn, nur Geduld mit ihr zu haben, es solle und müsse bald anders werden. Die Nacht vor ihrem Hochzeittage betete sie unablässig

mit einer solchen Inbrunst, daß sie, als der Morgen anbrach, sich ruhig und gestärkt wähnte. Mit ziemlicher Fassung ließ sie von der Muhme nach Gutdünken sich herausputzen, und trat ohne Wanken unter die Hochzeitsgäste, zu welchen auch jener taube Konsul zu Smyrna gehörte, der zufällig anwesend, und als Honoratior mit eingeladen worden war.

Der Herr Diaconus Pumpfel ertheilte nunmehr den feierlichen Wink, sich ihm zu nähern, und hielt eine Rede, deren Länge er nach dem zu erwartenden ansehnlichen Honorar abgemessen hatte. Er rühmte darin besonders die Frömmigkeit des Herrn Bräutigams, und pries dessen Wohlthätigkeit und übrige christlichen Tugenden, die ihm sämmtlich an diesem ergiebigen Tage zum ersten Male einleuchteten.

Hätte er es kurz und gut, ja hätte er es nur kurz, wenn auch schlecht gemacht, Ottilie würde mit dem letzten Rest ihrer Kräfte ausgelangt, und als Madame Pfersberg den Altar verlassen haben. Allein von solchen Gefühlen bestürmt und zerrissen, an der Hand des ungeliebten Mannes, dem sie jetzt auf ewig sich verloben sollte, länger als eine halbe Stunde vor diesem Saalbader zu stehen, und durch kein herzliches, wahre Frömmigkeit athmendes Wort von den Gegenständen abgezogen zu werden, über welchen sie im Innern brütete; das war zu viel für ein krankes Mädchen, das seit vielen Wochen weder durch Schlaf noch Nahrung, sondern allein durch seiner Seele überspannte Kraft sich aufrecht erhalten hatte. Was Wunder also, daß in dem Augenblicke, da endlich der geistliche Ehrenmann des Braut-

paars Ringe wechseln wollte, Ottilie ohnmächtig zu seinen Füßen sank. Die Trauung wurde unterbrochen, die Braut in ein Nebenzimmer getragen, ausgekleidet, und immer noch als eine Leiche auf's Bett gelegt. Aerzte und bejahrte Damen erschöpften ihre Kunst, um sie in's Leben zurückzurufen. Es gelang ihnen endlich, aber ein heftiges Fieber hatte sie ergriffen, sie fantasirte. Trauernd, in sich gekehrt stand der Bräutigam an ihrem Lager; und fing an zu ahnen, daß in Ottiliens Herzen noch etwas vorgehen müsse, was ihm bisher verborgen geblieben. Den Wirrwarr unter den Gästen, zumal in Grafenrode, mag der Leser sich denken. Nur allein der taube Konsul blieb ruhig, denn er hatte von alle dem nichts verstanden. Auch Frau Bartels verlor den Kopf nicht so ganz, daß sie nicht weislich bedacht hätte, der Hochzeitschmaus sei doch einmal veranstaltet, und es sei unschicklich, die Gäste mit trockenem Munde heimziehen zu lassen. Die Speisen wurden also zu gehöriger Zeit aufgetragen. Sobald der taube Konsul das gewahrte, empfahl er sich im Stillen, weil er noch in derselben Nacht abreisen wollte, und er reiste wirklich, mit der Ueberzeugung, daß, trotz der Ohnmacht, die Vermählungsfeier nicht unterbrochen worden sei. Daher sein Bericht zu Smyrna, der den armen Theodor so unglücklich machte.

Ottilie schwebte mehrere Wochen lang am Rande des Grabes, und war nur in seltenen Augenblicken ihrer Besinnung mächtig. Pfersberg verließ ihr Lager fast nie; er selbst reichte ihr jeden Tropfen Arznei, und wachte, trotz seines Alters, mehrere Nächte hintereinander. Aus der Ferne

verſchrieb er einen berühmten Arzt, den er mit den koſtbarſten Geſchenken überhäufte; das Seltenſte ſchaffte er herbei, mit einer Verſchwendung, über welche Frau Bartels den Kopf ſchüttelte; kurz, er that Alles, was nur der zärtlichſte Gatte zu thun vermag — und er that es ohne Eigennutz, denn die Hoffnung, Ottiliens Gemahl zu werden, hatte er faſt aufgegeben. In ihren Fieberträumen war ihr der Name Theodor öfter entſchlüpft; er wußte nun, daß nicht blos das Unglück ihres Vaters, daß auch eine hoffnungsloſe Liebe an ihrem Herzen nage. Dieſe Entdeckung beſtimmte ihn, ſelbſt als die erſte Gefahr für Ottiliens Leben ſchon vorüber war, gänzlich über ihr Verhältniß zu ihm ſelbſt zu ſchweigen, und auch nicht durch die leiſeſte Anſpielung das unterbrochene Hochzeitfeſt in Erinnerung zu bringen. Eben ſo ſehr hütete er ſich, die Kranke merken zu laſſen, daß ſie ihr Geheimniß verrathen habe. Ein zärtlicher, beſorgter Vater am Krankenbette ſeiner Tochter, das allein war die Rolle, die ſein edles Herz ihm vorſchrieb. Ob ſie ſelbſt nach ihrer Geneſung ſeine zarte Liebe belohnen, ob ſie ihn zum Vertrauten ihres Kummers machen wolle? das überließ er ihrem eigenen Gefühl.

Frau Bartels dachte weniger ſchonend, denn ſo bald Ottilie nur wieder in einem Seſſel ſitzen konnte, beſtürmte ſie das arme Mädchen täglich, die Verbindung zu vollziehen. Tief gerührt war die Kranke von ihres edlen Bräutigams Betragen; ſie fühlte, daß ſie einem ſolchen Manne Wahrheit ſchuldig ſei, und ergriff den erſten Augenblick, in dem ſie Stärke genug ſich zutraute, ihm ihr ganzes Herz offen dar-

zulegen. »Ich habe Sie hintergangen,« so schloß ihr Bekenntniß, »werden Sie mir verzeihen? und wollen Sie noch jetzt es wagen, ein Mädchen zu Ihrer Lebensgefährtin zu machen, über dessen frömmsten Willen das wunde Herz den Meister spielt?«

Pfersberg, entzückt von ihrem Vertrauen, drückte ihre abgemagerte Hand mit Thränen im Auge an sein Herz. »Ich bin der Ihrige auf ewig!« rief er aus, »doch wie Sie mich künftig nennen wollen, ob Gatte, Bruder oder Vater, darüber lassen Sie uns in diesem Augenblicke noch nichts entscheiden. Ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß Ihr Zustand noch immer bedenklich ist; selbst die heftige Bewegung, in der Sie sich nach diesem Gespräche befinden, Ihre zitternde Hand, Ihre unnatürlich brennende Wange, beweisen hinlänglich, wie wenig noch die Kräfte Ihres Körpers mit denen Ihrer Seele im Verhältniß stehen. Haben Zeit und Ruhe die erstern wieder hergestellt, und sind Sie dann noch entschlossen, der kindlichen Liebe ein Opfer zu bringen; so wird der leiseste Wink mich zu Ihnen führen. Bis dahin betrachten Sie meine Person als Ihren treuesten Freund, doch mein Vermögen als das Ihres Gatten, über welches Sie gleiche Rechte haben. Schalten Sie damit nach Ihrem Gefallen. Jede Wohlthat, zu deren Werkzeug Sie mich machen wollen, wird auch für mich eine Wohlthat sein.«

Nach dieser Erklärung wurde der Vermählungsfeier, zu großem Aergerniß der Frau Nachbarin, für's Erste nicht weiter erwähnt. Denn daß Ottiliens Krankheit in ein schlei-

chendes Fieber ſich verwandelt, war für Frau Bartels noch kein Grund, die Ceremonie aufzuſchieben. Das Mädchen konnte doch herumgehen, oder vielmehr wanken, es konnte eſſen, trinken, ſchlafen, ja ſogar bisweilen ſpaziren fahren; darum war nach ihrer Meinung Ottiliens Kränkeln bloße Hypochondrie, von der ſie, wie die meiſten Leute, behauptete, man könne ſie bezwingen, wenn man nur wolle.

Daß man durch feſten Willen ſeiner krankhaften Empfindungen Meiſter werden könne, hat freilich ſogar der große Kant behauptet, und Ottilie gab ſich in der That alle Mühe, ein beweiſendes Beiſpiel zu dieſer Behauptung zu liefern; auch beſſerte es ſich merklich mit ihr, als der warme Frühling ſie anhauchte, und die verjüngte Natur zu ihrem Herzen ſprach. Eine Nachricht aber, welche die Frau Muhme ihr ohne alle Vorbereitung zutrug, hätte ſie faſt in den vorigen Zuſtand zurückgeworfen. Man meldete nämlich der Frau Bartels, Theodor und ſein Freund ſeien in der Türkei Renegaten geworden, und man begleitete dieſe Neuigkeit mit ſo vielen erläuternden Umſtänden, daß es faſt unmöglich ſchien, an der Wahrheit derſelben zu zweifeln. Eigentlich lag blos eine Verwechslung zum Grunde, denn die Rede war von Stolzenbeck. Weil aber Theodor und Florio zu gleicher Zeit in Konſtantinopel waren, und weil man dieſe eher zu nennen wagte, als den Sohn des gebietenden Miniſters, ſo hatte man ihre Namen an die Stelle von jenem geſchoben, und Alles, was der Wollüſtling verſchuldet hatte, kam auf ihre Rechnung.

»Auch das noch!« rief Ottilie mit bitterem Schmerz. »Ach! wenn ich ihn nicht mehr lieben darf, muß ich ihm denn auch meine Achtung entziehen?«

Pfersberg, dem Frau Bartels die skandalöse Geschichte lang und breit mittheilte, und mit allerlei giftigen Randglossen würzte; Pfersberg war der Einzige, der das Gerücht auf der Stelle für lügenhaft erklärte, und seinen Widerspruch durch Beweise unterstützte, die er aus Ottiliens Erzählungen von dem Charakter des jungen Arztes schöpfte. Er that das mit so unverstellter Wärme, daß die Kranke ihm gerührt die Hand drückte, und mit Wehmuth sprach: »Sie sind ein sehr edler Mann!«

»In diesem Augenblicke,« versetzte Pfersberg, »verdiene ich Ihr schönes Lob nicht. Ich selbst wurde einst ein Opfer der Verleumdung; welch ein elender Mensch müßte ich sein, wenn ich Verleumdungen unterstützte, weil sie vielleicht mir Nutzen bringen könnten.«

---

9. Kindlicher Wettstreit.

Während in Grafenrode Ottilie nach Genesung seufzte, und sich Kraft vom Himmel erflehte, die kindlichen Pflichten wie die der Dankbarkeit zu erfüllen, ereigneten sich in ihrer Vaterstadt bedeutende Veränderungen. Den guten alten Robert überraschte der Tod, noch ehe er, seinem Versprechen gemäß, für Emma's Zukunft gesorgt hatte, denn er verschob, wie es zu gehen pflegt, die Anfertigung seines Testaments von einem Tage zum andern. Vielleicht verließ er sich auch auf den ihm bekannten Edelmuth seiner

Tochter, welche die Pflegerin seines Alters nicht hilflos lassen würde. Er hatte nicht bedacht, daß auch die besten Mädchen nach und nach die Gesinnungen ihrer Männer annehmen, oder wußte nicht, daß sein Eidam dem niederträchtigsten Geize ergeben war. Kaum hatte Robert die Augen geschlossen, als der Schwiegersohn erschien, die Erbschaft in Besitz nahm, und der armen Emma höflich andeutete, daß er unter den Papieren des Verstorbenen keinen Auftrag gefunden, ihr ein Legat auszuzahlen.

Dem guten Mädchen war diese Behandlung weniger schmerzhaft, als die Nothwendigkeit, das Gefängniß, und folglich auch ihren Vater verlassen zu müssen. Wer sollte hinfort den wahnsinnigen Alten pflegen? und wenn vielleicht ein harter Mann an Roberts Stelle trat, welch ein Schicksal stand ihm bevor! — In dieser Noth wandte sie sich zuerst an die wackere Madame Saalfeld, und da diese bereitwillig ihr Wohnung und Arbeit versprach, so suchte sie sich durch Bitten und Thränen, die Erlaubniß eines freien Zutritts bei den Gefangenen auszuwirken. Die erstaunten Richter konnten nicht begreifen, warum ein so junges, blühendes Mädchen es für ein Glück zu halten schien, sich zu einem alten wahnsinnigen Manne in einen düstern Kerker einsperren zu lassen; aber ihre Jugend und Schönheit, ihre rührenden Bitten, bewegten auch die kältesten Herzen, und was sie begehrte, wurde ihr zugestanden. Nun brachte sie ihre Tage unausgesetzt bei dem Vater hin, die Nächte aber arbeitete sie, um sich selbst eine kärgliche Nahrung zu verschaffen. Madame Saalfeld warnte sie oft ver-

gebens ihrer Gesundheit mehr zu schonen; aber wenn die wackere Frau sie gleich laut schalt, so konnte sie ihr doch im Stillen ihre Bewunderung nicht versagen, obgleich auch sie den Antheil sehr räthselhaft fand, den das fromme Mädchen an einem alten Böſewicht nahm.

Vielleicht hätte Emma diese Lebensweise noch Jahre lang ausgehalten, denn ihre Bedürfnisse waren nur gering, und sie wußte sich für den nothwendigen Schlaf doch manche Stunde abzusparen; doch jetzt starb der Fürst des Landes, ein neuer Regent bestieg den Thron, und um wie gewöhnlich den Antritt seiner Regierung durch Gnadenbezeugungen zu verherrlichen, befahl er alle diejenigen Gefangenen los zu lassen, welche Staats-Schulden halber verhaftet waren, und nicht allein ohnehin ihre Schuld nie bezahlen konnten, sondern auch noch obendrein durch ihren Unterhalt dem Staate lästig wurden. Unter diese Anzahl gehörte auch Klumm. Seine Befreiung wurde ihm in Emma's Gegenwart angekündigt. Er lächelte, und begriff nicht, was man von ihm wollte. Emma hingegen umarmte ihn mit heißen Thränen des Entzückens, und führte ihn jubelnd aus dem Kerker in ihr kleines Dachstübchen. Daß künftig seine Erhaltung ihre Kräfte übersteigen würde, daran dachte sie in diesem Augenblicke nicht. Sie fühlte blos in vollem Maße das Glück, ihren Vater nun ganz zu besitzen, mit ihrer Hände Arbeit ihn ganz ernähren zu dürfen.

Ein neuer fröhlicher Geist schien sie zu beleben; mit unverdrossenem Eifer ging sie an die saure Arbeit; bei ihr gab es keine Feierstunden, keinen Wechsel von Tag und

Nacht; ihre einzige Erholung war ein täglicher Spazirgang mit dem Vater, den sie doch auch nur seinetwegen sich erlaubte.

Durch solche Anstrengungen gelang es ihr nicht allein, den Alten zu ernähren, sondern ihm auch noch manche Bequemlichkeiten zu verschaffen, die er im Gefängniß hatte entbehren müssen, und bald wurde ihr die unaussprechliche Freude zu Theil, daß in dieser günstigeren Lage, bei dem Genuß der reinern Luft, der reinsten kindlichen Liebe, nicht allein der alte Mann an Gesundheit merklich zunahm, sondern sogar zuweilen heitere Augenblicke hatte, in welchen der verirrte Geist sich zu erkennen schien. Dann weinte Emma Thränen der Wonne, verdoppelte ihren Eifer, und verhehlte sich selbst die Abnahme ihrer Kräfte.

Aber unmöglich konnte diese Ueberspannung lange währen, der starke kindliche Geist war dem schwachen Körper zu weit vorausgeeilt; mit Schaudern mußte Emma sich bekennen, daß eine überhandnehmende Mattigkeit jedes ihrer Glieder lähme, und der schreckliche Augenblick vielleicht nicht fern mehr sei, wo sie, zur Arbeit gänzlich unfähig, selbst verschmachtend, den Vater neben sich werde verschmachten sehen. Von diesem furchtbaren Bilde ergriffen, beschloß sie endlich (trotz dem Widerwillen, den sie empfand, ihre Liebe und Sorge mit einander zu theilen), an Ottilien zu schreiben, und sie einzuladen, mit ihr vereint, des kranken Vaters Pflege und Erhaltung zu übernehmen. Doch hütete sie sich wohl, auch nur ein Wort entschlüpfen zu lassen, welches Ottilien verrathen konnte, daß eine

Schwester es sei, von der sie aufgefordert werde. »Soll ich,« dachte sie, »den Vater in den Augen der Tochter herabsetzen? — nimmermehr! — genug daß ich weis, ich bin ihre Schwester, und wenn sie erfährt, was die Fremde für ihren Vater that, so wird sie auch mich schwesterlich lieben.«

Emma's Brief goß wider Vermuthen neues Leben in Ottiliens Brust, und beschleunigte wohlthätig den Umlauf ihres schleichenden Blutes; denn welche Arznei ist kräftiger für einen Körper, der nur unter dem Drucke eines beladenen Herzens seufzt, als die Aussicht zu einer Thätigkeit, in welcher Pflicht und Liebe sich vereinen. Die Nachricht, welche Emma hinzugefügt hatte, daß zur völligen Genesung ihres Vaters Hoffnung vorhanden, und daß es bereits Augenblicke gebe, in welchen er seiner sich bewußt sei, versetzte die Kranke in eine taumelnde Freude. So verwandelt, mit dem Briefe in der Hand, mit glühenden Wangen und funkelnden Augen, fand sie der erstaunte Pfersberg. Sie flog ihm entgegen, und bat ihn, den Brief zu lesen. Er that es, betrachtete sie gerührt, und fragte sanft: »was wollen Sie thun?«

»Ist das noch eine Frage?« erwiederte Ottilie mit schönem Unwillen, »soll ich von der Fremden mich beschämen lassen? — Auch ich kann arbeiten, und dem Himmel sei Dank, mir hat in dieser Stunde Gott alle meine Jugendkräfte plötzlich wieder gegeben!« —

»Lassen Sie sich nicht täuschen, liebes Mädchen, durch die Lebhaftigkeit eines Gefühls, die nur durch Ueberspannung erzeugt wurde. Sie wollen Ihren Vater durch ihrer

Hände Arbeit ernähren, das ist schön, und würde allerdings sehr belohnend für Ihr Herz sein; doch Sie dürfen sich auch nicht verhehlen, daß Sie, bei diesem zarten Körperbau, dem Unternehmen nicht gewachsen sind, darum müssen Sie jenem süßern Lohn entsagen, und sich begnügen, zu Erreichung ihres frommen Zweckes, ein anderes Opfer zu bringen, das Ihnen, ach! vielleicht noch schwerer wird. Sie verstehen mich. Vergebens habe ich Sie bis jetzt gebeten, über mein Vermögen zu schalten, und ich fühle wohl, daß bei Ihrer Denkungsart meine Bitte stets unerhört bleiben wird, so lange Sie mir nicht ein Recht einräumen, Ihnen meine Hilfe aufzudringen. Ich sage weiter nichts. An Ihnen ist es, zu entscheiden. Das allein darf ich noch hinzufügen, daß, wenn Sie meine Hand verschmähen, Sie wenigstens den Ersatz mir schuldig sind, aus dieser verschmähten Hand die Hälfte dessen zu empfangen, was mir der Zufall gab.»

»Ich bin die Ihrige!» schluchzte Ottilie, indem sie von seinem Edelmuthe überrascht, sich an seinem Busen warf.

»Doch Sie haben gelesen, mein Vater hat, Gott sei Dank, wieder helle Augenblicke. Jetzt kann ich, ohne seinen Segen, keine Verbindung schließen. Kommen Sie zu seinen Füßen, und empfangen Sie dort den Schwur meiner Treue, das Gelübde meiner zärtlichsten Freundschaft!» —

Nicht mit jugendlichem aufbrausenden Entzücken, aber mit herzlichem Vergnügen, mit dankbarer Innigkeit, schüttelte er Ottiliens Hand und küßte sie auf die Stirn. Schnelle

Anstalten zur Reise wurden sogleich getroffen, obgleich Frau Bartels der Meinung war, daß man durchaus die Vermählung zuvor in Grafenrode feiern sollte; denn einmal schicke es sich nicht, daß die Braut mit dem Bräutigam, ohne copulirt zu sein, in den Wirthshäusern herumfahre; und dann, was würde der Herr Bürgermeister, was der Herr Diaconus Pumpfel dazu sagen?

Die erste Bedenklichkeit hob Ottilie durch den Vorschlag, die Frau Muhme mitzunehmen als Ehrenwächterin, und dieser Gedanke hatte so viel Reizendes für die muntere Frau Bartels, daß sie die zweite Bedenklichkeit darüber vergaß. In Ottiliens Vaterstadt gab es ja noch so viele Menschen, die ihre Meinung über dies und jenes noch nicht gehört hatten, und der alte Klumm selbst; nun konnte man ihm doch einmal mündlich sagen, wie man es an seiner Stelle gemacht haben würde.

Die Reise wurde schnell und glücklich vollbracht, nur die Muhme hatte das Unglück, eine Schachtel mit ihrer schwarzen Sammtkappe auf einer Station zu vergessen. Sie war untröstlich darüber. Als aber Pfersberg eine Stafette zurücksandte, welche mehr kostete, als die ganze Kappe werth war, kehrte auch ihre Heiterkeit schnell zurück, und die Galanterie ihres Reisegefährten machte so tiefen Eindruck auf ihr verschrumpftes Gemüth, daß sie, vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben, bekannte, »besser hätte sie selber es nicht zu machen gewußt.«

10. Der Knoten löst sich.

Ottiliens Empfindungen bei der Ankunft in ihrer Vaterstadt, und als sie die enge, steile Treppe zu Emma hinauf stieg, und als sie die Thür des kleinen Zimmers öffnete, und ihren Vater erblickte, wie er emsig beschäftigt war, einem Zeisig Wasser ziehen zu lehren — alles das mit Worten zu malen, wäre kühn. Anfangs erkannte der alte Klumm seine Tochter nicht; als aber Emma ihren Namen nannte, und ihre Thränen heiß auf seine dürre Hand fielen, da schien er nach und nach sich zu besinnen: »ei Ottilie, lebst du auch noch?« sagte er freundlich, »wo bist du gewesen? sieh ich bin alt und schwach geworden — warum hast du mich verlassen? es wäre mir übel ergangen, wenn mir Gott diesen Engel nicht gesandt hätte.—«

»Ihr Befehl,« schluchzte Ottilie, durch seinen Vorwurf heftig erschüttert; und sogleich nahm Emma das Wort, erklärte, erinnerte, weckte stufenweise sein Gedächtniß. Er war sehr aufmerksam, und schien dann und wann wie aus einem Traume zu erwachen. »Ja, ja,« sagte er endlich, »ich weiß noch Alles; nun, nun, weine nur nicht« — (er streichelte Ottilien mit der Hand über das Gesicht) »es hat mir dennoch an nichts gefehlt. Ich hatte ja noch eine Tochter« —

Schnell unterbrach ihn Emma wieder, um es zu keiner weitern Aufklärung kommen zu lassen. »Ihr guter Vater,« sagte sie hastig, »hat mir erlaubt, den Tochter-Namen mit Ihnen zu theilen.« —

»O meine Schweſter!« ſtammelte Ottilie, und drückte die Edle ſchweſterlich an ihre Bruſt.

Nach den erſten ſtürmiſchen Augenblicken begann ſie zu erzählen, wie es ihr in Grafenrode ergangen, und wie ſie gekommen, um den Segen zu einer Verbindung zu erbitten, durch welche ſie ihm ein glückliches, ſorgenfreies Alter zu bereiten hoffe. Mit Schrecken und Betrübniß hörte Emma, daß ſie künftig keinen Theil mehr an dem Unterhalt ihres Vaters nehmen ſollte, und zum erſten Male ſtand ſie in Verſuchung, ein Geheimniß zu verrathen, auf welches ſie ein Recht zum Widerſpruch gründen konnte. Der Alte murmelte unverſtändliche Worte in den Bart, hub einigemal an zu ſprechen, brach wieder ab, rieb ſich die Stirn, ſchien in ſeinem Gedächtniß etwas zu ſuchen. »Hm! hm!« ſagte er endlich, wie iſt mir denn, Ottilie? ich hätte darauf geſchworen, du wärſt ſchon verheirathet?«

»Mein Vater hatte einſt die Abſicht« — erwiederte Ottilie mit niedergeſchlagenen Blicken, »mich mit dem Kammeraſſeſſor von Stolzenbeck —«

»Ach, nicht doch!« unterbrach ſie Klumm, »das war ja längſt vorbei. Ich meinte, ein Anderer — doch das hat mir wohl nur geträumt.«

Emma zog Ottilien bei Seite, um ihr zu erklären, daß der Alte wahrſcheinlich von Theodor ſpreche, der noch im Gefängniß um ſie geworben.

»Und Sie wußten das?« fragte Ottilie mit großen Augen. —

»Ich war gegenwärtig.« —

»Und Sie hatten nichts dagegen?« —

»Ich sollte das Glück meines Wohlthäters verhindern? ich, die ich seine unaussprechliche Liebe zu Ihnen kannte?« —

Ottilie wollte antworten, die Scham verschloß ihr den Mund. »Aber,« stotterte sie endlich, »mein Vater hatte diese Verbindung mit seinem Fluche bedroht?«

Bebend erfuhr sie von Emma, wie schon längst mildere Gesinnungen in der Brust des Alten die Oberhand gewonnen, und wie er dem Jüngling in ihrer Gegenwart versichert habe, er überlasse die Wahl eines Gatten dem Herzen seiner Tochter.

Jetzt bedurfte Ottilie ihre ganze Kraft, um das Opfer zu vollbringen, zu dem sie entschlossen war. Doch, der Gedanke, daß Theodor, von dem auch Emma nichts wußte, schwerlich jemals zurückkehren werde, und mehr als Alles, die Vorstellung, durch abermaliges Wanken des edlen Pfersbergs Achtung zu verlieren, stärkten sie in dieser bittern Stunde, und muthig bat sie ihren Vater um die Erlaubniß, ihm Nachmittags den Eidam zuzuführen. Es geschah, und Pfersberg gewann den Alten sehr bald durch seine Treuherzigkeit. Mit Frau Bartels hingegen konnte er sich nicht vertragen, denn sie wollte ihn in der ersten Viertelstunde eine neue Manier lehren, um seinem Zeisig das Wasserziehen beizubringen.

Ottiliens Vermählungstag wurde nur noch auf einige Wochen hinausgeschoben, um indessen eine bequeme Woh-

nung für die ganze Familie einzurichten. Daß auch Emma zu derſelben gezählt wurde, obſchon ſie keinen Anſpruch geltend machte, wird der Leſer Ottiliens Herzen zutrauen. Seitdem Emma ihre ganze Geſchichte, mit Ausnahme des Geheimniſſes, der Schweſter mitgetheilt, ihr Verhältniß zu Theodor aufgeklärt hatte, ſeitdem wurde ſie aufrichtig von ihr geliebt, ja, Ottilie trug um ſo zärtlichere Sorgfalt für Emma, da ſie dieſelbe gleichſam als ein Vermächtniß ihres Theodor betrachtete. Auch ihr gutes Minchen vergaß ſie nicht, und würde ſie nicht vergeſſen haben, wenn ſie auch nicht mit Theodor verwandt geweſen wäre. Aber freilich mußte ſie ſich ſelbſt bekennen, daß ſie ihr ehemaliges Kammermädchen vielleicht einige Tage ſpäter würde aufgeſucht haben, wenn ſie nicht die leiſe Hoffnung genährt hätte, durch ſie etwas von den Schickſalen des Geliebten zu erfahren. Leider wußte Minchen auch nichts weiter, als Stadtklatſchereien: »ach! rief ſie ſeufzend, er ſoll ſeinen Glauben verläugnet haben!» —

»Das iſt nicht wahr!» ſagte Ottilie heftig. —

»Das gebe Gott!» erwiederte die wackere Frau, und ſeit dieſem Augenblicke wurde Theodors Name nicht mehr zwiſchen ihnen genannt, und Ottilie ſah den Tag ihrer Vermählung, zwar beklommen, aber mit Entſchloſſenheit heranrücken.

»Was gibt's gutes Neues?» fragte Florio den Poſthalter auf der letzten Station vor ſeines Freundes Geburtsort. Der geſchwätzige Mann erzählte Allerlei, was die Reiſen-

den wenig interessirte. Endlich hub er an: »wenn Sie etwa bekannt im Klumm'schen Hause sind, so können Sie Morgen einer großen Hochzeit beiwohnen.« —

»Schon wieder eine Hochzeit im Klumm'schen Hause? vermuthlich heirathet er seine Maitresse?« —

»Maitresse? hä! hä! hä! nein, die Sünde ist ihm abgestorben, aber übrigens sitzt der alte Bösewicht dem Glücke schon wieder im Schooße, denn er hat einen reichen Schwiegersohn gefunden, der ihn fürstlich hält. Morgen, wie gesagt, wird die Vermählung gefeiert.«

»Ist Mamsell Klumm so bald zur Witwe geworden?«

»Witwe? sie war ja noch nie verheirathet.« —

Theodor glühte und erblaßte wechselsweise. Florio berief sich auf den tauben Konsul zu Smyrna, der bei ihrer Vermählung gegenwärtig gewesen. Der Posthalter wußte dieses Räthsel nicht zu lösen. »Aber ist sie denn nicht nach Italien gereist?« —

Auch das war ihm unbekannt. Seines Wissens sei sie blos in Grafenrode gewesen, von wo sie vor einigen Wochen in Gesellschaft ihres Bräutigams hier durchpassirt sei. »Eine bildschöne Person,« fügte er hinzu, »ich habe mir sie recht betrachtet, als sie da auf der nämlichen Stelle saß, wo jetzt der Herr Doktor zu sitzen belieben.«

Theodor sprang auf und rannte in den Garten.

»Wie heißt denn der Bräutigam?« fragte Florio.

Der Posthalter schlug sein Buch auf, und nannte den Namen Pfersberg. —

»Pfersberg?« rief Florio erstaunt, »was Teufel! gibt's auch noch einen Pfersberg in der Welt? — wer ist er? woher kommt er?« —

»Damit weiß ich nicht zu dienen.« —

»Jung oder alt? —«

»Ein Mann bei Jahren, aber noch rüstig.« —

Florio eilte seinem Freunde nach, der, als er ihn erblickte, ihm schon von ferne zurief: »wenn du mich liebst, so laß uns umkehren.«

»Mit nichten,« erwiederte Jener, »zuvor laß uns die wunderliche Geschichte aufklären. Ein Mädchen ist unverloren, so lange sie noch nicht in die Brautkammer verschlossen worden. Und überdies habe ich selbst vielleicht ein größeres Interesse bei der Sache als du denkst. Doch dafür hast du jetzt keinen Sinn. Ich will dir auch keineswegs zumuthen, bei der Entwickelung des Knotens gegenwärtig zu sein, denn es wäre doch möglich, daß es schief damit abliefe. Allein, erwarten sollst du mich hier. Ich fliege in die Stadt, noch in dieser Nacht kehre ich zurück, und bringe ich dir eine Hiobspost, so machen wir auf der Stelle linksum.«

Ohne seines Freundes Antwort abzuwarten, sprang er in den Wagen und jagte nach der Stadt. Dort nahm er sich nicht einmal so viel Zeit, die Reisekleider zu wechseln, sondern ließ sich alsobald Klumm's Wohnung zeigen, trat mit Herzklopfen in das Haus, und begehrte den Bräutigam ohne Zeugen zu sprechen. Er wurde in ein abgelegenes Zimmer geführt, und Pfersberg erschien. Florio betrachtete

ihn lange mit großen Augen, in welchen ein seltsames Gemisch von Empfindungen schwamm. Pfersberg, erstaunt über sein Schweigen, und durch seine Blicke auf etwas Wichtiges vorbereitet, fragte endlich nach seinem Begehren.

»Gott sei Dank!« hub Florio an, »Ihre Gestalt flößt mir Zutrauen ein,« — und nun erzählte er ihm kurz und bündig Alles, was er von Theodors und Ottiliens Liebe wußte.

»Sie erzählen mir nichts Neues,« sagte Pfersberg gelassen, »aber dieser Theodor ist verschwunden und scheint seine Geliebte vergessen zu haben.«

»Das hat er wohl bleiben lassen,« erwiederte Florio hastig, »er sitzt auf der nächsten Station; dort erfuhr er Ihre Vermählung, gerade in dem Augenblicke, als er eilte, ein mühsam erworbenes Vermögen ihr zu Füßen zu legen, und ich möchte kaum dafür stehen, daß er nicht eben jetzt sich aus Verzweiflung vor den Kopf schießt.«

Pfersberg wurde heftig durch diese Nachricht erschüttert. Er saß lange stumm und betäubt; auch Florio schwieg, verwandte aber kein Auge von ihm.

Nach einem schweren, sichtbaren Kampfe ermannte sich Pfersberg und erklärte mit Würde: »Wenn es sich so verhält, so eilen Sie zurück, und sagen Sie Ihrem Freunde, daß ihn Ottilie noch liebt. Er soll kommen, sie aus meiner Hand zu empfangen.«

»Bravo!« schrie Florio mit Thränen in den Augen, und drückte den edlen Mann mit Ungestüm an seine Brust.

»Sehen Sie, Herr, wenn Sie sich anders benommen hätten, ich wäre davon gegangen und hätte nicht einmal wissen mögen, ob Sie mein Vater sind?« —

»Ihr Vater?« stammelte Pfersberg.

»Nun, ich meine nur so. Wenn Sie aus Bergheim gebürtig sind —«

»Das bin ich.« —

»Wenn Sie durch verdammte Schikane Landes verwiesen wurden —«

»So ist es.« —

»Weiß Gott! so bin ich Ihr Sohn Ludwig.«

Die Schilderung der nächsten Stunde gebührt keiner Feder, sie will nur empfunden sein. Daß dem verlornen Ludwig kein Aufruf seines Vaters jemals zu Gesichte gekommen, war sehr natürlich zugegangen, denn er las nie Zeitungen. Daß er den harten Namen Pfersberg gegen den harmonischen Florio vertauscht, war eine musikalische Grille gewesen; denn er hatte wahrgenommen, daß, um in der großen Welt ein sicheres Fortkommen zu finden, der Tanzmeister einen französischen, und der Tonkünstler einen italienischen Namen tragen muß.

Schon war über dem Entzücken der Wiedergefundenen die Nacht hereingebrochen, als sie sich erst erinnerten, daß noch außer ihnen Jemand auf der Welt sei. Ottilie hatte herüber gesandt und Pfersberg ersuchen lassen, den Fremden mit zur Gesellschaft zu bringen; allein er antwortete lächelnd: »heute kann der Fremde nicht erscheinen, doch

ich habe ihn auf morgen zur Hochzeit gebeten.» Darauf unterrichtete er seinen Sohn, wie er Ottilien zu überraschen wünsche, und trieb ihn selbst an, eilig dahin zurückzukehren, wo der hoffnungslose Liebende seiner harrte. Florio war fast närrisch vor Freuden und accompagnirte auf dem ganzen Wege das Posthorn mit seinem Jubelgeschrei. Als er um Mitternacht vor dem Posthause hielt, war sein erstes Wort: Champagner! und da keiner zu haben war, nahm er seinen Freund beim Kopf und schrie: »Ich wette, ich mache dich betrunken auch ohne Champagner!»

Wohl taumelte Theodor wie ein Betrunkener, als Florio seine Neuigkeiten auspackte. Taumelnd stieg er in und aus dem Wagen; nur lautes Lachen und lautes Schluchzen machten dem Uebermaße des Entzückens Luft.

Ottilie bemerkte schnell eine Veränderung an Pfersberg, als er wieder zur Gesellschaft kam. Er war so still, so einsilbig, sein Auge ruhte oft mit so freundlicher Wehmuth auf ihr. »Es muß etwas vorgegangen sein,» sprach sie zu sich selbst, als sie am späten Abend zum letzten Mal ihre jungfräuliche Zelle betrat; aber was? das vermochte sie nicht zu enträthseln.

Der Hochzeittag brach an. Schon am frühen Morgen hatte sich Ottilie in ihres Vaters Kammer gestohlen, hatte den blassen Greis unruhig schlummern sehen, und war an seinem Bette niedergekniet, um betend Kraft und Muth aus dem Anblick des Greises zu schöpfen, dem sie heute das Opfer ihrer ersten Liebe bringen wollte. Gestärkt erhob

sie sich, und mit der Ruhe, welche das Bewußtsein des nahen Vollbringens einer guten That gewährt, ließ sie sich von Minchen festlich kleiden, die an diesem Tage die Freude sich nicht wollte nehmen lassen, ihr Amt noch Einmal zu verwalten.

Einfach, doch reizend geschmückt, saß sie an Emma's Seite, als man ihr die Ankunft des Bräutigams meldete. Mit hochklopfendem Herzen stand sie auf, ihn zu empfangen. Doch wer malt ihr Erstaunen, als die Thüren sich öffneten, und Pfersberg mit Theodor an der Hand herein trat?

Während Ottilie in süßer Ohnmacht in des Geliebten Armen lag, hatte auch Florio seine Emma fest an das Herz gedrückt, und im ersten Schrecken erwiederte sie laut schreiend seinen feurigen Kuß. Alles Mißtrauen war verschwunden. Der bloße Anblick des alten Klumm hatte Florio von der Lächerlichkeit seines Argwohns überzeugt. Schon gestern fachte seines Vaters Zeugniß den nie erloschenen Funken seiner Liebe wieder an, und er sagte ihr kurz und gut: jetzt dürfe sie ihn nicht zum zweiten Male abweisen. Sie schien es auch gar nicht zu wollen, obwohl sie erröthend schwieg.

Die Vermählungsfeier mußte freilich abermals verschoben werden, zu großem Aergerniß der Frau Bartels, die viel sprach und von Niemanden gehört wurde. Zwar, der eingetauschte Bräutigam war bereit, noch diesen Abend mit Ottilien vor den Altar zu treten, allein Florio prote-

ſtirte und beſtand darauf, daß beide Hochzeiten an einem Tage gefeiert werden müßten. Das geſchah wenige Tage nachher, und bei der Tafel behauptete der Vetter Leineweber einen Ehrenplatz, was auch die Muhme Bartels dagegen einwenden mochte.

Der edle Pfersberg erreichte ein hohes, zufriedenes Alter, von Enkeln umgaukelt, im Genuß des ungetrübten häuslichen Glücks zweier Familien. Auch dem alten Klumm friſtete Theodor's Kunſt das Leben noch einige Jahre, doch den himmliſchen Funken konnte er nicht wieder in ihm anfachen; der kindiſche Alte wurde zum Geſpött ſeiner Enkel. Er ſtarb, von ſeinen Töchtern pflichtmäßig beweint und betrauert, kein Segen folgte ihm in's Grab.

Erſt als er todt war, vertraute Emma ihrem Gatten in einer herzlichen Stunde den Grund ihres vormaligen räthſelhaften Betragens, doch nicht eher, bis er durch einen theuern Eid ihr Schweigen gelobt hatte. Er hielt ſeinen Schwur, und die erhöhte Achtung für das Herz ſeiner Gattin war der Lohn ihres Zutrauens. Ottilie erfuhr nie, daß Emma, die ſie ſo gern Schweſter nannte, wirklich ihre Schweſter ſei.

Einladung zur Pränumeration

auf

Iffland's sämmtliche Theaterstücke

in einer neuen, höchst eleganten, sehr wohlfeilen,

und zum ersten Male

ganz vollständigen Ausgabe,

unter dem Titel:

Theater

von

Aug. Wilh. Iffland.

Mit Biographie des Verfassers, dann Porträt u. Facsimile im Stahlstiche.

Diese neue, erste ganz vollständige Ausgabe erscheint

in 24 Bänden, Schiller-Format, klein 8.,

auf feinstem Maschinen-Velinpapier, mit deutlichen Lettern und größter typographischer Eleganz auf Schnellpressen in der rühmlich bekannten Sollinger'schen Officin correct gedruckt, der äußeren Ausstattung nach ganz gleich der neuesten

Original-Ausgabe der Kotzebue'schen Theater.

Die Verlagshandlung wird für die ansprechendste und schönste Ausstattung, so wie für das präcise Erscheinen die-

selbe Sorgfalt tragen, die sie schon bei der von ihr gelieferten neuesten Original-Ausgabe der Kotzebue'schen Theater ꝛc. ꝛc. bewiesen hat.

Der Inhalt des ganzen Werkes wird folgender sein:

Meine theatralische Laufbahn.
Verbrechen aus Ehrsucht. — Bewußtseyn.
Reue versöhnt. — Albert von Thurneisen.
Der Veteran. — Die Jäger.
Das Vaterhaus. — Liebe um Liebe.
Achmet u. Zenide. — Leichter Sinn.
Der Spieler. — Die Kokarden.
Der Hausfrieden. — Friedrich von Oesterreich.
Der Herbsttag. — Die Hagestolzen.
Die Mündel. — Die Geflüchteten.
Die Erinnerung. — Das Gewissen.
Figaro in Deutschland. — Die Verbrüderung.
Die Aussteuer. — Das Vermächtniß.
Der Mann von Wort. — Luasan.
Elise von Valberg — Dienstpflicht.
Die Advocaten. — Frauenstand.
Selbstbeherrschung. — Allzuscharf macht schartig.
Der Fremde. — Der Vormund.
Alte und neue Zeit. — Die Reise nach der Stadt.
Die Höhen. — Scheinverdienst.
Familie Lonau. — Eichenkranz.
Die Künstler. — Die Vaterfreude.
Das Erbtheil des Vaters. — Magnetismus.
Die Hausfreude. — Der Komet.

☞ Ferner:

1. Der Oheim.
2. Die Marionetten.
3. Die Brautwahl.
4. Wohin?
5. Die Einung.
6. Liebe u. Wille.
7. Rückwirkung.
8. Die Nachbarschaft.
9. Der Taufschein.
10. Die erwachsenen Töchter.
11. Duhautcours, oder der Vergleichungs-Contract.
12. Heinrich V. Jugendjahre.
13. Der Flatterhafte, oder die schwierige Heirath.
14. Frau v. Sevigné.
15. Der gutherzige Polterer.
16. Der Müßiggänger.
17. Der Hausthrann.

☞ Die letzteren 17 Theaterstücke sind in keiner andern Ausgabe der dramatischen Werke Iffland's enthalten!

Zwei Bände sind schon erschienen und zu haben.

Alle 14 Tage wird ein neuer Band, beiläufig 250 Seiten stark, im Umschlag broschirt, ausgegeben, und das Ganze wird schon im nächsten Sommer vollendet sein.

Jeder Band kostet nur 20 kr. C. M.!!!

Bei Empfang des ersten Bandes ist der letzte, welcher s. Z. als Rest geliefert wird, vorauszuzahlen.

Wer sogleich für das Ganze vorausbezahlt,

erhält dasselbe

☞ um 2 fl. C. M. billiger!

d. i. alle 24 Bände

anstatt um 8 fl. C. M. für 6 fl. C. M.!!!

☞ Ein Preis, der mehr als beyspiellos billig ist, aber nur bis zum Erscheinen des 10ten Bandes Statt findet.

Iffland! welchem Freunde des Theaters, der Literatur, ja der Bildung überhaupt ist nicht dieser Name ehrwürdig? Seine „Jäger — Dienstpflicht — Elise von Valberg — Hagestolzen — Aussteuer — Selbstbeherrschung — sein Spieler — Mann von Wort — Herbsttag" u. s. w. sind unzählige Male auf unserer Hofbühne mit immer gleichem außerordentlichem Beifalle wiederholt worden. Die modernsten Dramen zeigen wieder ein Bestreben, auf

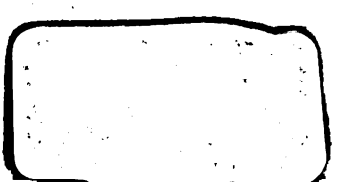
den Weg der Natur zurückzukehren, den Iffland zuerst so erfolgreich eingeschlagen, und so wird keine Zeit und kein Wechsel jemals seinen Werth vermindern oder vertilgen.

Der Wunsch,

die sämmtlichen dramat. Werke Iffland's

in einer schönen, dem jetzigen Geschmack angemessenen, billigen Ausgabe besitzen zu können, ist, da keine der bisher erschienenen Ausgaben weder vollständig ist, noch diesen Anforderungen auch nur entfernt entspricht, so oft ausgesprochen worden, daß wir uns zur Veranstaltung dieser **ersten ganz vollständigen, durch ihre Eleganz und Wohlfeilheit für alle Stände und Vermögens-Verhältnisse gleich geeigneten Ausgabe, hinlänglich veranlaßt und entschlossen haben.**

Pränumeration und Vorausbezahlung wird in der Verlagshandlung und in allen soliden Buchhandlungen der Oesterreichischen Monarchie angenommen.

Buch- und Verlagshandlung
von Ignaz Klang in Wien,
Dorotheergasse Nr. 1105.

70711980